BIBLIOTEKA
MUZEUM ŚLĄSKIEGO
1220
I | 1

Eigenthum der ev. Schule zu

Beuthen a/s.

Die Naturgeschichte

oder

Beschreibung

aller

naturhistorischen Gegenständе,

welche auf sechs bei Fr. Hentze in Berlin herausgekommenen

Wandtafeln

abgebildet sind.

Für den Schul- und Selbstunterricht bearbeitet

von

J. G. Fischer.
Lehrer am Schullehrer-Seminarium zu Neuzelle.

In sieben Theilen.

Berlin.
Verlag von Fr. Hentze.

1840.

Das Thierreich

BI. Nro 26
7.

oder

Beschreibung

derjenigen

naturhistorischen Gegenstände,

welche auf der ersten, zweiten und dritten

Wandtafel der Naturgeschichte

abgebildet sind.

Städt. Lehrer-Bibliothek Bautzen O.-L.
D1.
7a

Für den Schul- und Selbstunterricht bearbeitet

von

J. G. Fischer,
Lehrer am Schullehrer-Seminarium zu Neuzelle.

LEHRER-BIBLIOTHEK BEUTZEN O.-L. STADT

In vier Theilen.

Erster Theil.

Beschreibung der Säugethiere.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin.
Verlag von Fr. Hentze.

1840.

Der Oberbürgermeister der Stadt Danzig
Eingang
Mathematik

Naturwissenschaft

Naturwissenschaftliche Abteilung

1220 I/1

a
43
1936.838

Vorwort
zur ersten und zweiten Auflage.

Aufgefordert, diejenigen Gegenstände zu beschreiben, welche auf den jetzt so allgemein verbreiteten Wandtafeln zur Naturgeschichte *) abgebildet sind, nahm ich mir sogleich vor, bei meiner neuen Arbeit stets das Kind im Auge zu behalten, mithin Alles, was dasselbe wenig fesselt und nicht etwa zu den nothwendigen Merkmalen gehört, hinwegzulassen. An naturhistorischen Schriften für den Lehrer mangelt es ja nicht; vielleicht aber noch an einem Büchlein, welches auch den Schülern einer Elementar-Klasse mit Nutzen in die Hände gegeben werden kann.

Die vorliegenden Beschreibungen verbreiten sich allein über die Säugethiere oder über die Gegenstände auf der ersten Wandtafel des genannten Werks. Ob ich bei

*) Der vollständige Titel des angedeuteten Werkes lautet: „Neue Wandtafeln der Naturgeschichte, oder Abbildungen aus der Naturgeschichte, zum Gebrauche in Gymnasien, Schullehrer-Seminarien und Volksschulen eingerichtet. Verlag von Fr. Hentze (früher in Breslau, jetzt) in Berlin." — Sämmtliche 6 Wandtafeln (einen naturhistorischen Original-Atlas bildend) werden, colorirt und schwarz, auch einzeln gegeben und bestehen in 63 Blatt Roy. Fol.

ihnen immer die rechte Auswahl getroffen, auch stets eine für Kinder von zehn bis vierzehn Jahren passende Schreibart gewählt habe, überlasse ich nicht ohne Bangigkeit dem Urtheile Sachverständiger: denn je weiter ich mit den Beschreibungen fortschritt; desto mehr lernte ich auch die Schwierigkeiten kennen, welche selbst bei einer so leichten Arbeit zu überwinden sind. Wie dürfte ich's wol ferner wagen, zu behaupten, jeden Säuger in seiner wahren Eigenthümlichkeit erfaßt zu haben? Wenn Letzteres sogar Denjenigen schwer fallen möchte, welche Gelegenheit fanden, fast alle diese Thiere zu sehen, die also beobachten konnten, wie sie wohnen, sich nähren, vertheidigen u. s. w.; wie sollte dann wol ich, der ich das Meiste Dessen, was ich hier mittheile, aus größern naturhistorischen Büchern gezogen habe, mich einer solchen Vollkommenheit rühmen? Abwechselung in die verschiedenen Beschreibungen zu tragen, ist allezeit eins meiner Hauptbestreben gewesen. Wer sich hiervon überzeugen will, darf nur die Beschreibungen des Löwen, Hamsters, Eichkätzchens, Windhundes, Lemmings, der ökonomischen Wühlmaus und anderer Thiere mit einander vergleichen.

Abgesehen davon, daß sie Irrthümliches berichtigt, zu kurz Angedeutetes erweitert u. s. w., zeichnet sich die vorliegende Schrift in ihrer neuen Gestalt besonders dadurch aus, daß sie auch auf solche Thiere Rücksicht nimmt, die zwar nicht auf der Wandtafel abgebildet, doch aber immer des Erwähnens werth sind.

Einleitung.

Gesonnen, uns jetzt mit denjenigen Geschöpfen, welche wir Thiere nennen, näher bekannt zu machen, legen wir uns zuvörderst die Frage vor: „wie unterscheiden sich die Thiere von allen übrigen natürlichen Dingen der Erde?“ Die Antwort hierauf erscheint bald leicht, bald schwer: leicht, wenn wir ihnen den mit Vernunft und freiem Willen begabten Menschen, oder die völlig leblosen, mit keinen Organen versehenen Mineralien gegenüberstellen; schwer, wenn wir sie mit den Pflanzen zusammenhalten, und dabei namentlich solche Gattungen und Arten, die sich, wie die Infusorien und Wasserfäden, auf den niedrigsten Stufen befinden, ins Auge fassen. Merket! der wichtigste Unterschied zwischen Thieren und Pflanzen liegt in der Art ihrer Bewegung, die bei den Thieren ohne Reiz, bei den Pflanzen hingegen allein mit Reiz erfolgt *). Die Thiere besitzen ferner einen Mund (mehrere dergleichen Öffnungen zeigen sich nur bei wenigen Gattungen), der zu gewissen Leibeshöhlen, den Därmen, hinführt; auch ist die Zahl und die Lage aller ihrer Theile genau bestimmt. Wie ganz anders steht es nicht auch in dieser Beziehung mit den Pflanzen! Hier sind es bekannter Maßen unzählige Poren, welche die Oberfläche bedecken und die eigenthümliche Speise zu eben so vielen, auf die innigste Weise mit einander verbundenen Kanälen leiten; hier kommt es nicht darauf an, ob vielleicht die eine Pflanze einen Zweig mehr hat, als eine andere derselben Art. Nur vollkommen ausgebildete Pflanzen und Thiere lassen keine Verwechselung zu. — Von nun an richtet eure Blikke blos auf die Thierwelt!

Die Menschen haben sich von jeher bemüht, die Thiere, um sie besser übersehen zu können, in gewisse Klassen, Ordnungen, Familien u. s. w. unterzubringen. Einer ihrer Anordnungen müssen wir nothwendig Folge leisten. So wähle ich denn, und zwar nach dem Vorgange sehr berühmter Männer, diejenige, deren erster oder allgemeinster Eintheilungsgrund auf dem Vorhandensein und der Abwesenheit der sogenannten Wirbelsäule beruht, einer säulenförmigen

*) Eine nähere Auseinandersetzung obigen Unterschiedes findet sich in der Einleitung zu dem ersten Theile meiner Pflanzenkunde.

Linie, die nach hinten liegt, wiederholt vor- und rückwärts gebogen und aus 33 kleinen, unter einander befindlichen Knochen zusammengesetzt ist. Thiere mit einer solchen Säule heißen Wirbelthiere; Thiere ohne dieselbe wirbellose Thiere. Wie es uns ferner möglich wird, jedes dieser beiden großen Thierlande (so nennt man wol jene Abtheilungen) in vier Stükke zu zerlegen, lehrt genügend nachstehende Übersicht:

Oberes Thierland.

Wirbelthiere

mit warmem Blute und		mit kaltem Blute und	
mit Säugebrüsten:	ohne Säugebrüste:	mit einer Lunge:	ohne eine Lunge:
Säugethiere.	Vögel.	Amphibien.	Fische.
Klasse I.	Klasse II.	Klasse III.	Klasse IV.

Unteres Thierland.

Wirbellose Thiere.

mit deutlich gesonderten Organ-Systemen; ferner		ohne deutl. von einand. gesond. Organ-Syst.:
mit Gelenken an ihr. Gliedern:	ohne Gelenke an denselben; (Glied. oft gänzl. fehl.) endlich	(bei dies. Thieren zeigt sich fast Alles in einer sehr bedeutenden Unvollkommenheit).
(nächst d. Gliederung ist das schöne Ebenmaß d. Körperth. zu bemerken).	mit schleimigem, mehr oder weniger kugelig. Körper:	mit geringeltem, mehr oder weniger lang gestreckt. Körper:
Insekten.	Weichthiere.	Eigentl. Würmer.
Klasse V.	Klasse VI.	Klasse VII.
	Ur- od. Halbthiere.	
	Klasse VIII.	

Um nicht in die unangenehme Lage versetzt zu werden, Manches zwei Mal sagen zu müssen, bemerke ich mit Rücksicht auf die Eintheilungsgründe, welche hier obwalten und euch unmöglich alle ganz klar geworden sein können, kurz Folgendes:

1. Der oberste Eintheilungsgrund, welcher sich bekanntlich über den Mangel und die Anwesenheit der Wirbelsäule verbreitet, kann uns nur insofern zuweilen irre leiten, als die Entwikkelung des genannten Körpertheils schon lange vor seinem deutlichen Hervortreten beginnt. Als Beispiel hierzu diene der gemeine Dintenfisch, Sepia officinalis.

2. Wer nicht gesonnen ist, bei der Eintheilung der Wirbelthiere die Temperatur des Blutes zu berücksichtigen, merke sich wohl, daß die Wirbelthiere mit warmen Blute stets ein Herz mit zwei Kammern und zwei Vorkammern, die Wirbelthiere mit kaltem Blute hingegen ein Herz nur mit einer Kammer und einer Vorkammer besitzen. Leider sind auch

diese Theile bei den Amphibien der Veränderung unterworfen; immer beständig erscheinen sie bei den Säugethieren, Vögeln und Fischen.

3. Die Eintheilung der warmblütigen Wirbelthiere in Säugethiere und Vögel bereitet uns keine Schwierigkeit. Anders steht es mit den kaltblütigen, die auf ihren untersten Bildungsstufen uns wirklich darüber in Zweifel lassen können, ob sie den Fischen, oder den Amphibien angehören. So präget euch denn ferner ein, daß die Amphibien eine durchbrochene, die Fische aber eine undurchbrochene, d. h. mit der innern Mundhöhle nicht in Verbindung stehende Nase besitzen!

4. Über die Eintheilungsgründe bei den wirbellosen Thieren wird später, sobald wir nämlich bis zu ihnen vorgeschritten sind, das Nähere mitgetheilt werden. Sie erscheinen allerdings sehr unvollständig und bedürfen daher vor Allem der Erörterung.

Erste Klasse.

Säugethiere. Mammalia.

Alle Thiere, welche auf der vor euch hängenden Wandtafel abgebildet sind, haben eine Wirbelsäule, warmes Blut, und säugen ihre Jungen, die sie lebendig zur Welt bringen, eine Zeitlang an ihren Brüsten. Das erste Merkmal unterscheidet sie blos von den Würmern und den Insekten; das zweite außer diesen Thieren noch von den Fischen und den Amphibien; das dritte endlich hauptsächlich von den Vögeln, denen sie in vielfacher Hinsicht sehr nahe stehen. Kein Name bezeichnet sie treffender, als Säugethier. Sie vierfüßige Thiere zu nennen, ist deshalb nicht räthlich, weil nicht alle vier Füße besitzen, und es auch solcher Amphibien, welche die Natur, gleich ihnen, mit vier äußern Bewegungs-Werkzeugen begabt hat, in Menge giebt. Schließt denn der Name vierfüßiges Thier etwa nicht die fischähnlichen Säugethiere aus? und umfaßt er andererseits nicht auch alle Frösche, Eidechsen und Schildkröten? Eben so wenig anempfehlenswerth, als vierfüßiges Thier, ist der Name lebendig gebärendes. Gegen diese Benennung, welche allerdings jedem Säugethiere zukommt, würden wir nur dann nichts einzuwenden haben, wenn es nicht auch Schlangen, ja selbst Fische, gebe, die ihre Jungen gleichfalls lebendig zur Welt bringen. Vor allen solchen Verwirrungen bewahrt uns der Name Säugethier; denn kein anderes Thier besitzt Säugebrüste, und blos bei zwei Säugern, nämlich dem Schnabelthier und dem kap'schen Ameisenbären (ersteres ist auf unserer Wandtafel abgebildet), haben die Naturforscher bis jetzt diese nothwendigen Theile noch nicht entdeckt.

Wie verschieden die Säugethiere an Größe, Gestalt, Bedekkung u. s. w. sind, lehrt euch schon ein flüchtiger Blick auf unsere Wandtafel. Welch' ein Abstand z. B. findet sich nicht zwischen dem riesigen Elephanten und der zwergigen Hausmaus? dem zierlichen Edelhirsch und dem häßlichen Pavian? dem unbändigen Roß und dem geduldigen Schafe? dem strömeblasenden Wal und der ausgelassenen Ratte? Gegensätze von solcher Beschaffenheit finden sich nicht in der Vögelwelt. Und sie sowol, als auch noch manche andere, werden noch ungleich mehr hervortreten, wenn ihr mit den abgebildeten Thieren die nachfolgenden Beschreibungen verbindet, zu deren vollkommenem Verstehen ihr blos nöthig habt, euch mit einigen, die Füße, die Nägel der Zehen, die Zähne

und die bedekkenden Theile betreffenden Ausdrükken bekannt zu machen.

Es heißen:

A. Die Füße:

1. Hände, wenn der Daumen (so heißt die innere Zehe) jeder andern Zehe entgegengesetzt werden kann (die Affen zeichnen sich durch händeartig gebildete Füße aus);

2. Tatzen, wenn die Sohlen sehr breit sind und die innere Zehe wenigstens der Vorderfüße jene Geschicklichkeit nicht besitzt (die Bären liefern Beispiele);

3. Pfoten, wenn der Daumen gänzlich fehlt, die Füße aber dennoch die Dienste der Hände verrichten können (betrachtet Mäuse, Hasen, Eichkätzchen u. s. w., während sie fressen!);

4. Finnen oder Flossen, wenn die Zehen durch eine harte Haut, oder gar durch Fleisch, mit einander verbunden und höchstens nur noch an den vorstehenden Nägeln zu unterscheiden sind (Seehunde und Wallrosse besitzen Finnen).

Merket hierbei!

a) Der äußern Gliedmaßen giebt es bei jedem Säugethiere vier; freilich aber treten sie nicht immer deutlich hervor, sondern lassen sich zuweilen, wie bei den Walen, nur am Gerippe nachweisen.

b) Die gewöhnliche Zahl der Zehen ist fünf. Wenn deren weniger werden, so verschwindet zuerst der Daumen, nachher die kleine Zehe, weiter die zweite Zehe oder der sogenannte Zeigefinger u. s. w.

B. Die Nägel der Zehen:

1. Nägel vorzugsweise, wenn sie ganz flach, wie bei dem Menschen, die obere Fingerspitze bedekken;

2. Klauen, wenn sie sich spitzig und krumm verlängern (betrachtet die Zehen unserer Hunde und Katzen!);

3. Krallen, wenn sie zwar sehr lang, aber nur wenig gebogen sind (die Ai, Gürtelthiere und Ameisenfresser besitzen dergleichen bewaffnete Füße);

4. Hufe, wenn sie die Spitze der Zehen, gleich einem Schuhe, völlig umgeben (sehet die Zehen des Pferdes, Ochsen, ganz besonders aber des Schweins!).

Merket wieder!

a) Die längsten Zehen haben die Fledermäuse; die stärksten hingegen, weil sie ihnen als Waffe dienen müssen, die Raubthiere. Schaufelartig gebildete Nägel treffen wir bei den erdgrabenden Säugethieren an.

b) Ist der Fuß ein Huffuß; so achte man wohl darauf, ob jede Zehe ihren besondern Schuh besitzt (Schwein), oder ob zwei oder drei Zehen (Kuh, Ziege), ja vielleicht alle (Pferd) in einem gemeinschaftlichen Schuhe stekken.

C. Die Zähne,

und zwar

a. Die Vorderzähne:

1. Schneidezähne, wenn sie sich durch Breite und Schärfe auszeichnen;

2. Nagezähne, wenn sie von den Backenzähnen durch eine Lücke getrennt und in der Regel nicht mehr, als zwei, vorhanden sind (Mäuse, Hasen, überhaupt alle Nagethiere).

b. Die Eckzähne:

Hauer, wenn sie nicht nur etwas gebogen sind, sondern auch über die Vorderzähne bedeutend hervorragen (wildes Schwein).

c. Die Backenzähne:

1. Mahl- oder Blätterzähne, wenn sie eine ebene Krone, oder auf derselben höchstens einen runden Höcker besitzen (Ochse, Schaf, überhaupt alle pflanzenfressenden Thiere);

2. Reißzähne, wenn sie sich, wie bei dem Hunde, der Katze und den andern reißenden Thieren, in mehrere Spitzen endigen.

Merket weiter!

a) Wir nehmen an jedem Zahne mindestens zweierlei Masse, nämlich den Schmelz und die eigentliche Knochen-Substanz, wahr: ersterer zeichnet sich durch seine größere Härte aus, und ist dazu bestimmt, letztere vor der Zerstörung zu sichern.

b) Die Zähne weichen mit Rücksicht auf ihre Zahl und Bildung gar sehr von einander ab. Dies lehren uns beispielsweise die auf unserer Wandtafel abgebildeten Gebisse des Wolfes, Hirsches, Elephanten, des Nashorns u. s. w.

D. Die bedeckenden Theile:

1. Haare, wenn sie rund, kurz und wenig steif, oder auch lang, schlaff und wellig gekräuselt sind (die meisten Säugethiere haben blos dergleichen bedeckende Theile);

2. Borsten, wenn die Haare steif und an der Spitze gewöhnlich gespalten erscheinen (betrachtet das Kleid der Schweine!);

3. Stacheln, wenn sie hornartig sind, auch wol stechen und meist aus mit einander verwachsenen Borsten bestehen (der Igel, die Stachelratte, das Land-Schnabelthier, vorzugsweise aber das Stachelschwein tragen Stacheln);

4. Ziegel, wenn mehrere vereinigte Stacheln eine Fläche bilden, die nur an dem einen Ende in der Haut festsitzt (Schuppenthier);

5. Schilde, wenn die Ziegel überall mit der Haut verbunden sind, also dieselbe, gleich einem Panzer, bedecken (Gürtelthier).

Merket endlich!

a) Es giebt kein Säugethier, dessen Körper nicht mit Haaren bedeckt wäre; selbst die Wale und die Dickhäuter, bei denen sie freilich sehr sparsam erscheinen und gewöhnlich nur bei einer genauen Untersuchung gefunden werden, sind mit ihnen versehen.

b) Wir unterscheiden zweierlei Haare, Woll- und Grannenhaare: erstere zeichnen sich durch ihre größere Feinheit aus, liegen dicht und fast verborgen auf der Haut und tragen das Meiste zur Erhaltung der Körperwärme bei; letztere wieder bewirken, daß wir die Säugethiere bald auf diese, bald auf jene Weise gefärbt erblikken. Die vorherrschende Farbe ist die braune. Weiße Mäuse, weiße Kaninchen u. s. w. gelten mit Recht für Monstrositäten; ganz anders aber verhält es sich mit solchen Thieren, die, wie das Hermelin und der Polarfuchs, regelmäßig für den Winter mit einem weißen Kleide beschenkt werden.

c) Die Feinheit der Haare wird durch das Klima, in welchem die Thiere leben, bedingt; die Krausheit derselben hingegen, falls sich nämlich diese, wie beim Schafe, die ganze Lebenszeit erhält, durch die Pflege und Sorgfalt, welche wir ihnen angedeihen lassen. Die kostbarsten Pelze liefern der Zobel, Biber, die See- und die Fischotter, der Seehund u. s. w.

d) Verlängerte Haare bilden an den Lippen und Backen Schnurren (Springmaus und Eichkätzchen), am Kinn einen Bart (zahme Ziege, Steinbock), auf dem Halse und Rückgrathe eine Mähne (Pferd, Gnu, männlicher Löwe) und am Ende des Schwanzes, der als eine Verlängerung der Rückenwirbelsäule anzusehen ist, einen Büschel oder eine Quaste (Esel, Zebra).

Bei den Säugethieren vermissen wir nie irgend ein Sinnes-Werkzeug: nie das freie, bewegliche, durch zwei Lieder bedeckte Auge, wenn es auch noch so klein wäre; nie läuft die Haut eben, oder nur als Grube über das Ohr hinweg; nie ist die mit vielen Nervenwärzchen versehene Zunge ein bloßer Knorpel ohne Fleisch. Die Nasenlöcher öffnen sich in den Rachen und enthalten vielfach gewundene Gänge. Bei einigen Säugern sind die Finger oder Zehen, bei andern der Rüssel, oder die Bartborsten Werkzeuge des Tastsinns — Alle, ausgenommen das dreizehige Faulthier, das neun hat, besitzen sieben Halswirbel, die kurzhälsigen Wale eben so gut; wie die langhalsigen Giraffen und Kameele. Schlüsselbeine finden sich blos bei denjenigen Säugethieren, welche ihre Vorderfüße wie Hände gebrauchen. Die Zahl der Lendenwirbel ist bei den gewandten springenden Thieren am bedeutendsten. An die Rückenwirbel, deren Zahl zwischen 11 und 23 wechselt, sind die Rippen befestigt, die in ächte und unächte geschieden werden: jene stehen zu oberst an und verbinden sich vorn mit einem aus mehrern Stücken zusammengesetzten Brustbeine; diese haben ihre Stelle tiefer und sind nicht mit dem genannten Beine verbunden. — Je unvollkommner das Thier ist, desto mehr verflacht sich der Schädel, desto bedeutender treten die Kieferknochen hervor; je vollkommner, desto gewölbter ist die Stirn, desto mehr weichen die Kiefer zurück. Alle Schädelknochen sind durch Nähte vereinigt. —

Die Säugethiere leben entweder im Wasser, im Sumpfe, oder auf dem Lande, und zwar im letztern Falle bald über, bald unter der Erde. Manche unternehmen wol auch gesellschaftliche Reisen in entfernte Gegenden. Sie nähren sich ferner theils von Fleisch, theils von Pflanzen, theils von beiden Stoffen zugleich, und erfassen, zermalmen und zerschneiden die Speisen vermittels ihrer Zähne. Die Fleischfresser haben einen einfachen, die Pflanzenfresser einen mehrfachen Magen. —

Der Nutzen und das Vergnügen, welche uns das Pferd, Kameel, Rind, Schaf, die Ziege, der Hund, das Schwein u. s. w. gewähren, ist kaum gehörig zu schätzen; wie hülflos ständen wir ohne diese Thiere da! Welchen Einfluß haben nicht ferner die Hirsche, Rehe, Hasen und andere Jagdthiere auf unsere Lebensweise! Wie viele Menschen beschäftigt allein der Wallfisch! wie viele andere kleiden die katzen- und die wieselartigen Thiere: die Tiger, Panther, Zobel, Hermeline u. s. w.! — Der Schaden, den Mäuse, Hamster, Wiesel, Marder, Wölfe u. s. w. anrichten, ist gegen den höchst bedeutenden Nutzen, welchen wir von den Säugethieren ziehen, fast für nichts zu achten. Sowol Dies, als noch so manches Andere, wird euch in den Beschreibungen der einzelnen Thiere immer aufs neue entgegentreten.

Die nachfolgende Eintheilung der Säugethiere in dreizehn Ordnungen ist nach den Säugebrüsten, den Zehen und Zähnen gemacht.

					Ordnung	Namen
Säugethiere	mit offen dalieg. Brüsten,	mit freien Zehen,	mit vollständ. Zähnen,	mit händeartig gebildeten Füßen:	I.	Vierhänder
				mit nicht händeart. gebildet. Füßen:	II.	Raubthiere
			m. unvollständ. Zähnen,	nur mit Vorder- und Backenzähnen:	III.	Nagethiere
				blos mit Eck- und Backenzähnen:	IV.	Faulthiere
				höchstens mit Backenzähnen:	V.	Züngler
		mit unfreien Zehen,	mit Huffüßen,	mit einhufigen Füßen:	VI.	Einhufer.
				mit zweihufigen Füßen:	VII.	Zweihufer
				mit vielhufigen Füßen:	VIII.	Vielhufer
			mit Flossenfüßen,	mit wahrnehmb. Zehen u. Nägeln:	IX.	Robben.
				fast immer ohne Zehen und Nägel:	X.	Fisch-Säugethiere.
			mit Flatterfüßen, also mit einer Haut zwischen den Zehen:		XI.	Flatterer.
	mit verborg. Brüst.	mit einem Beutel am Bauche, in welchem die Zitzen liegen:			XII.	Beutelthiere.
		ohne einen solchen Beutel, überhaupt mit ganz verborgenenen Säugebrüsten:			XIII.	Vogel Säugethiere.

NB. Wie wol bei jeder andern, finden sich auch bei dieser Eintheilung Säugethiere, deren Stelle im Systeme zweifelhaft erscheint. Ich erinnere beispielsweise an die Fischotter, den Biber und die Wasser-Spitzmaus. Einerseits genöthigt, solche Unvollkommenheiten ganz zu übersehen, freuen wir uns andererseits nicht wenig, die in Rede stehende Aufstellung mit einer neuern, welche die Säugethiere zuvörderst in drei große Gruppen, nämlich in Zehen-, Huf- und Flossenthiere, unterbringt, und die bei deren fernerer Eintheilung besonders die Zähne zu Hülfe nimmt, ziemlich übereinstimmend zu finden.

Erste Ordnung.

Vierhändige Säugethiere. Affen.

Die Affen besitzen offen daliegende Säugebrüste, freie Zehen, alle drei Arten von Zähnen, und, was sie uns vorzugsweise kennbar macht, händeartig gebildete, also mit einem Daumen versehene Füße.

I. Familie.

Eigentliche Affen. Ganzaffen.

Sämmtliche hierher gehörige Affen treten mit Rücksicht auf ihre Gestalt dem Menschen bald mehr, bald weniger nahe; ihr Gesicht ist kahl, oder doch nur mit einem Barte geziert; die Nägel aller Finger sind von gleicher Beschaffenheit.

A.

Affen der alten Welt.

Die Nasenlöcher der Affen Asien's und Afrika's (Europa gehört ursprünglich auch nicht eine Affenart an) liegen vorn, und die Wand, welche sie von einander scheidet, ist schmal; im Innern ihrer Mundhöhle nehmen wir ferner meist Hautfalten oder Backentaschen, und auf ihrem Gesäße Schwielen, d. h. kahle, oder äußerst wenig behaarte Stellen, wahr.

1. Der asiatische Orang-Utang. Pithecus Satyrus Geoffr.

Unter allen Affen steht der Orang-Utang dem Menschen am nächsten. Sein Kopf z. B. erscheint gerundet, die Stirn gewölbt, die Schnauze kurz, das Gesicht kahl, und der ganze Körper, welchem auch die Backentaschen, der Schwanz und die Gesäßschwielen fehlen, von sehr gedrungener Beschaffenheit. Andererseits entfernt er sich aber auch wieder von demselben. Wo z. B. ist bei ihm das helle Auge, der zarte Mund, und das besondere Geschick, sein Haupt frei gen Himmel zu erheben? Wer wüßte ferner nicht, daß seine Arme bis über das Knie hinabreichen, und daß seine Hinterfüße keineswegs Sohlen zum Auftreten, sondern wirkliche, mit stark abgesetzten Daumen begabte Hände sind? Die aufrechte Stellung finden wir selbst bei einem abgerichteten Orang-Utang noch immer sehr gezwungen, überhaupt viel auffallender, als bei einem ganz blödsinnigen Menschen.

Die Naturkundigen unterscheiden den asiatischen von dem afrikanischen Orang-Utang. Ersterer, den wir auf der vor uns hängen-

den Wandtafel abgebildet finden, überschreitet wahrscheinlich nie die Höhe von vier Fuß, ist auf dem kahlen Gesichte bläulichgrau und auf allen übrigen Theilen seines Körpers mit rothbraunen Haaren bedeckt; letzterer, welcher gewöhnlich Pongo und Chimpanzée (P. Troglodytes) genannt wird, erreicht die bedeutende Höhe von sechs Fuß, hat ein braunes Gesicht und trägt ein beinahe eben so gefärbtes Haarkleid.

Der asiatische Orang-Utang bewohnt die dichten Wälder Hinterindiens, vorzugsweise aber der Insel Borneo's. Überall daselbst nährt er sich von Eiern und von Früchten süßer, oder mehliger Beschaffenheit, baut sich Laubhütten zum Schutz gegen die Sonne und benutzt Baumäste als Waffen wider die Anfälle von Menschen und zur Vertreibung der Elephanten aus seinem Bezirk. An Beispielen, daß er Kinder entführt, mit ihnen gelebt und sie wie seines Gleichen gehalten hat, fehlt es nicht. Schon manche junge Negerin ward seine Beute. So listig er mit Rücksicht hierauf auch erscheinen möge; er bleibt doch immer ein garstiges Thier, das Alles zerstört, boshaft und tückisch ist, überhaupt allein die üblen Eigenschaften des Menschen an sich trägt. Nicht selten offenbart er eine außerordentliche Stärke und Gewandtheit. Ihn zu beleidigen, ist daher sehr gefährlich; denn er begrüßt seinen Feind, wie Dies einst ein vornehmer Europäer erfuhr, der unter eine Menge Orang-Utang schießen ließ, mit einem solchen Knüttelregen, daß derselbe zwar viel fühlt, aber wenig hört und sieht, und zuletzt noch froh sein kann, das Leben erhalten zu haben.

Wahr ist es jedoch, das Benehmen eines gezähmten Orang-Utang erregt nicht selten großes Erstaunen. Wisset! ein solcher Affe zog einst Stöpsel aus Flaschen und trank Wein, goß sich Thee in eine Tasse und that Zukker hinzu, aß wol gekochtes, aber nicht rohes Fleisch, wischte sich mit einer Serviette den Mund und erhielt sich an einem Stokke lange Zeit aufrecht; ein anderer wieder lernte mit Messer und Gabel umgehen, sich des Zahnstochers bedienen, bemühte sich, das Schloß an seiner Kette vermittels eines Stäbchens zu öffnen, schnallte die Schuhe ab, löste Knoten auf, machte sich vor dem Schlafengehen sein Lager zurecht und bedeckte sich mit einem Teppich; noch ein anderer ließ sich in seinem kranken Zustande zwei Aderlässe ruhig gefallen, und reichte jedes Mal, wann er sich unwohl fühlte, dem Arzte seinen Arm von Neuem hin. —

Der kluge Mensch wußte auch von der Geschicklichkeit dieses Thieres Vortheile zu ziehen; er richtete dasselbe ab, Holz und Wasser in die Küche zu tragen, den Bratspieß zu wenden, das Segelwerk der Schiffe in Ordnung zu erhalten u. s. w. Selbst bei dem heftigsten Sturme und dem gefährlichsten Schaukeln klettert es mit Behendigkeit bis zu den Spitzen der höchsten Masthäume hinauf, und thut dort oben pünktlich Alles, was man es gelehrt hat. Ein solcher abgerichteter Affe (es war ein weiblicher Chimpanzée), den die Matrosen eines europäischen, nach Amerika segelnden Schiffes mit sich führten, betrachtete sich, und sie auch ihn, wie ihres Gleichen: setzten sich z. B. die Matrosen zu Tische, so nahm auch er seinen Platz ein; tranken sie, so griff er gleichfalls nach seinem Glase und schlürfte den Branntwein hinab. Er war aber auch ein geschickter, äußerst thätiger Schiffsjunge. Leider kam er nicht bis nach Amerika; denn von der Zeit an, als ihn der rohe Ober-Steuermann unbarmherzig geschlagen hatte, weigerte er sich, Speise zu sich zu nehmen und starb auch schon am fünften Tage vor Hunger und Betrübniß. — So klug und gelehrig der Orang-Utang immerhin sein möge; es giebt doch mindestens noch ein Thier, das mit Rücksicht auf jene Eigenschaften über ihm steht: ich meine den Hund.

2. Der braune Pavian. Cynocephalus Sphinx Briss.

Sämmtliche Paviane haben einen schlappen, behaarten Schwanz und viele derselben auch Backentaschen und Gesäßschwielen; ihre Eckzähne ferner sind stark und ragen meist über die Vorder- und die Backenzähne weit hervor. Um sich zu überzeugen, daß sie zu den scheußlichsten aller Affen gehören, dürfen wir nur auf unserer naturhistorischen Wandtafel das Bild des braunen Pavians ins Auge fassen. Ist denn nicht die Gestalt desselben eine wahre Hundegestalt? — So häßlich die Paviane äußerlich erscheinen; so groß ist ihre Bosheit, so anekelnd ihre Unzucht, so widrig noch so manche andere, ihnen eigenthümliche Leidenschaft. Mit Wuth schütteln sie z. B. in der Gefangenschaft ihren Kasten, machen sie abscheuliche Grimassen, zerren sie, um die mächtigen Zähne zu zeigen, ihre Lippen, ja beeilen sie sich gleichsam, jedem Menschen, der sich ihnen naht, ihre unedlen Theile hinzuhalten. Nicht minder wild und unverschämt betragen sie sich in ihrem Vaterlande, wo sie heerdenweise die felsigen Gebirge bewohnen.

Der braune Pavian erreicht eine Höhe von drei bis vier Fuß. Von seinen Gattungsverwandten unterscheiden ihn die blutrothen Gesäßschwielen, das schwärzliche Gesicht, der rostfarbige Backenbart, wie auch die langen, weichen, olivenbraunen Haare, welche die übrigen Theile des Leibes bedecken. Ungeachtet seines starken Gebisses und hundeartigen Aussehens genießt er dennoch nichts lieber, als Baum- und Feldfrüchte. Das Handwerk der Diebe treibt er mit Leidenschaft. Während der Reifernte, welche die Menschen bei Tage und bei Nacht auf dem Felde beschäftigt, fällt er nicht selten in Gesellschaft seiner saubern Brüder über die Dörfer her, und stiehlt hier allen Vorrath, den er fortschaffen kann. Eier, die er gar zu gern auf seinen Tisch setzt, verbirgt er, ohne sie zu zerdrükken, in seinen großen Backentaschen, und zieht erst dann, wann er sich sicher glaubt, eins nach dem andern hervor und verzehrt sie in Ruhe und mit dem besten Appetit. Bei diesen Räubereien kommt ihm seine Geschicklichkeit im Klettern sehr zu Statten. Wer ihn verfolgt, dem schleudert er Steine, Zweige und Früchte, ja selbst seinen eigenen Koth, entgegen; ganz in der Nähe angegriffen, vertheidigt er sich, besonders wenn die Jäger ihn lebendig fangen wollen, mit Muth und Kraft. Drei bis vier unbewaffnete Manner werden zuweilen nur mit Mühe Herr über ihn.

Weniger von dem braunen, als dem gemeinen Pavian erzählt man sich noch sonderbarere Dinge. Letzterer soll, in Angst gebracht, erbärmlich seufzen und heulen, schlafenden Reisenden den Tornister ausleeren, bei seinen Räubereien Wachen ausstellen, nachlässige Aufpasser mit dem Tode bestrafen u. s. w. Gesonnen, einen Garten zu plündern, sorgen diese Affen zuvörderst für die nöthigen Wächter; hierauf klettern einige über das Gehege; alle übrigen endlich bilden, indem sie sich drei bis vier Schritt weit von einander aufstellen, eine lange Reihe und werfen sich gegenseitig die Früchte zu. Stört sie Jemand bei ihren Räubereien, so springen die Jungen in größter Eile den Alten auf den Rükken, und diese wieder fliehen so schnell, wie möglich, bald auf ihre Berge, bald in ihre finstern Wälder hin.

Zwar nicht auf unserer Wandtafel abgebildet, jedenfalls aber einer nähern Kenntniß werth, sind unter den Affen der alten Welt ferner:

a) der gemeine Magot, Inuus sylvanus Geoffr. Wisset! das ist der gelbbraune, gegen zwei Fuß hohe, mit keinem Schwanze, wol aber mit Backentaschen und Gesäßschwielen begabte Geselle, den

wir fast in allen wandernden Menagerien und bei jedem Kameel- und Bärenführer antreffen, und der, um unser Zwerchfell zu erschüttern, bald militärische Übungen nachahmen, bald wieder, überhaupt ganz so, wie es ihm sein Herr befiehlt, nach der Pfeife tanzen muß. Seine Heimath sind die Wälder des nördlichen Afrika's. Merkwürdig genug, findet er sich auch im südlichen Spanien wild, wohin ihn die Mauren schon vor einigen Hundert Jahren gebracht haben. Die Gesellschaft liebt er leidenschaftlich. Gewöhnlich spaziert er auf vier Händen umher, ist immer frech und unbändig, und besitzt Muth und Kühnheit genug, selbst größeren Feinden Maulschellen zu geben und ihre Angriffe durch ein entsetzliches Schreien und Plärren, durch Beißen, wie auch durch Kratzen vermittels seiner langen Nägel abzuweisen. Seine Geschicklichkeit im Klettern ist bewundernswerth. Während er sich z. B. mit den hintern Händen an einem Baumaste festhält, benutzt er die vordern, um Früchte abzubrechen, Junge zu liebkosen, oder auch, um sich gegen seine Feinde zu vertheidigen. Daß wir alle Ursache haben, uns vor ihm in Acht zu nehmen, lehrt uns beispielsweise der Unfall jenes Knaben, welcher, anstatt Dank zu ernten, von einem Magot, dem er einen Teller voll Erdbeeren zu essen gegeben hatte, tüchtig an den Ohren gezaust wurde.

b) der Nasenaffe, Cercopithecus larvatus Briss. Bei diesem Affen ist es weder das buntfarbige Kleid, welches er angelegt hat, noch sein eigenthümliches Geschrei, das nach der Versicherung aller Ohrenzeugen wie Kahau klingt; sondern allein die menschenähnliche, gegen vier Zoll lange, aus dem kleinen, schwarzbraunen Gesichte mächtig hervorgukkende Nase und der zierliche, fast künstlich zugestutzte, aus dichten, aufwärts gerichteten Haaren bestehende Bart, welche denselben unter die merkwürdigsten aller vierhändigen Säuger versetzen. Wie schade, daß nicht auch er sich abrichten und dann sich nach Europa schiffen läßt! Auf der Insel Borneo, die vielleicht seine alleinige Heimath ausmacht, ergötzt er die Einwohner namentlich bei dem Auf- und dem Untergange der Sonne; denn gerade jetzt schaukelt er sich wiederholt auf irgend einem großen Baume, streckt Arme und Beine weit aus, und springt nicht selten mit einer außerordentlichen Gewandtheit von einem Aste zum andern. So mancher seiner Sätze mißt funfzehn bis zwanzig Fuß. Die Behauptung älterer Reisenden, daß er sich bei solchen Wagnissen die lächerlich lange Nase mit einer Hand festhalte, ist von neuern Beobachtern als unwahr erfunden worden.

c) der Perükkenaffe, Colobus polycomos Illig, welcher, weil ihm der Daumen an den Vorderhänden fehlt, den Stummelaffen beigezählt wird. Seinen Namen führt er mit Recht. Die langen, gelblichen, hin und wieder mit Schwarz untermischten Haare, welche von dem Kopfe, Halse, den Schultern und der Brust flatternd herabhängen, verleihen ihm nämlich wirklich das Aussehen, als ob er nach großväterlicher Weise eine Perükke trage. Das Gesicht, wie auch die kurzen, glänzenden Haare, welche seine Arme und Beine bedekken, sind schwarz; der Schwanz hingegen, der in eine zierliche Quaste ausläuft und ungeachtet seiner bedeutenden Länge sich nicht wikkelt, ist schneeweiß, contrastirt daher vortrefflich zur Farbe der andern Körpertheile, und macht den drei Fuß langen, sehr schlank und niedlich gebauten Herrn den Negern von Guinea und Sierra Leona, deren Wälder er bewohnt, um so lieber und angenehmer. Aus dem schönen Felle des Perükkenaffen werden allerlei Beutel und Jagdtaschen bereitet.

d) der Kleideraffe, Lasiopyga nemaea Illig, von dem Jeder behauptet, der ihn in Cochinchina, seinem Vaterlande, gesehen hat,

daß er nicht nur der geputzteste aller Affen, sondern sogar das verschiedenfarbigste sämmtlicher Säugethiere ist. Seine Backen ziert ein gelblicher Bart, seine Stirn eine schmale und seinen Hals eine breite kastanienbraune Binde. Ganz so, wie den letztern, erblikken wir die Stiefeln, d. h. seine Unterschenkel, gefärbt. Erfahren wir endlich noch Dies, daß die Stirn, beide Oberschenkel und die Finger aller vier Hände schwarz, die Vorderarme, der Schwanz und die Lenden weiß, der übrige Kopf aber, wie auch der Bauch, die Brust, der Rükken und die Oberarme, grau sind; ja, dann müssen auch wir gestehen, daß die Farben des beschriebenen Pelzes gar nicht regelmäßiger vertheilt sein können. Wie der Kleideraffe in seinem Vaterlande lebt; welche Freuden und Leiden ihn treffen; ob er wirklich, wie Einige vermuthen, aufrecht gehe und den kostbaren Affen-Bezoar liefere: über dies Alles schweben wir noch immer in großer Dunkelheit, weil er einerseits selten vorkommt, andererseits uns fast gar keine Gelegenheit giebt, ihn in Europa beobachten zu können.

B.

Affen der neuen Welt.

Die Nasenlöcher der amerikanischen Affen liegen seitlich, und die Scheidewand derselben ist breit; der Schwanz fehlt nie, wol aber vermissen wir stets die Gesäßschwielen und die bekannten Hautfalten im Innern der Mundhöhle.

3. Der rothe Brüllaffe. Stentor Senicplus L.

Der rothe Brüllaffe hat ungefähr die Länge und Höhe eines Fuchses und bewohnt bald in größern, bald in kleinern Schaaren mehrere dichte Wälder in der Nähe des Amazonenflusses. Sein Gesicht und seine Ohren sind schwärzlich, seine Jakke und Halbärmel glänzend-gelbroth, seine übrigen Körpertheile aber, nämlich die langen Hosen, der Schwanz, die Vorderärmel, die Halsbinde und die Haube, braunroth gefärbt. Wie der schwarze Klammeraffe, den wir nach ihm beschreiben werden, sitzt auch er beständig auf Bäumen, bricht vermittels seines Wikkelschwanzes Obst ab, schaukelt sich an den Aesten hin und her und soll sich gleichfalls gekauter Blätter, wie eines Wundpflasters, bedienen; anstatt indeß, wie jener, schnell, sanft und lebhaft zu sein, zeigt er sich vielmehr langsam, boshaft, bissig und wird daher nur selten gezähmt. Seine Speise besteht häufiger in Blättern, als in Baumfrüchten. Vor dem Jager, der ihn gern in die Bratpfanne legt und sein Fleisch sich gut schmekken läßt, verbirgt er sich, weil er ein ungeübter Kletterer ist, unter dichten Baumzweigen und bewirft ihn von hier aus mit seinem eigenen Kothe. Den Namen Brüllaffe hat er seiner Stimme zu verdanken. Ungeachtet dieselbe so laut und fürchterlich tönt, daß man schon dann, wenn auch nur zwanzig bis dreißig solcher Sänger versammelt sind, glauben könnte, alle reißenden Thiere des Waldes hätten sich versammelt, muß sie ihm doch wol sehr schön vorkommen, weil er fast in jeder Nacht seinen schrecklichen Gesang anstimmt. Die Predigeraffen, seine Gattungsverwandten, haben, wie ein Augen- und Ohrenzeuge, gewiß aber nur spaßhafter Weise, erzählt, sogar ihren Kantor. Dieser, um den sie sich gewöhnlich vor und nach Tische versammeln, sitzt (so lautet das Mährlein weiter) erhöht auf dem Wipfel eines Baumes, singt mit kräf-

tiger Stimme einige Minuten lang vor, und giebt, wenn entweder der ganze Chor einfallen, oder wieder pausiren soll, ein Zeichen mit der Hand. Der rothe Brüllaffe scheint solche Fortschritte in der Musik noch nicht gemacht zu haben. Das entsetzliche Brüllen wird übrigens, was ich noch schließlich bemerke, vermittels einer knöchernen Trommel hervorgebracht, die mit dem Kehlkopfe verbunden und durch eine blasenartige Erweiterung des Zungenbeins gebildet ist.

4. Der schwarze Klammeraffe. Ateles Paniscus L.

Die schwarzen Klammeraffen werden etwa anderthalb Fuß lang, sind ohne Bart, auf dem Gesicht kupferroth und besitzen anstatt des Daumens eine Warze. Ihr Wohnland ist besonders Brasilien. Dort leben sie heerdenweis' bei einander, hüpfen fast beständig auf Bäumen umher, nähren sich zum Theil von den Früchten derselben, zum Theil aber auch von Muscheln, Fischen und Kerfen, und scheinen die lustigsten und lebhaftesten aller amerikanischen Affen zu sein. Was dem Menschen die Hand, dem Elephanten der Rüssel, Das ist ihnen ihr langer, mit einer kahlen, spiralförmig sich rollenden Spitze versehener Schwanz. Vermittels desselben heben sie ihre Nahrung, ja selbst den feinsten Strohhalm, von der Erde auf, wikkeln sie das Heu ballenweise zusammen, schlingen sie sich, wenn sie klettern wollen, um Pfähle, Baumäste u. s. w. Nur im sitzenden Zustande ist er ihnen unbequem. Um über einen kleinen Fluß zu kommen, suchen sie zuvörderst eine Stelle am Ufer auf, wo zwei Bäume sich entgegengesetzt sind; hierauf hängen sie sich mit ihren Schwänzen an einander, und schwingen nun die sonderbar gebildete Kette so lange ununterbrochen fort, bis der unterste Affe einen Ast des Baums am jenseitigen Ufer erreichen, an ihn sich festhalten und die ganze Schaar hinüberziehen kann. Auf ähnliche Weise schwingen sie sich von Baum zu Baum. Werden sie angegriffen; so kommen sie sich gegenseitig zu Hülfe, tragen die Verwundeten auf die Wipfel der Bäume, und halten ihnen, um das Blut zu stillen, die verletzten Körpertheile mit den Händen zu. Einzeln umherspazierende Menschen suchen sie durch ein fürchterliches Geschrei und durch wunderbar drohende Verzerrungen zu erschrekken. Ist irgend ein schwarzer Klammeraffe so unglücklich, angeschossen, oder sonst verwundet auf die Erde zu fallen; so geberdet er sich auf die traurigste Weise, streckt dem Jäger, als wolle er ihn gleichsam um Schonung bitten, die Hände entgegen, und sieht ihn noch überdies mit so wehmüthigen Blikken an, daß derselbe gewöhnlich fortgeht, und die Absicht, das leckere Fleisch zu essen, gänzlich fahren läßt. Wer, ohne angetastet zu werden, bei den beschriebenen Affen vorüberreisen will, verabsäume ja nicht, einen oder zwei Hunde, die sie sehr fürchten, in seine Gesellschaft aufzunehmen. Nur selten erträgt ein gezähmter schwarzer Klammeraffe das Klima Europa's.

Andere, nicht minder wichtige Affen der neuen Welt, die aber keine Stelle auf unserer Wandtafel erhalten haben, sind:

a) der Seidenaffe oder der weißköpfige Uistiti, Hapale leucocephalus Geoffr., ein niedliches Thier, das kaum zur Größe eines Eichkätzchens heranwächst, sich leicht zähmen läßt und stets flink, artig und furchtsam sich beträgt. Der feine, seidenartige Pelz, auf den es sich nicht wenig zu Gute thut, und den es selbst in den heißen Wäldern Brasiliens, seinen ursprünglichen Wohnörtern, niemals ablegt, zeichnet sich besonders dadurch aus, daß Kopf, Brust und Kehle weiß; Ohrbüschel, Oberhals, und ein Streifen, der vom letztern Theile an bis zur

Brust hinläuft, schwarz; Rükken und Seiten rothbraun; Arme, Beine und Schwanz aber dunkelbraun, und mit gelben Haarspitzen, die auf dem Schwanze in regelmäßigen Abſätzen zum Vorſchein kommen, geziert ſind. Ja, ſo ſieht der zwergige Affe aus, den reiche Braſilianer in ihren Zimmern ungeſtört umherſpazieren laſſen, und an dem ſie nichts weiter, als die unverhältnißmäßig langen, klauenartig zuſammengedrückten Nägel, tadelnswerth finden.

b) der Saimiri oder das Todtenkopfäffchen, Callithrix sciurea Erxl., auch ein ſanftes, munteres, ungemein gewandtes, in den Wäldern Guyana's heerdenweiſ' bei einander lebendes Thier. Seine Länge von der ſchwarzen Schnauzenſpitze bis zur Schwanzwurzel hin beträgt gegen zehn oder elf Zoll. Sorglos und zutraulich, wie es iſt, ſetzt es ſich im gezähmten Zuſtande gern auf die Hand, oder die Schulter ſeines Herrn, guckt ihm, wann er ſpricht, unverwandt auf den Mund, und berührt ihn mit ſeinen niedlichen Fingerchen, deren Nägel zwar ſchmal, aber keineswegs klauenartig verlängert und zugeſpitzt ſind, Lippen und Zähne. Seine Feiertagsſpeiſe beſteht in Spinnen und andern Kerfen. Wie wenig es geeignet iſt, ſelbſt geringe Kälte zu ertragen, zeigt es uns beſonders an den regnerigen Tagen, da die Temperatur um einige Grade ſich erniedrigt hat; denn ängſtlich drängen ſich nun zehn bis zwölf dergleichen Affchen zuſammen, umfaſſen ſich gegenſeitig mit ihren Armen, und ſuchen, während ſie ihr Klagegeſchrei ertönen laſſen, in die wärmere Mitte des Haufens einzudringen. Die Grundfarbe des Saimiri iſt gelbbraun, das Geſicht rein fleiſchfarben und die Spitze ſeiner kurzen Schnauze ſchwarz.

c) der Kapuzineraffe, Cebus capucinus Geoffr. Die Thiere derjenigen Sippe, zu welcher er gehört, beſitzen einen Schwanz, der ſich zwar wikkeln kann, an ſeiner Spitze aber nicht kahl, ſondern dicht behaart iſt, und werden, weil ſie, beleidigt, oder auf irgend eine Weiſe in Furcht geſetzt, klagende, dem Piepen junger Truthühner vergleichbare Töne hören laſſen, mit dem Namen Winſelaffe belegt. Ihre Heimath ſind die Wälder von Guyana und Braſilien; ihre Speiſe Nüſſe, ſüße Früchte, mancherlei Sämereien und nöthigen Falls wol auch Inſekten, Würmer und Fleiſch. Die Haare des Scheitels, der Stirn und des Hinterkopfes bilden bei dem Kapuzineraffen, einem vierzehn Zoll langen Thiere, inſofern, als ſie mit Rückſicht auf ihre ſchwarzbraune Farbe von den übrigen Theilen des Kopfes abweichen, allerdings eine Kappe oder Kapuze. Wie faſt jeder andere Affe der neuen Welt, iſt auch er ſanft, lebhaft ſehr gelehrig und in allen ſeinen Bewegungen behend. Das Springen und Klettern z. B. verſteht er meiſterhaft. Vor Masken und Kehrbürſten, deren Anblick er niemals verträgt, läuft er ſchreiend davon; vor einem Spiegel hingegen, in den er gar zu gern guckt, bleibt er ſtundenlang ſtehen, und hört nicht auf, ſich nach Affenart über ſeine Geſtalt zu freuen.

II. Familie.

Uneigentliche Affen. Halbaffen.

Die Halbaffen nähern ſich ſchon ſehr der Fuchs-, Katzen- und Eichhörnchengeſtalt; ihr Geſicht iſt mehr oder weniger mit anliegenden Haaren bekleidet; der Nagel am Zeigefin-

ger der Hinterhände bildet eine pfriemenförmige Kralle und zeichnet sich eben hierdurch vor den Nägeln aller übrigen Finger bedeutend aus.

5. Der Mokoko oder Eichhorn-Maki. Lomur Catta L.

Der Mokoko ist, weil er so häufig nach Europa gebracht wird, sehr bekannt, und erwirbt sich durch sein munteres, lebhaftes Wesen überall, wo man ihn vorzeigt, zahlreiche Freunde. Sein schlanker Leib erreicht eine Länge von vierzehn Zoll, ist röthlich-aschgrau und trägt einen schön behaarten, weiß und schwarz geringelten, achtzehn Zoll langen Schwanz. Auf Madagaskar, seinem Vaterlande, vertritt er ganz die Stelle der eigentlichen Affen. Gar angenehm mag es sein, beobachten zu können, mit welcher außerordentlichen Leichtigkeit diese niedlichen Thiere in Gesellschaften zu dreißig bis funfzig Stück, deren es in den Wäldern jener Insel viele giebt, auf den Bäumen umherspringen, und dem Auge eben so schnell entschlüpfen, wie die Vögel in der Luft. Ihre Nahrung besteht in Obst, süßen Wurzeln und Hülsenfrüchten. Gewohnt, nur in einem ganz heißen Lande zu leben, zeigen sie sich bei uns, wo sie die tropische Sonne vermissen, sehr frostig, verbrennen sich zuweilen am heißen Ofen, und stellen sich nicht selten der Sonne, um sich durch sie erwärmen zu lassen, mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Ich nenne ferner:

a) den faulen Lori, Stenops tardi gradus Illig., ein fußlanges gelblichgrau gefärbtes, die Wälder von Bengalen bewohnendes Thier. Seine Stimme klingt beinahe wie Ai Ai. Stets nur bei Nacht auf Eier, Früchte, Insekten und kleine Vögel ausgehend, schläft er den ganzen Tag, und zwar in sitzender Stellung, den Kopf mit beiden Vorderhänden haltend und die Ellenbogen auf die Schenkel gestützt. Viel rühriger, als der faule, ist der schlanke Lori, St. gracilis Illig., in seinem dichten, seidenartigen, hell-rosigelben Pelze. Letzterer lebt auf Ceylon, mißt von der Nasenspitze bis zum After hin fünf Zoll, und hat uns, weil er höchst selten eine Reise nach Europa unternimmt, bisher wenig Gelegenheit verschafft, sein Thun und Treiben näher kennen zu lernen.

b) den senegalischen Galago, Stolichnus senegalensis Illig. Von diesem Thierchen, das oben graubraun, unten aber gelblichweiß gefärbt und ohne den ansehnlichen Schwanz kaum sechs Zoll lang ist, führe ich blos an, daß es die Bäume der Gummiwälder am Senegal bewohnt, ungemein viel Kerfe, die es mit großer Geschicklichkeit zu fangen versteht, auf seinen Tisch setzt, und daß es seine kahlen, langen Ohren, wenn es schlafen will, zusammenfaltet, sogleich aber, durch irgend ein Geräusch erschreckt, wieder aufrichtet, und gleichsam wohl Acht hat, ob etwa ein Neger beabsichtigt, es in seinen Magen spazieren zu lassen.

c) den kurzschwänzigen Indri, Lichanctus brevicaudatus Illig, einen Halbaffen, der gern aufrecht geht und in dieser Stellung die beträchtliche Höhe von drei Fuß vier Zoll erreicht. Dürfen wir anders den Nachrichten, welche uns über ihn mitgetheilt worden sind, Glauben beimessen, so springt und klettert er mit einer überraschenden Fertigkeit, nährt sich von allerlei Früchten, und ist so sanft und gelehrig, daß er sich von den Madagassen zur Jagd abrichten läßt. Einige seiner Theile, z. B. der Scheitel, die Schultern, der Rükken, die Hände u. s. w., sind schwarz; andere, nämlich die Stirn, die Schläfe, die Wangen und

die innere Seite der Arme und Beine grau; noch andere, als die Brust und der Bauch schwarzbraun u. s. w., gefärbt.

Zweite Ordnung.

Raubthiere. Klauenfüßler.

Die Raubthiere besitzen, gleich den Affen, offen daliegende Säugebrüste, freie Zehen und alle drei Arten von Zähnen; ihre Füße indeß, welche mit Klauen bewaffnet sind, entbehren, worauf wir vorzugsweise zu achten haben, der Geschicklichkeit der Hände.

I. Familie.

Zehengänger.

Die Zehengänger treten nur mit den Spitzen der Zehen auf; jede Kinnlade derselben zählt sechs Vorder-, zwei zugespitzte, mehr oder weniger lange Eck- und acht bis vierzehn fast immer scharfhöckerige, scheerenartig bei einander vorübergehende Backenzähne.

A.

Hundeartige Zehengänger.

Die obere Kinnlade zählt jederseits sechs, die untere sieben Backenzähne; die vordern Füße sind fünf-, die hintern vierzehig; die Klauen können nicht eingezogen werden; wir bemerken endlich an jedem hundeartigen Zehengänger einen zugespitzten Kopf und eine gestreckte Schnauze.

6. Der Windhund oder das Windspiel. Canis domesticus leporatus L.

Der schlanke Windhund mit seinen hohen, dünnen Beinen, kleinen, steifen Ohren, seinem schlanken Kopfe, glatten Pelze und hängenden Schwanze wird hoffentlich deshalb, weil er eine Stelle auf unserer Wandtafel erhalten hat, nicht vornehm auf seine zahlreichen, ihm mehr oder minder ähnlichen Brüder hinabblikken. Zwar ist es nicht zu leugnen, zu laufen versteht er meisterhaft, und an Größe, Gestalt und edlem Anstande scheint er ein König zu sein: allein ist er wol auch so possierlich, wie der dick- und kurzleibige, nur allzu gern in der Nähe des Ofens, oder, noch lieber, auf dem Sopha liegende Mops? so treu und anhänglich, wie der lang- und kraushaarige Pudel? so wachsam, wie der ge-

wöhnlich einfardige, geradohrige und mit einem geringelten Schwänzchen begabte Spitz? so äußerst gelehrig, wie der zwar wild aussehende, doch aber stets sehr gutmüthige, eine musterhafte Herrschaft über seine Heerde ausübende Schäferhund? — Gar mannigfaltig sind die Gaben und Anlagen, welche der Schöpfer dem Hunde verliehen hat, dem einzigen Thiere, das sich nimmer wild finden will, und seit den ältesten Zeiten so abhängig vom Menschen dasteht, daß es ohne denselben kaum leben kann. Nicht leicht dürften wir aber auch von einem andern Thiere so große und verschiedenartige Vortheile ziehen, als von ihm. Wie er bei uns dem Jäger unverdrossen folgt, und, obgleich an eine Kette gelegt, Haus und Hof treu bewacht; so zieht er wieder in manchen kalten Ländern ruhig den Schlitten, dient als Postpferd, und läßt sich auch geduldig auf den Südsee-Inseln, wo er ordentlich gemästet wird, zur Schlachtbank führen. Die Kamtschadalen umhüllen sich sogar mit seinem gerade nicht sonderlichen Pelze. Genügsam, wie er ist, nimmt er gern mit denjenigen Speisen vorlieb, welche der Mensch ihm vorsetzt, und dankbar begleitet er ihn nach allen Gegenden der Erde, ausdauernder, als irgend ein anderes Thier. Anstatt zu grollen oder zu trotzen, leckt er die Hand, welche ihn geschlagen hat; anstatt noch weiter seitwärts abzugehen, kommt er selbst nach der härtesten Züchtigung zu seinem Gebieter, wenn dieser ihn ruft, zurück, springt an ihm hinauf, wedelt fortwährend mit dem Schwanze, und weiß zuletzt kaum mehr, wie er ihm seine Freude ausdrücken soll. Nur beim Fressen und in der Sklaverei zeigt er sich wild, neidisch und boshaft. Wahrhaft zu bedauern ist es, daß ein so ausgezeichnet nützliches Thier durch Mangel an Wasser, allzu große Hitze oder Kälte nicht selten in eine Krankheit verfällt, die Alles ansteckt, was von ihm begeifert, gebissen, oder auch nur angerührt wird. Ich meine die fürchterliche Tollwuth. Hunde, welche traurig aussehen, die Eßlust verlieren, triefende Augen bekommen, ihren Herrn verkennen, den Schwanz zwischen die Beine ziehen u. s. w., sind ihr bereits anheim gefallen, und müssen, damit sie ihre Wuth nicht erst durch Beißen auslassen können, augenblicklich erschossen, oder auf irgend eine andere Weise getödtet werden. Ach, möchte sich doch mit Rücksicht hierauf Niemand mehr einer Nachlässigkeit schuldig machen! Wer so unglücklich ist, von einem tollen Hunde einen Biß zu erhalten, beeile sich, das Gift auszusaugen, die Wunde auszuschneiden und sich geschickter, ärztlicher Hülfe zu übergeben. Nur auf solche Weise beugt er einer Krankheit vor, in welcher er das Wasser nicht mehr sehen kann, der fürchterlichen, mit dem jammervollsten Tode sich endigenden Wasserscheu.

Anstatt über die vielen Abarten des Hundes (schon früher zählte man deren vierzig), z. B. über den Spitz, den Mops, den Dachs, den Pudel, den Jagdhund, den Bullenbeißer u. s. w., einzeln zu sprechen, füge ich hier lieber noch einige Erzählungen bei, welche auf die Treue, Klugheit, Anhänglichkeit und so manche andere Eigenschaft des in Rede stehenden Thieres hinweisen. Höret!

Aus Gefälligkeit gegen einen seiner Freunde nahm der Chirurgus Morand zu Paris dessen Hund, welcher ein Bein gebrochen hatte, in die Kur und stellte ihn vollkommen her. Einige Wochen später, wie er so eben wieder in seiner Stube arbeitete, pochte Jemand an die Thür; er stand auf, öffnete dieselbe, und sah zu seinem Erstaunen, daß jener Hund ihm einen andern Hund zuführte, dem ein ähnliches Unglück begegnet war, und daß er sich bemühte, ihm durch allerlei Schmeicheleien zu erkennen zu geben, was er wünsche. „Dieses Mal," sagte Herr Morand,

will ich dir dein Gesuch noch erfüllen; belästige mich aber nicht mehr mit einem solchen Geschäfte!"

„Ein anderer Hund, der sich in einem Kloster aufhielt, hatte bemerkt, daß alle Personen, die an der Schnur eines gewissen Glöckleins zogen, mit einer Portion Essen vermittels eines Drehers erfreut wurden. Als ihn nun eines Tages der Hunger nicht wenig plagte, rüttelte auch er an der Klingelschnur. Der Küchenjunge, wähnend, es klingele eine dem Kloster angehörige Person, schickte ihm sofort eine Schüssel voll Speise zu, und der Hund hielt, das Versehen gar nicht übel nehmend, einen herrlichen Schmaus. Auf dieselbe Weise bekam er auch an mehreren der folgenden Tage sein Essen. Endlich bemerkte der Klosterkoch, daß ihm täglich eine Portion zu viel abgefordert wurde; er beschwerte sich daher, stellte eine Untersuchung an, und entdeckte zu Aller Ergötzen, daß der unberufene, in das Verzeichniß der Armen nicht eingetragene Kostgänger kein anderer, als jener Hund, gewesen war."

„Auf einem Schiffe, das im Jahr 1789 bei Yarmouth untersank, war allein ein neufundländischer Hund so glücklich, das Ufer durch Schwimmen zu erreichen. Sogleich versammelten sich mehrere Menschen um ihn, und sahen zu ihrem Erstaunen, daß er des Kapitain's Taschenbuch im Munde hielt. Gleichsam, als wisse er, wie wichtig das ihm wahrscheinlich von seinem verstorbenen Herrn anvertraute Gut sei, weigerte er sich standhaft, es den Ersten, welche es ihm abnehmen wollten, zu überlassen; er blickte vielmehr bedeutungsvoll bald Diesen, bald Jenen an, und sprang endlich an Jemand, welcher unter der Menge sein Zutrauen erlangt hatte, hinan, schmeichelte ihm, wedelte vergnügt mit dem Schwanze und übergab ihm das Buch."

„Noch ein anderer Hund rettete das Kind seines Herrn, eines Müllers zu Spoleto in Italien, von einem unvermeidlichen Tode. Wie nämlich dasselbe (es war ein Mädchen, das mit ihm an dem einen Ufer der Tiber gespielt hatte), in den Strom fiel, sprang er sogleich nach, packte es an der Haube, und bemühte sich auf jede ihm zu Gebote stehende Weise, es an das Ufer zu ziehen; allein das Band riß ab, die Haube blieb in dem Maule stekken, und das Kind wurde leider immer weiter fortgetrieben. Was that nun der treue, verständige Phylax? Befürchtend, es dürften Rock und Schürze eben so leicht nachgeben, wagte er es nicht, noch ein Mal, ohne zuvor den Vater über die Gefahr des unglücklichen Mädchens benachrichtigt zu haben, in den Strom zu gehen; er lief vielmehr blitzschnell zu seinem Herrn, legte ihm die nasse Haube vor die Füße, und forderte ihn unter dem traurigsten Gewinsel auf, ihm so schnell, als möglich, zu folgen. Der Mann ahnete das Unglück, eilte dem Hunde nach, sprang, ohne einen Augenblick zu verlieren, ins Wasser, erfaßte das Kind, schwamm mit ihm ans Ufer, und brachte es sowol zu seiner eigenen, als auch zu seines Hundes Freude ins Leben zurück."

7. Der Wolf. Canis Lupus L.

Der Wolf gehört zu den Hunden mit runder Pupille, höher gestelltem Körper und einer zwar mehr dikken, aber weniger zugespitzten Schnauze. Seine Gattungsverwandten übertrifft er sämmtlich, weil er gegen vier Fuß lang und drei Fuß hoch wird, an Größe, und zeichnet sich vor ihnen noch außer jenem Anstande durch seine kurzen, spitzen, aufrechten Ohren, den runden, dicht behaarten, stets eingezogen haltenden Schwanz und durch seinen gelblichgrauen, fast überall schwarz melierten

Pelz aus. Nur der Norden von Europa, Asien und Amerika ist ihm noch als Wohnland vergönnt. So sehr es ihm früher auch in Deutschland gefiel; so sah er sich dennoch theils aus Mangel an Speise, theils der großen Verfolgungen wegen, denen er bei uns ausgesetzt war, genöthigt, sich immer tiefer in die finstern Wälder Rußlands und Polens zurückzuziehen. Nächst dem Menschenfleische, das sein vornehmstes Festessen ausmacht, ist seine leckerste Nahrung Wild; nur, wenn es ihm an diesem gebricht, nimmt er wol auch mit Aas und ausgescharrten Leichen mit Mäusen, Fröschen und Maulwürfen vorlieb. Für gewöhnlich jagt er in der Morgen- und Abenddämmerung und überläßt sich bei Tage dem Schlafe. Hat der Mangel an Speise allzu sehr zugenommen, so daß er vielleicht meilenweit weder ein Häschen, noch ein anderes Thier findet; dann besucht er entweder die Hühner- und Schafställe der nahe gelegenen Bauerhöfe, oder stellt in Gesellschaft seiner saubern Brüder eine große Treibjagd an. Wehe dem Schlitten oder Wagen, der in dieser Zeit einer solchen Räuberbande in die Hände fällt! Nicht allein die Menschen sind dabei in Gefahr, ihr Leben zu verlieren: auch die Pferde werden den gefräßigen Wölfen, obgleich sie ihrem Angriffe durch Hinterausschlagen muthvoll zu begegnen suchen, gar nicht selten zur Beute. Sich menschlichen Wohnungen zu nähern, dünkt dem Wolfe das gewagteste Unternehmen; er riecht und horcht daher, noch ehe er seinen Schlupfwinkel verläßt, scheu nach allen Seiten hin, und springt nachmals lieber über eine Mauer, als den bequemern Weg durch eine Thür zum Wahlplatze zu nehmen. Sein schreckliches Geheul erhebt er namentlich bei großer Kälte.

So freiheitsliebend die Wölfe immerhin sind; so lassen sich doch ihre Jungen, deren wir gewöhnlich drei bis neun auf einem von Moose bereiteten, in einem erweiterten Dachsbau, oder auch in einem selbst gegrabenen Loche befindlichen Lager antreffen, sehr leicht zähmen, legen allmälig die ihnen angeborne Schüchternheit ab und beweisen ihrem Herrn wenigstens einige Liebe und Anhänglichkeit. So ward einst ein junger Wolf, den ein Jäger mit dreien seiner Brüder eingefangen hatte, durch die Schmeicheleien eines Knaben schon nach wenigen Wochen so zahm, daß er demselben, wie ein Hund, nachging, während die übrigen, welche, ohne sich einer solchen Pflege zu erfreuen, im Hofe umherliefen, ihr scheues Wesen nicht ablegten. Ein anderer Wolf liebte seinen Herrn dergestalt, daß er ihm die Freude, ihn nach einer drei Jahr langen Trennung wieder zu sehen, auf die verschiedenste Weise ausdrückte; ja er betrauerte dessen oft eintretende Abwesenheit jedes Mal so sehr, daß er mehrere Tage gar keine Nahrung zu sich nahm und völlig abmagerte.

Wo er sich auch zeigen möge; überall sind die Jäger bemüht, den Wolf, dieses höchst schädliche Raubthier, auf dessen Erlegung die meisten Länder Europa's Preise ausgesetzt haben, zu vertilgen. Sie schießen ihn bei Treibjagden und auf dem Anstande, oder fangen ihn in Gruben und vermittels großer, eiserner Fallen. Aus seinem Felle, das sie ihm ohne Gnade über die Ohren ziehen, bereiten sie sich Muffen, Fußsäcke, Wildschuren, Pferdedecken u. s. w.; das Fleisch indeß werfen sie, besonders des sehr unangenehmen Geruches wegen, als unbrauchbar weg.

3. Der Fuchs. Canis Vulpes L.

Der Fuchs, ein dem Schäferhunde ziemlich ähnlich sehendes Thier, lebt auf der ganzen Erde, am zahlreichsten jedoch in der nördlichen alten Welt, und hat sich überall als listiger, der Jagd großen Schaden zufü-

gender Räuber bekannt gemacht. Sein schlanker Körper erreicht eine Länge von zwei, und eine Höhe von anderthalb Fuß, trägt einen langen, geraden, dicht behaarten Schwanz, und ist, dessen Spitze und Kehle, die beide weiß sind, ausgenommen, gelb- oder bräunlichroth gefärbt. Die Brand-, Kreuz-, Schwarz- und Weißfüchse können nur als Abarten von ihm betrachtet werden. Die Drüse, welche oben auf der Schwanzwurzel steht, und eine Feuchtigkeit, die wie Veilchen riecht, absondert, macht gewisser Maßen Das wieder gut, was wir der sinkenden Ausdünstungen des ganzen Körpers wegen in seiner Nähe zu leiden haben.

Wo aber hält sich denn der Fuchs auf? — Merket! er wohnt gewöhnlich in Höhlen, die er entweder den Dachsen abgejagt, oder sich selbst gegraben hat; sie sind drei bis sechs Fuß tief, besitzen zuweilen vierzig bis funfzig Fuß Umfang, und bestehen aus mehrern röhrenartigen Kammern oder Kesseln. In ihrer Nähe befinden sich gewöhnlich noch einige Nothbaue. Der wichtigste Kessel ist unstreitig der, in welchem er schläft, oder zu dem er, von den Feinden mächtig angegriffen, seine Zuflucht nimmt; der merkwürdigste röhrenartige Gang ferner kein anderer, als der ihn zu jener Mitte hinführt. Letzterer gleicht beinahe, indem er anfangs senkrecht in die Erde, dann aber wieder bogenförmig weiter geht, einer liegenden Zwei (2). Fast vor jedem Fuchsbaue finden wir Spuren von der Raubsucht der Bewohner.

Hasen, junge Rehe, Birk-, Auer- und Feldhühner, Gänse und Enten, Fische und Krebse, ganz besonders aber Honig, süßes Obst und reife Weintrauben sind des Fuchses Lieblingsspeise; nur, wenn es ihm an diesen Dingen gebricht, begnügt er sich mit Ratten und Mäusen, Schlangen und Maulwürfen, ja sogar mit allerlei Kerfen und Gewürm. Zum Erspähen der Speise leistet ihm sein feiner Geruch die besten Dienste. Wittert er ein Thier, das sich irgendwo gelagert hat; gleich kriecht er, wie eine Katze, und zwar stets gegen den Wind, auf dem Bauche zu ihm hin, und erhascht es dann gewöhnlich, wenn er nahe genug zu sein glaubt, vermittels eines geschickten Sprunges. Am meisten sind solchen Anfällen die Vögel in den Hekken ausgesetzt. Diese haben aber auch alle eine solche Scheu vor ihm, daß sie augenblicklich, wann sie ihn gewahr werden, ein starkes Geschrei erheben und durch dasselbe allen ihren Nachbaren die Gegenwart des Gemeinfeindes kund thun. Amseln und andere Drosseln folgen ihm von Baum zu Baume und wiederholen unaufhörlich ihre Warnungszeichen. Sehr listig benimmt er sich bei der Plünderung eines Wespen- oder Hummelnestes. Überfällt ihn der gereizte Schwarm eines solchen Quartiers, nachdem er dasselbe mit den Vorderfüßen zu Tage gefördert hat; so wälzt er sich nämlich, wie ein Unsinniger, auf der Erde umher, schlägt den Schwanz fortwährend gegen den Boden, und hört nicht eher auf zu wüthen, bis auch der letzte seiner Feinde gemordet und aufgezehrt ist. Dann erst gräbt er das Nest vollends aus und erquickt sich an der süßen, herrlichen Kost. Aus Furcht, entdeckt zu werden, raubt er in einem bedeutenden Bezirke rund um seine Wohnung nicht, und gleicht daher den Dieben, welche, schlau genug, ihre Nachbaren auch nicht bestehlen, sondern nur in der Ferne ihr Handwerk treiben. Was sagt ihr nun wol zu der sprichwörtlich gewordenen Redensart: „der Fuchs gräbt nicht auf seinem Baue?" Das Krähen der Hähne und das Gegakker der Hühner auf den nahe gelegenen Höfen betrachtet er wahrscheinlich als eine Einladung zu einem freundschaftlichen Besuche. Sich mit Dem begnügen zu lassen, was er zu seiner Sättigung bedarf, fällt ihm nicht ein; er mordet vielmehr alles Federvieh, dessen er

habhaft werden kann, und verbirgt es nachher entweder im Grase, oder in den Vorrathskammern seines Baues. Die Vogelsteller betrügt er zuweilen auf die unverschämteste Weise. Noch ehe sie sich auf den Weg machen, um nachzusehen, welche Beute ihnen die Netze und Leimruthen gebracht haben, sind die gefangenen Vögel bereits von ihm fortgeschafft und an sichern Örtern für seinen Tisch verscharrt worden. Höret weiter, wie schlau er sich der jungen Kaninchen in ihren eigenen Höhlen bemächtigt! In letztere hineinzugehen und dann mehrere Fuß lang unter der Oberfläche der Erde fortzugraben, ist ihm ein viel zu mühsames Geschäft; nein, er spürt statt Dessen lieber den Ort aus, wo jene Thiere liegen, dringt hier sofort zu ihrer Wohnstube und verschlingt sie ohne Gnade und Barmherzigkeit.

Die jungen Füchse, deren ein Weibchen zu Anfange des Mai's drei bis neun zur Welt bringt, sind in der ersten Zeit sehr wollig und plump, ergötzen sich zuweilen im Sonnenschein, wenn sie kaum ein Alter von vier Wochen erreicht haben, durch allerlei listige Spiele und komische Sprünge, und üben sich wol auch, die Mäuse, jungen Hasen u. s. w., welche ihnen zu ihrer Speise herbeigeschafft werden, zu fangen. Wie zärtlich ihre Eltern sie lieben, davon zeugt folgendes Beispiel: „Eine Füchsin, welche blos noch ein Junges hatte, wurde einst von einem Jagdhunde aufgespürt. Die große Gefahr, in welcher sie sich befand, erkennend, nahm sie ihren Liebling in den Mund, lief mit ihm auf die bezeichnete Weise einige Meilen weit, und wagte lieber jedes Andere, als daß sie ihn hätte zerfleischen lassen. Ihr Weg führte sie endlich durch den Garten eines Meierhofes. Erst jetzt, wie sie von einem Kettenhunde angefallen wurde, ließ sie das Junge fallen und entging glücklich ihren Feinden."

Wie jeden andern Wilddieb, verfolgen die Jäger auch den Fuchs, der nur weniger Tage bedarf, um sämmtliche Hasen und Hühner in einem Reviere wegzufangen, oder mindestens aus demselben zu verscheuchen; sie schießen ihn auf dem Anstande und bei Treibjagden, stellen ihm eiserne Fallen hin, oder graben ihn wol auch aus seinem Baue hervor. Doch immer hält es schwer, den Schlaukopf zu überlisten; er merkt es z. B. nur allzu bald, was die klugen Leute mit der Falle beabsichtigen. Gesonnen, ihn auszugraben, schikken die Jäger einen Dachshund in seinen Bau, und lassen sich von diesem die Stelle, wo er liegt, durch Bellen bezeichnen. Zuweilen erstikken sie ihn wol auch in seinem eigenen Quartiere. Wie aber bewerkstelligen sie Dies? Höret! Sie suchen zuvörderst den Eingang aus, in welchen die Luft am meisten bläst: hierauf verstopfen sie jeden andern; zuletzt bringen sie vor jenem ein großes Feuer an und lassen allen Rauch und Dampf in den Bau ziehen. Gewöhnlich finden sie nun am andern Morgen das gequälte Thier todt vor irgend einem verstopften Loche liegen.

Außer Dem, daß der Fuchs so vielen Feldmäusen den Garaus spielt, nützt er uns noch durch sein schönes, weiches Fell, das, wenn es zuweilen den Kürschnern nicht gut genug ist, von den Hutmachern sehr gern verarbeitet wird.

Bevor wir zu einer neuen Gruppe der Zehengänger gelangen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit noch über zwei ausländische, auch hundeartig gebildete Thiere verbreiten, nämlich über den Schakal und den Eisfuchs, die aber beide auf der vor uns hängenden Wandtafel nicht abgebildet worden sind.

a) der Schakal oder Goldwolf, C. aureus L. Fast alle Länder Afrika's und des südlichen Asien's sind seine Heimath. Hätten

wir jetzt Gelegenheit, ihn zu sehen; so würdet gewiß auch ihr bei dem blaugrauen, dem Wolfe mehr, als dem Fuchse, gleichenden Thiere den Pelz grob- und steifhaarig, die Schnauze spitz, den Schwanz lang und buschig, die Größe endlich mit der eines gewöhnlichen Schäferhundes übereinstimmend finden. Unterirdische Höhlen liebt er nicht. Wie fast jeder andere Räuber, treibt auch er sein sauberes Handwerk blos bei Nacht; ja, nun erst verläßt er seine waldigen Schlupfwinkel, ruft durch ein abscheuliches Geheul die nachbarlichen Brüder zusammen, dringt mit ihnen gemeinschaftlich in die Höfe und Ställe, Zelte und Zimmer, und stiehlt dort nicht blos Speisen, sondern auch, um seinen weiten Magen voll zu bekommen, selbst Schuhe, Stiefeln und anderes Lederwerk. Todte Körper sind ihm stets ein Lekkerbissen. Aus den Drüsen, welche ihren Standort in der Nähe des Afters haben, verbreitet sich ein so grenlicher Geruch, daß ein einziger Schakal hinreicht, die Luft einer Wohnung zu verpesten. Wer möchte daher wol gern ein solches Thier in seiner Nähe dulden? Aller Wahrscheinlichkeit nach waren es Schakale, die Simson, nachdem er ihnen Feuerbrände an die Schwänze gebunden hatte, in das Land der Philister jagte.

b) der Eisfuchs, C. lagopus, ein Thier, das nicht ganz die Größe unseres gemeinen Fuchses erreicht, und dessen Kopf mit dem gleichnamigen Theile eines Spitzes viel Ähnlichkeit besitzt. Die feine Wolle und die glänzenden, seidenartigen Stammhaare, welche seinen Körper zieren und warm halten, sind im Winter weiß, im Sommer hingegen asch- oder bläulichgrau gefärbt. Nur die kältesten Länder der Erde, z. B. Island, Spitzbergen, Kamtschatka u. s. w., erfreut oder belästigt er durch seine Gegenwart: ersteres, weil er ein kostbares, äußerst reiches Pelzwerk liefert; letzteres, weil er so verwegen ist, selbst in die Wohnungen der Menschen einzudringen, und hier Alles, was er sieht, zu fressen, zu zernagen, oder in die Felsenklüfte zu schleppen. Über seine Schlauheit und List, Keckheit und affenartige Zudringlichkeit herrscht nur eine Stimme. Daß er hülflose Kranke nach Art der Hunde beriecht; Säulen, auf deren Spitze Nahrungsmittel befestigt sind, untergräbt, so daß sie umfallen müssen; schlafende Reisende an der Nase zupft, ihnen die Nachtmütze abzieht und die Thierfelle unter dem Leibe wegreißt: Dies, wie noch so manches Andere, hat Steller, jener berühmte Reisende, während seines traurigen Lebens auf der Beringsinsel in vollem Maße kennen gelernt. Die Ostiaken, Samojeden, russischen Jäger u. s. w. schlagen ihn aber auch todt, wo sie ihn finden, und freuen sich nachher um so mehr über ihn, je schwärzlicher der Pelz ist, den sie ihm sofort ausziehen und bei der ersten besten Gelegenheit an die Händler verkaufen.

B.

Hyänenartige Zehengänger.

Die obere Kinnlade zählt jederseits fünf, die untere vier Backenzähne; nicht nur die hintern, sondern auch die vordern Füße sind vierzehig; die Klauen können eben so wenig, wie bei den hundeartigen Zehengängern, eingezogen werden

9. Die gestreifte Hyäne. Hyaena striata Briss.

Die gestreifte Hyäne hat ungefähr die Größe eines Wolfes, oder

eines gewöhnlichen Fleischerhundes. Außer den schwarzbraunen Queerstreifen, welche sich auf der gelblichgrauen Grundfarbe gar nicht übel ausnehmen, erkennen wir sie noch an der Hals- und Rükkenmähne, deren Haare gegen sieben Zoll lang sind, und sich, wenn sie in Zorn geräth, in die Höhe sträuben. Sie bewohnt allein die heißen Länder Asiens und Afrika's.

Die gestreifte Hyäne besitzt eine außerordentliche Kraft: sie zermalmt z. B. vermittels ihrer dikken Zähne und starken Kaumuskeln die härtesten Knochen; sie greift ferner nicht etwa blos Schafe, Ziegen und Esel, sondern auch Ochsen, Pferde, ja selbst Löwen mit Erfolge an; ungeachtet Dessen aber wird sie mit Unrecht das grausamste, unbändigste, unersättlichste Raubthier genannt. Den Blutdurst des königlichen Tigers kennt sie nicht. Um ihren Heißhunger zu befriedigen, schleicht sie sich des Nachts, nachdem sie den ganzen Tag in ihrer Höhle zugebracht hat, in Städte und Dörfer; holt sich dort die Eingeweide geschlachteter Thiere, wie auch das Aas, das ihre Lieblingsspeise ausmacht; besucht die Kirchhöfe und scharrt daselbst nach Art des Schakals Leichen aus; oder sie verfolgt wol auch, weil es ihr dabei an gefallenen Lastthieren nicht fehlt, die zahlreichen Karavanen, welche jene Gegenden von einem Orte zum andern durchstreifen. Nur bei großem Mangel an Speise fällt sie lebendige Thiere an. Weil sie Das, was sie mit den Zähnen gepackt hat, hartnäkkig fest hält; so darf ihr der Jäger, um sie fangen, oder todtschlagen zu können, auch nur einen Sack vorwerfen, in den sie sich sofort verbeißt. Auf diese Weise bringt sie sich wirklich recht oft um Freiheit und Leben. Menschen bei Tage anzugreifen, wagt sie kaum; daß sie Dies jedoch in der Nacht thut, beweisen folgende Geschichten:

„Eine Hyäne kam einst um Mitternacht auf der Küste von Guinea in die Hütte eines Negers, warf sich dort des stärksten Widerstandes ungeachtet ein Mädchen auf ihren Rükken, hielt es an einem seiner Beine fest, und wollte ihm dasselbe so eben abbeißen, als der Vater, durch das klägliche Geschrei aufgeweckt, den kekken Räuber ereilte, und ihm seine Tochter, die bereits an vielen Stellen ihres Körpers bedeutend zerfleischt war, wieder entriß."

„Ein Trompeter ferner, der sich in der Nähe der Kapstadt an einem Festtage betrunken hatte, wurde, theils um sich abzukühlen, theils um wieder nüchtern zu werden, vor die Hausthür des Gasthauses gesetzt. Sein widriger Geruch lockte in Kurzem eine Hyäne zu ihm. Und sehet! das Thier wirft sich den besoffenen Mann auf seinen Rükken und eilt mit ihm dem nahe gelegenen Tafelberge zu. Während Dessen aber erwacht der Trompeter. Die große Gefahr erkennend, in welche ihn sein viehisches Leben gebracht hat, greift er in der Angst seines Herzens nach seinem Instrumente und bläst dem allzu dienstfertigen Reitpferde einige Töne vor. Die Hyäne erschrikt, wirft ihre Beute auf die Erde und läuft mit größter Schnelle der Höhle zu."

Daß die Hyäne Schäfer bezaubere, die menschliche Stimme nachahme, beiderlei Geschlechts sei u. s. w., sind Mährchen, an welche nur die Alten glaubten, daher hier nicht erst widerlegt werden dürfen. Jung eingefangen, wird selbst dieses grimmige Thier allmälig zahm, läßt sich schmeicheln, und sogar, wie ein Hund, zur Jagd abrichten. Mehr, als von der gestreiften, gilt Letzteres von der gefleckten Hyäne, H. crocuta Gmel., die ihren Beinamen den runden, schwarzen Flekken verdankt, welche über ihr röthlichbraunes Fell gestreut sind.

C.

Katzenartige Zehengänger.

Die obere Kinnlade zählt jederseits vier, die untere blos drei Backenzähne; die vordern Füße haben vier, die hintern hingegen fünf Zehen; die Klauen sind, was uns jedes katzenartige Thier am besten kennbar macht, vollkommen in eine Scheide zurückziehbar.

10. Der Luchs. Felis Lynx Temm.

Fast eben so schlau und schalkhaft, wie unser Wild-, Hühner- und Gänsedieb, ist der Luchs, das einzige getigerte Säugethier, welches in der kalten Zone aller drei Erdtheile lebt. Unser Vaterland beehrt er wahrscheinlich nur Winterszeit mit seinen Besuchen. In den dichten, einsamen Wäldern Rußlands, Schwedens, Norwegens und Nord-Amerika's, wo er so gern haust, richtet er gewöhnlich Steinklüfte, Felsenspalten, oder verlassene Fuchshöhlen zu seiner Wohnung ein, sonnt sich nicht selten, wenn er anders keine Nachstellungen zu befürchten hat, auf etwas erhabenen Stellen, und läuft wol nur bei seinen Spielen, oder, falls er allzu heftig verfolgt wird, auf rauhe, etwas schief stehende Bäume. Seine Länge beträgt gegen vier, seine Höhe ungefähr drittehalb Fuß. Der Pelz besteht aus langen, feinen Haaren, und ist, die schwarze Schwanzspitze, den weißgelblichen Bauch und die schwarzen Haarpinsel seiner aufrechten Ohren ausgenommen, röthlichbraun und mit schwarzbraunen Flecken undeutlich besprengt.

Um Hirsche, Rehe und diesen ähnliche Thiere zu erbeuten, nähert sich der Luchs auf seinem Bauche den Wildbahnen, springt, wenn er sich seinem Schlachtopfer nahe genug glaubt, in drei oder vier gewaltigen Sätzen, deren jeder mindestens zwölf Fuß mißt, auf dasselbe hin, hält sich vermittels der scharfen Klauen in seinem Rükken fest und beißt ihm die Halsflechsen entzwei. Mit einer unersättlichen Begierde schlürft er hierauf das warme Blut, frißt einige Pfund Fleisch und verscharrt das übrige zu Mahlzeiten für die folgenden Tage. In Polen und Preußen fällt er während der Nacht oft die weidenden Kühe an und reißt ihnen das Euter weg; ja, er erdreistet sich wol sogar, im Winter, wann ihm der Wald nur wenig zu schmausen darbietet, die Hühner und Gänse der Meierhöfe zu stehlen, oder sich, wie der Wolf, einen unterirdischen Weg in die Ställe der Ziegen, Kälber und Schafe zu graben. Für das Roth-Wildpret bleibt er unstreitig der gefährlichste Feind. Die wilden Schweine, denen er gleichfalls, wie auch den Hasen, den Birk- und Auerhühnern, nachstellt, versuchen es gewöhnlich, sich ihres Mörders dadurch zu entledigen, daß sie ihn im schnellsten Galopp ins dichteste Gesträuch tragen und eben dadurch von ihrem Rükken abstreifen.

Die Bälge der Luchse, welche ihrer starken Haare wegen während des Winters so Manchem vortreffliche Dienste leisten, geben ein Pelzwerk von solcher Güte, daß ein Stück gewöhnlich mit zehn bis funfzehn Thalern bezahlt wird.

11. Der Löwe. Felis Leo L.

Wer auch nicht weiß, welche Stelle der Löwe im Reiche der Thiere

einnimmt, wird ihn doch immer, sieht er seinen kräftigen, gedrungenen Körperbau, den gewaltigen, Hals und Vorderleib umwallenden Haarschmuck und seinen majestätischen, Feuer sprühenden, allen Thieren Ehrfurcht gebietenden Blick, für den König derselben anerkennen An Größe und Gewicht steht er zwar, weil er nur gegen sieben bis neun Fuß lang, fünftehalb Fuß hoch und drei bis vier Zentner schwer wird, gar vielen seiner Unterthanen nach; allein schon seine donnerähnliche Stimme, die über eine halbe Meile gehört wird, flößt selbst dem ungeheuern Flußpferde und dem riesigen Elephanten tiefe Hochachtung vor ihm ein. Sein Kopf ist, wie überhaupt der ganze Vorderleib, unverhältnißmäßig dick, an der gespaltenen Oberlippe mit Borsten bewachsen und am Kinn mit einem mäßigen Barte geziert; seine Brust stark, und bei dem Männchen durch die Mähne, welche nur bis zum vierten Jahre wächst, und sich, wann ihr Besitzer in Zorn geräth, fürchterlich in die Höhe sträubt, noch mehr vergrößert; sein Schwanz endlich, der die halbe Körperlänge erreicht und vermittels dessen er die kräftigsten Reifen schlägt, geschmeidig und in eine Haarquaste auslaufend. Fast scheint es, als bedürfe das königliche Thier einer weitern Auszeichnung nicht; denn wir finden seinen Körper einfarbig, nämlich mehr oder weniger dunkelgelb, oder auch wol gelblichbraun. Die Löwin ist kleiner, ermangelt, was wir bereits angedeutet haben, der majestätischen Mähne und steht dem männlichen Löwen noch überdies an Muth und Kühnheit nach.

Die heißen Länder der alten Welt, ganz besonders aber die brennenden Sandwüsten Afrika's, machen das Vaterland des Löwen aus. Ob er sich noch, wie ehemals, da er ungleich weiter verbreitet war, in Persien und Indien finde, fängt an, sehr zweifelhaft werden zu wollen. Vor Christi Geburt lebten Löwen sogar in Europa, namentlich in Thracien, Thessalien und Macedonien. Die große Anzahl solcher Thiere, welche Rom zu jener Zeit bei seinen Kampfspielen sah (Sulla, der Blutmensch, ließ einst ein Hundert, und Pompejus, der bekannte Triumvir, sogar sechs Hundert Stück auf ein Mal in der Rennbahn zum grausamen Kampfe mit einander erscheinen), gab Gelegenheit, sie zu zähmen, so daß unter andern Antonius, der Zeitgenosse Octavian's, des nachherigen Kaisers Augustus, mit einem Gespann von Löwen öffentlich umherfahren konnte. Nichts haben die Menschen von jeher bei dem Löwen mehr gerühmt, als seine Großmuth. Nun ist derselbe zwar allerdings nicht so blutdürstig, wie der königliche Tiger; auch mordet er nicht mehr, als er zu seiner Sättigung bedarf: den Menschen jedoch verschont er wahrscheinlich blos aus Furcht, oder nur dann, wann er seinen Hunger bereits gestillt hat. Am meisten sind noch die farbigen Neger seinen Anfällen ausgesetzt. Wie er es übrigens kaum wagt, Menschen bei Tage anzugreifen, und wie er ferner nicht selten wieder davon schleicht, wenn diese Miene machen, sich vertheidigen zu wollen, beweisen folgende Geschichten:

„Ein Löwe folgte einst einem Hottentotten, um ihn, wann es dunkel werden würde, zu überfallen, wol über eine deutsche Meile weit, und zwar immer in derselben Entfernung, nach. Da der arme Mann, der gewiß lieber gar keinen, als einen solchen Reisegefährten, gehabt hätte, unbewaffnet war; so steckte er seinen Stock auf der Höhe eines Abgrundes in die Erde, bekleidete ihn mit Hut und Wamms und kroch halb nackt in eine nahe gelegene Höhle. Noch immer blieb der Löwe von fern stehen. Erst, wie es anfing, dunkel zu werden, schlich er herbei, that einen gewaltigen Sprung auf den Popanns und burzelte

samt ihm in den Abgrund hinab. Ein Freudengeschrei erscholl aus der Höhle des geretteten Hottentotten."

„Ein anderer Löwe lief einem Jäger, der auf ihn geschossen, ihn aber leider nicht getroffen hatte, mit vielem Grimme nach. Dieser floh in der Angst seines Herzens, so weit er konnte, verlor sein Pulverhorn, und kletterte endlich, um sich in der letzten Noth mit dem Kolben zu wehren, auf einen Steinhaufen. Und sehet! der Löwe wagt es nicht, ihn anzugreifen; ruhig legt er sich vor den Steinhaufen hin, geht nach einer halben Stunde langsam weg, und fängt erst in einer bedeutenden Entfernung aus allen Kräften zu laufen an."

Im freien Zustande besitzt der Löwe eine gewisse edle Trägheit, welche, wiewol er sonst an Schnelligkeit einem Pferde nichts nachgiebt, seinen Gang langsam und majestätisch macht. Ob er Bäume erklettern könne, ist ungewiß und seiner Größe wegen nicht wahrscheinlich. Während des Tages liegt er gewöhnlich im Gebüsche verborgen. Hier beschleicht er auch in der Abenddämmerung und bei Nacht, wie jede andere Katze, das sich zur Beute ausersehene Thier. Um dasselbe zuvörderst aus seinem Schlupfwinkel zu treiben, brüllt er fürchterlich, und schwingt sich, wann es endlich in seine Nähe gekommen ist, in einem entsetzlichen Sprunge aus seinem Dickicht, ergreift es, oder schleppt es fort. Auf diese Weise tödtet er selbst starke Büffel. Mit einem Schafe im Maule über die Umzäunung der Hürden zu springen, ist für ihn eine Kleinigkeit; sah man doch einst am Kap einen Löwen, der sogar einen Ochsen, nachdem er ihn erwürgt hatte, eine Stunde weit forttrug. Und dennoch ist es daselbst nicht gefährlich, mit zwölf bis funfzehn starken, wohl geübten Hunden auf die Löwenjagd zu gehen. Mag das edle Thier immerhin, nachdem es sich aus Scham, weiter zu fliehen, niedergesetzt hat, gerüstet und mit Ruhe seine Feinde erwarten; diese bringen es, während es zwei oder drei durch Ohrfeigen niederschlägt, ungeachtet Dessen fast immer unter. Die meisten Löwen werden auf eigends dazu angeordneten Jagden erlegt. Auf Pferden sitzend, rükken die kühnen, unerschrokkenen Männer, die bald als Sieger, bald als halb zerfleischte oder verstümmelte Unglückliche den Wahlplatz verlassen, dem Löwen so nahe, als es ihnen möglich ist, und schikken ihm die Kugel in demselben Augenblikke, da er Anstalten trifft, den verhängnißvollen Sprung zu machen, in den Kopf. Wohl ihnen, wenn der Löwe zusammenstürzt; aber wehe ihnen, wenn der Schuß fehl ging, oder nicht sogleich ein anderer Jäger durch eine zweite Kugel das ergrimmte Thier erlegt! Das Fleisch des Löwen wird von den Eingebornen gegessen, und die Haut, im Alterthume eine Zierde der Helden, zu Bett- und Pferdedekken benutzt.

Daß der Löwe seinen Wärtern und Wohlthätern Anhänglichkeit beweist, ist bekannt. Begleitete doch einst ein solches Thier jenen Ritter, der es von dem Angriffe einer Riesenschlange erlöst hatte, aus freiem Antriebe auf allen seinen Zügen; ja es bezahlte seine Treue und Dankbarkeit zuletzt mit dem Leben, als es nämlich dem Schiffe, auf welchem der Ritter nach Europa zurückkehrte, nachschwimmen wollte. Gezähmte Löwen liebkosen ihren Wärter, und gestatten ihm, in ihren Käfig zu treten und sich auf sie zu setzen, oder zu legen. Steckte doch der Herr einer wandernden Menagerie (Martin ist sein Name) sogar seinen Kopf in den furchtbaren Rachen des mächtigen Thiers. Eine Fabel ist es übrigens, daß sich der Löwe vor Hähnen oder Feuer fürchte. Dies lehrt das Beispiel jenes Mannes (er lebte im vorigen Jahrhundert), der eines Tages seinen Löwen zwingen wollte, den Zuschauern immer von Neuem seine Künste vorzumachen. Das geplagte Thier zog zuerst blos die

platte, freie Stirn zusammen; hierauf wies es die Zähne und schlug seinen Schweif zu wiederholten Malen kräftig gegen die Erde; zuletzt warf es den unvorsichtigen Mann nieder und stemmte die eine seiner Tatzen auf dessen Schulter. Nun bat, nun winselte der Unglückliche um Hülfe. Da brachten eben einige abergläubische Leute einen Hahn, andere Feuer herbei, und das Thier — ward nur noch zorniger. Wie es endlich, von mehrern Kugeln getroffen, niedersank, riß es dem Wärter die Schulter weg, so daß auch er sterben mußte.

Über seine Großmuth und Freundschaft zugleich spricht folgende Begebenheit, die sich im Tower zu London, woselbst häufig gezähmte Löwen gehalten werden, zugetragen hat. Höret!

„Einst bestimmte Jemand ein schönes, schwarzes Hündchen, welches er auf der Straße erwischt hatte, zur Speise für ein solches königliches Thier. Als sich nun dasselbe seinem fürchterlichen Mörder gegenüber sah, zitterte es am ganzen Leibe, legte sich auf den Rücken, und hob, als wollte es um Gnade bitten, seine Füße empor. Und sehet! der Löwe ahnete, was es von ihm begehrte; denn er bewilligte ihm großmüthig Pardon, und that ihm nicht nur nichts zu Leide, sondern erquickte es auch mit den delikatesten Stücklein seines Futters. Anfangs konnte sich das Hündchen in sein großes Glück gar nicht finden; ja es getraute sich kaum, Speise und Trank mit einem so gewaltigen Herrn zu theilen: später indeß machten es Hunger und Gewohnheit so dreist, daß es immer zuerst über die Beiden dargereichte Speise herfiel, und, wenn auch der Löwe seinen Antheil geltend machen wollte, nach Art verzogener Kinder knurrte. Nie bestrafte der Löwe die gerügte Ungezogenheit. Als das Hündchen nach Verlauf eines Jahres gestorben war, ging er mit schnellen, unruhigen Schritten von einem Ende des Käfigs zum andern, blickte immer von Neuem betrübt auf seinen verschiedenen Freund, erhob zuweilen einige Minuten lang das fürchterlichste Geheul, nahm keine Speise mehr zu sich und folgte seinem lieben Gesellschafter fünf Tage später im Tode nach. Eine solche Anhänglichkeit selbst unter Thieren erweckt gewiß eines Jeden innigste Theilnahme.

12. Der königliche Tiger. Felis Tigris L.

Das verwegenste, blutdürstigste, gefährlichste Säugethier auf der ganzen Erde ist der königliche Tiger. Schon sein schleichender Gang, sein hohles Schnauben und Stöhnen, sein drei bis vier Fuß langer, heftig bewegter Schwanz, sein wilder, überall umherspähender Blick, namentlich aber seine blutrothe stets aus dem Maule weit hervorgestreckte Zunge bezeichnen ihn als den furchtbarsten Räuber. Er ist noch größer, als der Löwe, ja wol so groß, wie ein gewöhnliches Rind, und dabei so ungeheuer stark, daß er mit Leichtigkeit ein Pferd, oder einen Büffel im Maule fortträgt. Seine größtentheils kurzen, glatten Haare sind am Bauche weiß, auf dem Rücken und an den Seiten aber bräunlichgelb; andere bilden, wodurch die ohnehin schöne Zeichnung noch erhöht wird, schwarze, wellige, vom Rücken nach der Brust und dem Bauche hin schräg fortlaufende Querstreifen. Auch der Schweif ist nach Art der Katzen farbig geringelt. Die Mähne, welche dem männlichen Löwen sein majestätisches Aussehen verleiht, fehlt dem Tiger.

Die eigentlichen Wohnländer des königlichen Tigers sind das südliche Asien und fast alle in der Nähe desselben befindliche Inseln; die dichten Gebüsche ferner, an denen jene Gegenden keinen Mangel leiden, die höchst gefährlichen Stellen, wo er den Thieren, die hier bald

Schatten suchen, bald ihren Durst löschen wollen, auflauert und sie auf die blutgierigste Weise umbringt. Pfeilschnell und mit unglaublich weiten Sprüngen stürzt er plötzlich auf sie hin, haut seine furchtbaren Klauen in ihren Nakken, reißt sie nieder, und steckt seinen Kopf, um das warme Blut zu schlürfen, in den zerfleischten Leib des gewöhnlich noch lebenden Thiers. Selbst Pferde, Büffel, junge Elephanten und Nashörner werden seine Beute. Alte Elephanten bezwingt er nur dann, wenn er sie unvermuthet überfällt; denn diese Kolosse zertreten ihm, erblikken sie ihn anders zu rechter Zeit, die Rippen und machen ihn einer Gallert gleich. Sein Blutdurst, angeregt durch die brennendheiße Sonne, welche ihn bescheint, reizt ihn, mehr Beute zu tödten, als er zur Stillung seines Hungers bedarf. Kleine Thiere zerreißt er fast jederzeit nur aus Mordlust. Sehr bedeutend sind die Nachtheile, die er den Heerden zufügt, und die Gefahren, welche er in jenen bevölkerten Länderstrichen dem Menschen bringt. Jene Tigerin z. B., über die uns Dr. Johnson, der zwanzig Jahr in Ost-Indien zugebracht hat, das Nähere mittheilt, würgte Monate lang jeden Tag einen oder zwei Menschen, und wurde erst dann, als die Regierung einen hohen Preis auf ihre Erlegung gesetzt hatte, bei einer Treibjagd erschossen. Selbst auf den Fahrzeugen des Ganges sind die Leute nicht sicher vor ihm. Merkwürdig bleibt es dabei immer, daß der Tiger, welcher doch sonst kühn genug ist, sich ein Schlachtopfer aus einer zahlreichen Gesellschaft zu holen, sogleich, wann er seinen Sprung verfehlt hat, feig davonläuft und oft durch den geringfügigsten Gegenstand außer Fassung gebracht wird. Verscheuchte ihn doch einst ein junges Frauenzimmer blos durch das schnelle Aufmachen seines rothen Sonnenschirms.

Bei den großen Tiger-Treibjagden, welche zuweilen angestellt werden, reiten die Schützen auf Elephanten, und sind wohl darauf bedacht, denselben, wenn diese Kolosse den Tiger an ihre Hauer spießen, oder vermittels des Rüssels in die Luft schleudern wollen, durch ihre Kugelbüchsen zu Hülfe zu kommen. Letzterer stellt dabei auch seinen Mann. Den schönsten Anblick gewährt es, wenn sich der Tiger, der ein guter Schwimmer ist, ins Wasser flüchtet und ihm der mit diesem Elemente auch nicht unbekannte Elephant nachfolgt. Gelingt es dem Tiger, seinem Feinde auf den Nükken zu springen, oder ihn vermittels seiner Klauen am Rüssel zu pakken; so ist es um den mächtigen Koloß, der übrigens in der Regel Sieger bleibt, unfehlbar geschehen. Kühne Jäger klettern wol auch auf Bäume und erwarten daselbst das schreckliche Thier. Das beste Mittel, es zu fangen, besteht in Gruben, die mit Ästen und Zweigen belegt worden sind.

Alte, ihrer Freiheit beraubte Tiger zeigen sich, selbst wenn sie noch so gut behandelt werden, wild und unbändig: mit Ingrimm z. B. ertragen sie ihre Gefangenschaft; sie sind ferner zu jeder Minute bereit, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, stürzen mit Wuth über die ihnen hingeworfenen Speisen her u. s. w. Jung eingefangene hingegen lassen sich zähmen und geben ihren Pflegern sogar Spuren von Dankbarkeit kund. Jener Tiger z. B., der in Gesellschaft eines Zimmermanns die Seereise von Ost-Indien bis nach London gemacht hatte, freute sich nicht wenig, nach Verlauf zweier Jahre seinen alten Gefährten wieder zu sehen; schnellen Schrittes lief er auf und ab, richtete alle seine Blikke nach seinem Freunde hin, und war erst dann vollkommen glücklich, als dieser es wagte, zu ihm in den Käfig zu treten. Während der zwei bis drei Stunden, die der kühne Mann hier verlebte, leckte ihm der Tiger die Hände, schmeichelte er ihm überhaupt nach Art unserer

Katze und verrieth selbst nicht die geringste Spur von Bosheit und Tücke.

Die Tigerfelle werden hochgeschätzt und bald zu Pferdedecken, bald zu Überzügen von Wagen und Sänften benutzt.

13. Der ächte Panther. Felis Panthera L.

Ein schlanker Körperbau, ein schön gefärbtes Fell und eine bewundernswürdige Leichtigkeit in allen Bewegungen zeichnen den Panther vor vielen seiner Genossen sehr vortheilhaft aus. Derselbe findet sich in ganz Afrika, besonders häufig aber vom Kap bis zum Atlasgebirge hin, ist beinahe eben so grausam, wie der königliche Tiger, klettert behend auf Bäume, jagt meisterhaft Affen und Antilopen, greift wol auch größere Thiere an, und wird selbst den Menschen, die er glücklicher Weise nur selten verfolgt, durch die Weite seines Sprunges gefährlich. Wie unsere Katze, lauert er gleichfalls hinter irgend einer Hekke auf seinen Raub. Gesonnen, ihn auf eine andere Art, als in Gruben, oder bei Treibjagden, zu fangen, oder zu tödten, hängen die Kaffern ein Stück Fleisch an einen mäßig hohen Baumzweig eines Gebüsches und verbergen unter demselben eine Menge eiserner, senkrecht befestigter Spitzen. Wenn er nun nach dem Fleische springt; so begräbt er natürlich letztere in dem Augenblikke, da er die Erde wieder berührt, in seine Brust und tödtet sich selbst. Lebendig eingefangene Panther werden zuweilen auf dem Werft, einem freien Platze, welcher sich bei allen Kolonisten zwischen dem Wohnhause und den Wirthschaftsgebäuden befindet, mit Hunden zu Tode gehetzt.

Die Länge eines ausgewachsenen Panthers beträgt, vom Nakken an gerechnet, vierzig, die Länge des Kopfes acht, des Schwanzes dreißig und die Höhe bis zur Schulter hin zwanzig Zoll; das Fell desselben, für das man gewöhnlich zehn Thaler bezahlt, ist auf dem Rükken und an den Seiten braunlichgelb, an dem Halse, der Brust und auf dem Bauche weiß, und an jeder Seite mit sechs bis sieben Reihen von Ringen, welche durch neben einander stehende schwarzbraune Flekke gebildet werden, prächtig geschmükt. An Gelegenheit, solche Thiere zu sehen, die besonders in dem Wechsel ihrer wilden Sprünge und ihrer behenden Seitenbewegungen schöne Schauspiele gewähren, fehlte es den Römern nicht; zeigte ihnen doch einst Augustus bei einem seiner Kampfspiele über vier Hundert Stück.

14. Der Leopard. Felis Leopardus L.

Fast, wie ein Ei dem andern, sieht der Leopard dem ächten Panther ähnlich; denn auch er erreicht eine Länge von ungefähr vier Fuß und trägt einen zähen, durch braungelbe, dicht bei einander stehende Haare geschützten Pelz. Da jedoch bei ihm die schwärzlichen Rosettenflekke kleiner, auch dabei in größerer Menge vorhanden sind, als bei jenem Räuber; da sie ferner nicht blos sechs oder sieben, sondern mindestens zehn Reihen an jeder Seite des Körpers bilden: so ist es doch immer möglich, mit Genauigkeit zu sagen, ob wir einen Panther, oder einen Leoparden vor uns haben. Für das Fell des letztern giebt so Mancher funfzig Thaler hin. Über die Art, wie sich der Leopard in seinem Vaterlande, nämlich in Afrika und dem südlichen Asien, beträgt, wissen wir nur so viel, daß er an Tükke und Grausamkeit seinem saubern Landsmanne, dem ächten Panther, nicht nachsteht.

15. Die wilde Katze. Felis Catus ferus L.

Die wilde Katze unterscheidet sich von der zahmen, deren Gestalt, Größe und verschiedene Farbe Jedermann kennt, nicht nur durch ihren gleich dikken Schwanz, der bei dieser spitz zuläuft, sondern auch durch ihren feinern, grauen oder gelblichen, mit schwarzen, wellenförmigen Querstreifen gezeichneten Balg. Ihre Aufenthaltsörter sind hauptsächlich die dichten Wälder Europa's und des nördlichen Asiens. Weil sie im Klettern und Springen mehr Kraft und Geschicklichkeit besitzt, als die Hauskatze; so wird es ihr auch ungemein leicht, Hasen und junge Rehe, Birk-, Auer- und Fasanenhühner, die nebst Mäusen, Hamstern und Maulwürfen ihre Nahrung ausmachen, zu überfallen und in Stükke zu zerreißen. Auch sie stößt während der Paarungszeit das bekannte scheußliche unausstehliche Geschrei aus. Wir hier tödten sie fast allein des Schadens wegen, den sie uns an dem Wilde verursacht; in Polen, Rußland und einigen andern Gegenden aber stellen ihr die Jäger, deren Gesicht sie nach einem unglücklichen Schusse gewöhnlich fürchterlich zerkratzt, auch in der Absicht nach, um ihren Balg, der ein gutes Pelzwerk liefert, zu erhalten.

Wir wenden uns nun zu denjenigen Thieren aus dem Katzengeschlechte, die zwar nicht auf unserer Wandtafel abgebildet sind, ungeachtet Dessen aber auch verdienen, hier erwähnt zu werden. Ich nenne euch:

a) die zahme Katze, F. C. domestieus, diese Hausfreundin so vieler Menschen, welche die Amerikaner erst durch die Spanier kennen gelernt haben. Wie ihr wisset, ist sie eben so rachsüchtig, tükkisch und falsch, als reinlich, possierlich und schmeichelhaft. Ihre gute Laune zeigt sie durch Knurren und Spinnen, ihre böse durch Fauchen und Zischen, Sträuben der Haare, wie auch durch einen gewaltigen Buckel an. So wenig wir sie in den Schlafzimmern der Kinder dulden dürfen, indem sie diese gar zu leicht ersitken kann (sie legt sich ihnen nämlich auf den Hals); eben so wenig auf dem Feuerherde, von dem sie zuweilen glühende Kohlen verschleppt, und eben dadurch, wovon es nicht an Beispielen fehlt, zum Brandstifter wird. Ihre Lieblingsgewächse sind die Katzenminze und der Baldrian. Von den verschiedenen Spielarten, welche wir kennen, gelten gegenwärtig für die vorzüglichsten die bläulichgraue Cyper- oder Karthäuserkatze, die schwarz, weiß und gelb gezeichnete spanische und die mit einem langhaarigen, silberfarbenen, seidenartig sich anfühlenden Pelze begabte persische oder angorische Katze. Als Mäusejägerin leistet uns jede sehr bedeutende Dienste. Noch bemerke ich in aller Kürze, daß die Katze auch in der Nacht vortrefflich sieht (ihr Sehloch ist nämlich ein senkrechter Spalt, der sich bei Sonnenschein verengt, im Finstern hingegen wieder erweitert); daß ihr Pelz elektrische Eigenschaften besitzt; daß sie um so fleißiger nach Mäuse- und Rattenbraten ausgeht, je mehr wir sie von Fleischspeisen entfernt halten; daß sie eigentlich nicht dem Herrn, den sie ja gewöhnlich unbeachtet läßt, sondern dem Hause angehört; und daß sie endlich keine solche Kunststükkchen, wie etwa ein Pudel macht, erlernt, doch aber auch nicht ganz ungelehrig ist.

b) den Jaguar, F. Onca. Dieses fürchterlichste aller Raubthiere Amerika's ist wahrscheinlich grausamer, als der Tiger, und stärker, als der Löwe; denn es mordet nicht nur alles Lebendige, dessen es habhaft werden kann, sondern besitzt auch Kräfte genug, Pferde, oder andere große Thiere in seine Schlupfwinkel zu ziehen und mit denselben über

schmale See-en und breite Flüsse zu schwimmen. Ochsen und Pferden springt der Jaguar auf den Hals, erfaßt vermittels einer Pranke ihr Genick und dreht ihnen den Hals um. Wieviel Menschen ihm auch entgegenkommen mögen; er fürchtet sie nicht, packt einen an, und verzehrt ihn, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihn vorher zu tödten. Hundert Hunde sollen kaum Meister über ihn werden. Glücklicher Weise mordet er nur, wann er fressen will; gesättigt, läßt er Alles in Ruhe und schläft entweder in einem dichten Gebüsche, oder in dem hohen Grase eines Flußufers. Sein ärgster Feind ist der Alligator. Hat er die Freude, denselben auf dem Sande schlafend zu finden; so packt er ihn am weichen Schwanze und mordet ihn fast ohne Widerstand. Nicht so leicht wird ihm der Kampf im Wasser, dem eigentlichen Elemente des genannten Krokodils.

Das Fell des Jaguars ist auf dem Rükken rothgelb, an der Brust und dem Bauche weißlich und auf jeder Seite mit vier Reihen augenförmiger Flekke geziert. An Schönheit steht ihm selbst das kostbare Fell des Panthers und des Leoparden nach.

c) die Unze, F. Uncia Gmel., oder das pantherähnliche, drei bis vier Fuß lange, auf dem weißlichen, langhaarigen Felle mit kleinen, unregelmäßigen Flekken bezeichnete Thier, das dem Menschen eben so, wie der treue Haushund, nachfolgt, besonders in Persien zur Jagd auf Hasen und Gazellen abgerichtet wird, und wol auch, wann es mit der Beute im Munde herbeigekommen ist, hinter seinem Herrn, der nämlich zu Pferde sitzt, nach Affenart aufhockt. Das Wohnland hat die Unze mit dem Panther gemein.

D.

Viverrenartige Zehengänger.

Die Kinnladen zählen jederseits sechs Backenzähne; die Füße sind fast ohne Ausnahme fünfzehig; die Klauen können nur halb eingezogen werden.

16. Die asiatische Zibethkatze. Viverra Zibetha L.

Wie euch auch das Bild auf unserer Wandtafel zeigt, ist die asiatische Zibethkatze ein Thier, das an Farbe und Gestalt gar vielen andern Thieren nahe tritt: sein schlanker Leib z. B., der gegen drittehalb Fuß lang wird, giebt ihm Marder- und Wiesel-, seine spitze Schnauze Fuchs-, sein langer, schleppender, schwarz und grau geringelter Schwanz, überhaupt sein ganzer dunkelgrauer, mit schwarzen, wellenformigen Streifen versehener Balg Katzenähnlichkeit, u. s. w. Sie findet sich in Arabien und Syrien, auf Java, Madagaskar und den philippinischen Inseln. Von allen ihren Gattungsverwandten ist sie es vorzugsweise, welche in einem Beutel, der vor oder unter dem After liegt, eine schmierige, honigdikke Masse, den sogenannten Zibeth, absetzt, die im frischen Zustande wie Eiter aussieht, mit Haaren gemengt ist und ihres starken Geruches wegen leicht Kopfweh verursachen kann. Für manche Nasen jedoch soll der Geruch allmälig angenehm werden. In der Wildniß drückt sich das Thier den Zibeth an Bäumen heraus; gezähmt, bringen es die Leute in einen Käfig, in welchem es weder beißen, noch sich umkehren kann, stülpen dann den Beutel vorsichtig um und streifen die Masse vermittels

eines Bambusspanes oder kleinen Löffels ab. Gesonnen, den Zibeth zu reinigen, schmieren sie ihn sehr dünn auf Blätter, ziehen alle Härchen aus, spülen ihn in Meerwasser ab und waschen ihn noch ein Mal mit dem Safte kleiner, schlechter Citronen. Nun erst trocknen sie ihn an der Sonne und bewahren ihn in zinnernen oder bleiernen Flaschen zum nachmaligen Gebrauche auf. Den besten Zibeth erhalten wir von Java und Madagaskar. Seine krampfstillenden Kräfte sind Jedermann bekannt.

Die Zibethkatze nährt sich von kleinen Säugethieren, von Vögeln und Fischen, auch wol von Milch, Eiern, Gewächsen u. s. w.; ist immer wild und räuberisch: knurrt zuweilen, wie ein Hund; zischt, gleich einer bösen Katze, und zernagt nicht selten in einer einzigen Nacht ein dikkes Brer. Das ergötzlichste Schauspiel gewährt sie uns jedenfalls dann, wann sie ihren Hinterleib ins Wasser steckt, und die Garneele, eine Art kleiner Krebse, welche sich an den Schwanz gehängt haben, behend, um sie nachher zu fressen, aufs Trokkene wirft.

Es gehören hieher ferner:

a) die afrikanische Zibethkatze, V. Civetta, ein graues, schwarz geflecktes und gebändertes, wie auch mit einer unansehnlichen Mähne auf dem Hinterrükken begabtes Thier. Ihr Vaterland ist Afrika; ihre Speise dieselbe, welche die asiatische Zibethkatze, mit der sie in den meisten Stükken übereinstimmt, auf den Tisch setzt. Auch sie wird in einen Käfig gesperrt und wöchentlich zwei oder drei Mal der euch bekannten Masse beraubt.

b) die Genettkatze, V. Genetta. Sie besitzt nur die Größe einer Katze, ist sehr weit verbreitet (sie findet sich nämlich nicht blos in ganz Afrika, sondern auch im südlichen Frankreich und Spanien) und hält sich überall an feuchten Ortern, besonders an den Ufern der Flüsse und Teiche, auf; sie gehört ferner den nächtlichen Thieren an, jagt fleißig Mäuse und Ratten, und wird des letztern Umstandes wegen von den Türken eben so, wie die Katze von uns, in den Häusern gehalten. Mit ihrem Zibeth ist es übel bestellt; denn die leichte Vertiefung zwischen den Drüsen, welche den äußerst kleinen Beutel bildet, enthält nur sehr wenig riechende Materie.

c) der ägyptische Ichneumon, Herpestes Ichneumon Gmel., genügend bekannt durch die Verehrung, welche ihm die alten Ägypter erwiesen, und durch die Fabeln, die sie von ihm erzählten und Einige selbst noch heutigen Tages für wahr annehmen. Seine Länge beträgt sechzehn bis zwanzig, seine Höhe jedoch nur sechs bis sieben Zoll. Gleich dem Iltis, versteht ers meisterhaft, in Ställe einzubrechen, und das Geflügel, besonders die armen Hühner, umzubringen. Wahr ist es ferner, daß er die Eier der Krokodile emsig aufsucht und verzehrt; unwahr hingegen, daß er den grinsenden Thieren, wann sie schlafen, in den Leib krieche und sich dann seitwärts wieder hinausfresse. Gewohnt, nur mit äußerster Vorsicht seine Schlupfwinkel zu verlassen, erschwert er uns nicht wenig das Geschäft, ihn im freien Zustande zu beobachten; gezähmt, verrichtet er die Dienste der Hauskatze, und folgt seinem Herrn, wie ein Hund. Das Aufsuchen seiner Speise treibt ihn bei Tage und bei Nacht höchst unruhig von einem Orte zum andern fort.

E,

Wieselartige Zehengänger.

Die obere Kinnlade zählt jederseits vier, die untere fünf Backenzähne; die Füße ferner sind alle mit fünf Zehen versehen.

17. Das Hermelin-Wiesel. Mustela Erminea L.

Solcher Thierchen, welche den Namen Wiesel führen, giebt es in Deutschland zwei Arten, nämlich das Hermelin- oder das große und das kleine oder gemeine Wiesel, M. vulgaris. Nur das erstere findet ihr auf unserer Wandtafel abgebildet. Die Länge des großen Wiesels beträgt, den sechs Zoll langen, mit einer buschigen Spitze begabten Schwanz nicht mitgerechnet, fast mehr, als einen Fuß; das kleine hingegen mißt kaum sieben Zoll und hat auch nur einen anderthalb Zoll langen Schwanz ohne merklichen Haarbüschel. An Gestalt und Farbe sind beide Thierchen ungleich mehr einander ähnlich. Die große Fertigkeit, selbst durch äußerst kleine Löcher zu kriechen, haben sie ihrem schlanken, überall gleich dikken und mit einem dünnen Kopfe begabten Körper zu verdanken. Ihr Fell ist während des Sommers röthlich- oder kastanienbraun, allein im Winter, falls sie in den nördlichen Ländern leben, ganz weiß; zu jeder Zeit des Jahres erblikken wir Kehle, Brust, Bauch und Vorderfüße weiß oder etwas gelblich und die Schwanzspitze bei dem Hermelin schwarz gefärbt.

Alle Wiesel sind kühn, blutgierig und schlau. Sie klettern, wenn sie die Eier, ihre Lieblingsspeise, welche sie sehr geschickt unter dem Kinn festhalten, nicht ohne Weiteres von der Erde aufheben können, an Balken und Mauern in die Hühnerställe und Taubenschläge, ja wol auch auf Bäume, und plündern überall die Nester aus. Finden sie Junge, so fressen sie auch diese; und, gelingt es ihnen, sogar die alten Vögel zu beschleichen, so zögern sie ebenfalls nicht, sie ins Genick zu beißen und das Blut ihres Leibes zu schlürfen. Meisterhaft wissen sie bei diesem Geschäfte die Schlagadern des Halses zu treffen. Nicht blos Vögel, auch schlafende Hasen und Rehe überfallen sie. Das arme Reh liebt freilich den Reiter nicht, welcher sich ihm so grausam ins Genick eingebissen hat, und auch nicht eher aufhört, sich in der beschriebenen Weise anzuklammern, als bis es aus Erschöpfung niederfällt. Eier und Wildpret werden indeß dem räuberischen Thiere nicht alle Tage geboten; auch Honig nicht, dem das Lekkermaul gleichfalls sehr nachgeht: es mag daher wollen, oder nicht, es muß, um seinen weiten Magen zu befriedigen, auch gegen Ratten und Mäuse, Frösche, Eidechsen, Maulwürfe u. s. w. zu Felde ziehen. Gerade dadurch aber wird es, namentlich in solchen Gegenden, wo die Feldmäuse sich sehr vermehrt haben, zu einem nützlichen Thiere. Dessenungeachtet thun wir nicht unrecht, es vermittels eigener Fallen und Schlingen, vergifteter Eier u. s. w. zu vertilgen; denn zu dem Guten,, was es thut, wird es doch blos durch den Hunger angetrieben.

Das Weibchen hat zu seinen Jungen, denen das große Wiesel drei bis acht, das kleine vier oder fünf zur Welt bringt, eine innige Liebe; es verpflegt sie z. B. vier Monate lang aufs beste, trägt sie bei bemerkter Gefahr von einem Orte zum andern, und bringt ihnen, was wir fast auf Erziehungssinn deuten möchten, häufig lebendige Mäuse, damit

sie frühzeitig im Ergreifen derselben geübt und zu ihrem künftigen Raub-Handwerke tüchtig werden.

Die besten Hermelinfelle kommen aus Sibirien, Norwegen und dem nördlichen Rußlande. Je weißer und dichter an Haaren sie sind, einen desto größern Werth haben sie auch. Mäntel, mit Hermelin gefuttert, erblikken wir fast nur in der Kaiser und Könige Häuser. Die Felle einheimischer Wiesel werden weniger zu Pelzwerk, als zur Zertheilung hartnäkkiger Geschwülste benutzt.

18. Der Iltis. Mustela Putorius L.

Der Iltis erreicht eine Länge von ungefähr sechzehn und eine Höhe von sechs Zoll. Die Haare des Pelzes, mit welchem ihn der Schöpfer beschenkt hat, sind kurz, fein, wollig, und bis auf den Mund und die Ohrränder, woselbst sie weißlich aussehen, dunkelbraun gefärbt. Was ihn uns auch noch kennbar macht, sind zwei Drüsen, die sich unter dem Schwanze befinden und eine unangenehm riechende Feuchtigkeit wahrnehmen lassen.

Der Iltis lebt nur in den gemäßigten Ländern Europa's und Asiens. Seine gewöhnlichen Aufenthaltsörter sind Scheunen und Ställe, Gärten und Wälder, Flußufer und Baumhöhlen; seltener nimmt er in leeren Fuchsbauen, oder in den Wohnungen der Hamster, nachdem er diese Thiere vertrieben hat, Quartier. So verschieden, wie sein Aufenthalt, ist seine Nahrung. Begnügte er sich mit Ratten und Mäusen, die als seine Wochenspeise gelten können; so würden wir uns ihm zu großem Danke verpflichtet fühlen: allein da er auch Kaninchen und allerlei Federvieh, nämlich Hühner und Tauben, Enten und junge Gänse, würgt, die Bienenstökke zernagt und den Honig herausfrißt, an den Ufern der Flüsse Fische fängt u. s. w.; so haben wir alle Ursache, ihn eben so, wie den verschlagenen, räuberischen Hausmarder zu hassen und zu verfolgen. Nur das einzige Gute zeichnet ihn vor diesem Diebe aus, daß er nicht alles Geflügel, unter welches er geräth, mordet, sondern blos ein Thier ins Genick beißt und mit ihm in seinen Schlupfwinkel zurükkeilt. Mit besonderer Geschicklichkeit trägt er die Eier unter dem Kinn bedeutende Strekken weit. Spürt er vielleicht mehr, als der Marder, den Vogelnestern auf der Erde nach, z. B. den Nestern der Lerchen und Wachteln, der Reb-, Birk-, Auer-, Haselhühner u. s. w., so ist ihm Dies insofern nicht hoch anzurechnen, als ihm die Kunst, behend auf Bäume zu klettern, in der sein Bruder als Meister erscheint, wenig zusagt. Gegen alles Wetzen und Geklirre eiserner Instrumente fühlt er einen natürlichen Abscheu. Fängt er sich, was seiner Unvorsichtigkeit wegen oft genug vorkommt, in einer Tellerfalle; so beißt er sich wol das eingequetschte Bein los und springt in Eil auf drei Beinen seiner Höhle zu.

Des üblen Geruches wegen, den er nimmer ganz los werden kann, besitzt der Balg des Iltis nur einen geringen Werth; dessenungeachtet aber hören wir nicht auf, uns des listigen Thieres auf jede nur mögliche Weise zu bemächtigen.

19. Der Baum- oder Edelmarder. Mustela Martes L.

Der Edelmarder hat ein schönes, kastanienbraunes Fell, und ist, abgesehen von seiner Größe (er mißt achtzehn Zoll in die Länge), vom Iltis und Steinmarder durch seine röthlichgelbe Kehle und Brust zu un-

terscheiden. Alte Mauern und Thürme, Scheunen und Ställe, überhaupt solche Orter, welche in der Nähe der Menschen liegen, sind seine Aufenthaltsörter nicht; er liebt vielmehr recht finstere Tannen- und Fichtenwälder, und haust hier bald in Berghöhlen, Felsenritzen oder hohlen Bäumen, bald wieder, nachdem er die Wirthe vertrieben, oder wol gar aufgefressen hat, in den Nestern der Eichkätzchen, der Raben, wilden Tauben und anderer Vögel. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Erd- und Feldmäusen. Eichkätzchen, welche er behend so lange von Ast zu Ast, von Baum zu Baum verfolgt, bis sie, völlig ermüdet, seine Beute werden; Haselmäuse, denen er, weil sie ihn an List und Schnelligkeit noch übertreffen, gar oft vergeblich nachstellt; Vogelnester mit Eiern oder Jungen, eben so alte Auer- und Birkhühner, Fasanen, Hasel- und Rebhühner, u. s. w., die er, wann sie schlafen, beschleicht und erhascht, kommen nicht jeden Tag auf seinen Tisch. Aus dem Pflanzenreiche genießt er vorzüglich Honig, Hanfsamen und Ebereschbeeren. Einen Ebereschbaum von mittlerer Größe an einem Tage abzuleeren, ist für zwei oder drei Edelmarder, weil ihnen diese Speise gar zu herrlich mundet, eine Kleinigkeit. An List und Schlauheit, seinem Feinde zu entgehen, fehlt es unserm Thiere nicht. So läßt es sich z. B mit dem hohlen Baume, in welchem es sitzt, lieber umhakken, als daß es aus demselben hervorspringen, und sich der Gefahr, irgend einem Feinde ansichtig zu werden, preisgeben sollte. Sind Hunde hinter ihm her; so macht der Baummarder anfangs, wie das Eichkätzchen, große Sätze, springt aber später, wann es nämlich seine Verfolger beinahe erreicht haben, schnell auf einen Baum, legt sich längs des einen Astes hin und läßt die Hunde ruhig unter sich weglaufen.

Wohl wissend, welchen großen Schaden er dem Wilde zufügt, verschonen die Jäger den Edelmarder nicht; sie schießen ihn vielmehr, wo sie ihn antreffen, und stellen ihm auch Eisen, die aber, wenn anders der listige Patron hineingehen soll, mit Laub bedeckt sein müssen. Im April oder Mai wirft das Weibchen drei bis fünf Junge. Diese sind sehr lustig, ergötzen durch ihre possierlichen Sprünge und Wendungen, spielen gern mit Hunden und Katzen und können leicht gezähmt werden.

20. Der Zobel. Mustela Zibellina L.

An Größe und Gestalt gleicht der Zobel dem Steinmarder, rücksichtlich seines kostbaren Pelzes aber läßt er alle Thiere seiner Gattung weit hinter sich zurück. Nur der hohe Norden von Europa und Asien ist seine Heimath. Um ihn zu bekommen, bilden viele der Bewohner jener Gegenden, besonders Sibiriens, kleine Gesellschaften, deren jede ihren eigenen Hauptmann hat, setzen sich in Böte, fahren die Flüsse hinauf, entfernen sich zuweilen sechzig Meilen weit von ihrem Wohnorte, bauen sich Hütten in der Nähe solcher hohlen Bäume, Erd- und Felsenhöhlen, die Zobel in Menge beherbergen, und verhungern nicht selten beim Fange. Wie schwer es einerseits sein muß, das kühne, listige Thier, welches eben so, wie der Baummarder, äußest behend springen kann, zu fangen, und wie sehr andererseits das Lebensglück jener bedauernswerthen Leute, von denen übrigens viele ihre wirklich begangenen, oder ihnen nur angedichteten Verbrechen abbüßen müssen, von einer guten Beute abhängt, zeigt uns genügend der Umstand, daß jede Gesellschaft, bevor sie die höchst gefahrvolle Reise antritt, irgend einer Kirche oder einem Heiligen den ersten Ertrag gelobt. Die Zobelfelle sind von verschiedener Güte. Ein gewöhnliches Fell ist bis auf die aschgraue

Kehle und die weiße Stirn kastanienbraun, und wird kaum höher geschätzt, als ein schönes Baummarderfell; ein ausgezeichnetes hat sehr lange, schwarzbraun glänzende Haare und kostet nicht selten funfzig bis sechzig Thaler. Welch' ein fürstliches Geschenk ist daher nicht ein vollkommener Zobelpelz! Am schlechtesten sind die Bälge im Herbst. Zu dieser Zeit nämlich begnügen sich die Zobel, welche sonst den Wieseln, Hasen, Eichkätzchen, Wald- und Feldhühnern, wie auch den Eiern des Geflügels häufig nachstellen, mit Baumknospen, Heidelbeeren u. s. w., und reiben sich, während sie diese suchen, ihre schönen, langen Haare ab.

Die Zobel, deren Zahl von Jahr zu Jahr immer mehr abnimmt (am gesegnetsten mit solchen Thieren sind noch die Gegenden des Urals), fängt man theils in Fallen und Netzen, theils schießt man sie, damit der kostbare Pelz nicht durchlöchert wird, mit stumpfen Pfeilen und Bolzen. Seltsam ist die Art, wie einst ein Kamtschadale einen Zobel fing. Nachdem die Hunde den Baum, auf welchem derselbe saß, umstellt hatten, machte er eine Schlinge und hielt sie ihm vor. Und sehet! das Thier steckte auch wirklich den Kopf hinein; allein die Schlinge zerriß. Mit einer zweiten Schlinge ging es dem Manne nicht besser; eben so mit einer dritten; und dennoch wurde beim vierten Male, als er schon auf einen andern Baum geflüchtet war, der Zobel gefangen.

Zu den wichtigen wieselartigen Zehengängern gehören ferner:

a) der Steinmarder, M. Foina, ein Thier, dessen wir schon beiläufig gedacht haben, das ungleich blutdürstiger ist, als der Edelmarder, und sich besonders durch seinen weißen, gabelig getheilten, nach den Vorderfüßen hin sich verlaufenden Kehlfleck leicht kenntbar macht. Sein Schwanz erreicht acht, sein übriger Körper sechzehn Zoll Länge. Außer Europa bewohnt er noch Persien und das wärmere Rußland; überall liegt er am Tage in Felsenklüften, in alten Mauern und Thürmen, unter Dächern und Holzstößen, in Scheunen und Ställen versteckt, geht blos des Nachts nach Speise aus und gilt mit Recht für den gefährlichsten Feind unseres Hausgeflügels. Vermöge seines schlanken, biegsamen Körpers wird es ihm, wie dem Wiesel, leicht, durch die engsten Löcher zu schlüpfen, die steilsten Dächer, ja selbst senkrecht stehende Mauern, wenn sie nur einiger Maßen rauh sind, zu erklettern und mit großer Sicherheit über die dünnsten Stangen hinwegzugehen. Verfolgt, springt er wol auch, ohne sich zu beschädigen, von den bedeutendsten Höhen hinab. Selbst in der Kunst zu schwimmen ist er ein Meister. Hat er sich durch List und Gewandtheit einen Weg in die Hühner- und Tauben-Quartiere gebahnt; so erwürgt er dort alles Lebendige, beißt den alten Vögeln die Köpfe ab, saugt ihnen das Blut aus, und läßt sie dann, wenigstens im Sommer, zu welcher Zeit es ihm an Nahrung nicht gebricht, auf dem Schlachtfelde liegen. Das Ausnehmen der Vogelnester gehört auch zu seinen gewöhnlichen Geschäften. Nur wann es ihm an einem Hühner- oder Entenbraten, an Eiern, die er mit vieler Geschicklichkeit aussäuft, oder auch an Kirschen, Pflaumen oder Ebereschbeeren, welche er so gern auf seinem Nachtische sieht, gebricht, macht er Jagd auf Ratten und Mäuse, Maulwürfe, Eidechsen, Ringelnattern u. s. w. und richtet auch unter diesen Thieren ein Blutbad nach dem andern an. Weil das Hausgeflügel seine stinkenden Ausdünstungen, so wie seinen Auswurf, der nach Bisam riecht, genau kennt; so geht es niemals eher in den Stall, der von ihm besucht worden ist, zurück, als bis man denselben gereinigt und zu wiederholten Malen ausgeräuchert hat. Junge Steinmarder sind gleichfalls muntere, possierliche Thierchen. Wer beabsichtigt,

Steinmarder in Tellerfallen zu erbeuten, befreie diese Werkzeuge sorgfältig von jedem fremdartigen Geruche und belege sie mit getrocknetem Obste, oder mit andern wohlriechenden Dingen. Das Fell des Steinmarders ist zwar gut, steht aber dem Felle des Edelmarders bei Weitem nach.

b) das Frettchen, M. Furo, ein ganz blaßgelbes, an Größe und Gestalt dem Iltis sehr ähnlich sehendes Thier. Sein Vaterland ist Spanien. Obgleich auch ihm keine Dinge besser schmekken, als Tauben, Hühner oder Kaninchen; so nimmt es doch auch mit Mäusen und Ratten, Fröschen, Eidechsen und Schlangen, ja selbst, freilich aber nur im gezähmten Zustande, mit Milch, Kleie und Semmel vorlieb. Über seine Gelehrigkeit herrscht nur eine Stimme. Lasset es euch daher nicht befremden, daß es in Spanien schon seit Jahrtausenden zur Jagd abgerichtet wird, und daß es daselbst gehorsam die Kaninchen aus ihrem Baue treibt.

c) das Stinkthier, Mephitis Putorius Gmel. Ein gedrungener Körperbau und lange, zum Graben eingerichtete Klauen an seinen Vorderfüßen sondern es sofort von jedem andern wieselartigen Zehengänger ab. Seine Aufenthaltsörter sind die Felder Süd-Amerika's. Worauf wir bei ihm vorzugsweise zu achten haben, ist das Mittel, welches er zu seiner Vertheidigung benutzt. Wann es bemerkt, daß ihm ein Jäger zu Leibe rükken will, macht es nämlich einen Katzenbukkel, sträubt die langen Haare, stellt den buschigen Schwanz senkrecht, und spritzt nun seinem Feinde die Feuchtigkeit, welche sich in den Drüsen am After befindet, bis fünf Fuß weit entgegen. Ein ähnliches Experiment stellt nicht selten ein kleiner Käfer, der Bombardierkäfer, zu gleichem Zwekke an. Wie stark übrigens der Gestank jener Feuchtigkeit ist, könnt ihr daraus abnehmen, daß er Schwindel und Kopfweh erregt, Menschen und Hunde zurückscheucht, und daß selbst ein Tropfen hinreicht, ein Kleid in so hohem Grade zu verpesten, daß es weggeworfen werden muß. Im gezähmten Zustande bedient sich das Thier der beschriebenen fürchterlichen Waffe nicht.

Fast jedes Stinkthier ist schwarz und mit weißen Streifen bezeichnet, bringt in Erdhöhlen seine Jungen zur Welt, nährt sich von Vögeln und Eiern, klettert geschikt auf Bäume, und erfreut die Indianer sowol durch sein Fleisch, das sie gern essen, als auch durch seinen Pelz, welchen sie, obgleich er den unangenehmen Geruch nie ganz los werden kann, zu Verbrämungen benutzen. Linné versetzte die Stinkthiere in die Sippe der Viverren oder Zibethkatzen.

F.

Fischotternartige Zehengänger.

Die Kinnladen der fischotternartigen Zehengänger zählen auf jeder Seite fünf Backenzähne; die fünf Zehen sind, was als ihr vornehmstes Merkmal angesehen werden muß, vermittels einer Schwimmhaut verbunden.*)

*) Streng genommen, gehören daher die Fischottern keineswegs hierher, sondern vielmehr in die zweite Hälfte der Säugethiere, bei denen wir die Zehen nicht frei, sondern bald auf diese, bald auf jene Weise vereinigt antreffen.

21. Die gemeine Fischotter. Lutra vulgaris C.

Die gemeine Fischotter bewohnt ganz Europa und die nördlichen Theile Asiens und Amerika's. Ihre liebsten Aufenthaltsörter sind die Ufer der Flüsse, besonders der Forellenbäche; ungleich seltener bezieht sie die nahgelegenen Baue der Füchse und Dachse. Um eine trockene Lagerstätte zu erhalten, erweitert sie gewöhnlich das angeschwemmte Uferloch, welches sie zu ihrer Stube einrichten will, durch Wühlen, Abbeißen der Baumwurzeln und durch andere, diesen ähnliche Mittel. Der Eingang zu einem solchen Quartier ist bald über, bald unter dem Wasser. Ihrer Speise wegen, die in Fischen, Krebsen, Fröschen und Wassermäusen besteht, wird sie wiederholt genöthigt, ihren Aufenthaltsort immer von Neuem zu wechseln, weshalb sie sich in der Regel mehrere Baue zu gleicher Zeit anlegt. Als ein geübter Meister erscheint sie beim Fischfange. Sie schwimmt bei diesem Geschäft stromaufwärts, ruht blos zuweilen auf Steinen oder Pfählen, welche in der Mitte des Wassers hervorragen, etwas aus, und taucht, wann sie ihre Beute bemerkt, pfeilschnell unter. Auch der geschwindeste Fisch wird, selbst wenn er sich unter Steine, oder in Uferlöcher flüchtet, ihr zum Raube. Im Winter, wann die Flüsse und Teiche ihre Eisdekke erhalten haben, dringt sie durch aufgehauene Löcher in ihr Element, und versteht es vortrefflich, diese, wann sie eine Zeitlang umhergefahren ist, wieder zu finden. Kleine Fische verzehrt sie sofort an Ort und Stelle; allein größere trägt sie ans Land, frißt ihnen erst hier das Fleisch ab und läßt den Kopf und das Rückgrath liegen. Gerade diese Überbleibsel verbreiten in ihrem Bau einen höchst unangenehmen Geruch.

Wodurch macht sich uns denn aber eine Fischotter kennbar? Merket! Ihre Länge beträgt, den halb so langen Schwanz nicht mitgerechnet, zwei Fuß acht Zoll, ihre Höhe einen Fuß zwei Zoll und ihr Gewicht zwanzig Pfund; sie hat ferner einen glatten Kopf, kurze Ohren und ein kaffeebraunes Kleid. Zwischen den kurzen, weichen Haaren, aus denen das letztere vorzugsweise besteht, treten längere, glänzende Stammhaare hervor; alle aber liegen so dicht an einander, daß, während das Thier lebt, kein Wasser in den Balg eindringen kann.

Die Jäger verfolgen die Fischotter vielleicht mehr, als irgend ein anderes Thier, und zwar thun sie Dies, weil sie einerseits den Fischereien allzu großen Schaden zufügt, und andererseits von den Kürschnern, die es zu Muffen, Mützenverbrämungen u. s. w. benutzen, theuer bezahlt wird. Auch nehmen sie gern junge lebendige Fischottern mit nach Hause. Diese lassen sich nämlich zähmen und ergötzen nachmals die Zuschauer auf die überraschendste Weise: sie spielen und tändeln gern; geben es zu, daß wir sie streicheln; kommen, wenn sie gerufen werden; entfliehen, falls wir ihnen die Freiheit schenken; ja, sie sind selbst gelehrig genug, in Flüsse und Teiche zu gehen, die Fische in einen Winkel zusammenzutreiben, daselbst die besten und größesten zu packen und im Maule ihrem Herrn zuzutragen.

Nicht minder wichtig, als die Flußotter (so wird die gemeine Fischotter auch genannt), ist

die Seeotter, Enhydris marina Licht., welche, mit jener verglichen, zwar beinahe eben so gefärbt, aber größer erscheint (ohne den funfzehn Zoll langen Schwanz beträgt ihre Länge gegen vierzig Zoll); ihre Hinterbeine ferner sind sehr nach hinten gezogen. Wie die Flußotter, geht auch sie von ihrem Baue aus, den sie sich an den Küsten des

nordöstlichen Asiens oder des nordwestlichen Amerika's bereitet hat, fleißig ins Wasser, um hier Fische, Krebse und andere Seethiere zu fangen. In der Kunst, lange unter Wasser zu bleiben, steht sie, weil sie bald wieder Luft schöpfen muß, ihrer Verwandtin nach.

Fast unglaublich ist die Liebe, welche die weibliche Seeotter ihrem einzigen Jungen schenkt. Während sie z. B. auf dem Rükken schwimmt (diese Art zu schwimmen, könnt ihr auch bei unserer Flußotter beobachten), hält sie dasselbe zwischen den Vorderfüßen fest; ja, sie schläft sogar in der bezeichneten Lage, und wird dann von den Jägern, deren Angriffen sie bei Tage und bei Nacht ausgesetzt ist, mittels guter Speere oder Pfeile erlegt. Man nehme ihr das Junge; und sehet! sie wehklagt vor Betrübniß, wie ein Mensch; folgt dem Räuber meilenweit nach; ruft das Junge mit einer Stimme, die dem Weinen kleiner Kinder gleicht, und giebt ihm wol auch Zeichen, daß es die Flucht ergreifen soll; legt sich endlich, wenn alle ihre Bemühungen erfolglos sind, an den Ort hin, wo ihr das Junge genommen worden ist, ja, sie scheint es fast zu wünschen, daß der Jäger zurückkomme und ihrem traurigen Leben ein Ende mache.

Die Seeotter besitzt den kostbarsten aller Pelze; vorausgesetzt, daß kein Fehler an ihm haftet, wird derselbe gar oft mit zwei Hundert Thalern bezahlt.

II. Familie.

Sohlengänger.

Die Sohlengänger treten mit der ganzen Fußsohle auf; mit Rücksicht auf die Zahl der Vorder- und die Beschaffenheit der Eckzähne weichen sie sehr von einander ab.

A.

Fleischfressende Sohlengänger. Bären.

Jede der beiden Kinnladen zählt sechs Vorderzähne; die Eckzähne sind lang und kegelförmig; die Hauptnahrung aller hierher gehörigen Thiere besteht in Fleisch.

22. **Der gemeine Dachs.** Meles vulgaris Briss.

Weder an Wohlgestaltheit, noch an besonders schöner Färbung erkennen wir den Dachs. Die an sich schon niedrigen Beine des plumpen Thiers erscheinen der langen, borstigen Haare wegen nur noch kürzer; je mehr ferner der Kopf nach der Schnauze hin spitz zuläuft, desto breiter und dikker wird der Rumpf nach hinten zu. Unter der Schwanzwurzel, nahe über dem After, sitzt der große, mindestens einen Zoll tiefe Drüsenbeutel mit seiner weißlichen, schmierigen, übel riechenden Feuchtigkeit. Die Länge des Dachses beträgt drittehalb Fuß, die Höhe desselben nur funfzehn Zoll und sein Gewicht kaum dreißig Pfund. Merket euch endlich, daß sein Fell fast überall weißgrau, gelb und schwarz melirt ist, und daß es sich auch durch einen schwarzen Streifen, welcher auf der Nase beginnt und durch die Augen nach den Ohren hinläuft, kennbar macht.

Furcht und Trägheit, Bosheit und Ungeselligkeit charakterisiren den Dachs. Ja, so zeigt er sich in ganz Europa; so ferner in den gemäßigten Ländern Asiens, die er sich gleichfalls zu seinem Vaterlande erwählt hat; so endlich unter andern auch in China, wo er ganz auf dieselbe Weise, wie bei uns ein Rind oder Schwein, auf die Schlachtbank gelegt wird. Gleichsam besorgt, dem Menschen, oder einem Raubthiere als Beute anheim zu fallen, verläßt er am Tage nur selten seinen Bau, und entfernt sich selbst des Nachts kaum eine halbe Stunde weit von ihm. Die meisten Dachsbaue finden sich in Vorgehölzen, welche an Feldfluren grenzen. Hier gräbt er sich eine vier bis fünf Fuß tiefe Höhle, oder, wie es in der Jägersprache heißt, den Kessel, polstert sie gar weich mit Moos, Gras und Blättern aus, hält sie stets, was wir von ihm nicht erwarten sollten, sehr reinlich (er hat z. B. neben seiner Wohnstube einen Abtritt) und versteht sie mit wenigstens zwei, oft dreißig Fuß weit von einander abliegenden Ein- oder Ausgängen. Birken-, Kümmel- und Tormentillenwurzeln, Eicheln und Buchekkern, Schnekken und Regenwürmer, überhaupt Alles, was er im Frühjahr und Sommer genießt, nähren ihn bei Weitem nicht so, als das Obst, die Rüben, welche er mit großer Geschicklichkeit aussticht, und der Wein, die seine Herbstspeise ausmachen; denn um Martini giebt er selbst dem fettesten Schweine an Speck wenig nach. Dagegen erscheint er im Frühjahr sehr abgemagert. Und wie könnte Dies wol auch anders sein? Ihr müsset nämlich wissen, daß er den größten Theil des Winters, ohne jedoch, wie etwa das Murmelthier, zu erstarren, schlafend und in Betäubung zubringt (blos, wenn Thauwetter eintritt, verläßt er zuweilen des Nachts seinen Bau, und zwar um zu trinken, oder sich Wurzeln, Eicheln oder Buchekkern zu suchen), und daß er während dieser langen Zeit die Schnauze bis zu den Augen in seinen Drüsenbeutel steckt und so von seinem eigenen Fette zehrt.

Da der Dachs nicht aufhört, junge Hasen zu fangen, die Eier der Feld- und Waldhühner zu stehlen u. s. w.: so mag er sich es immerhin gefallen lassen, daß die Jäger ihm nachstellen, wo sie nur wissen und können; daß sie ihn heute ausgraben, morgen durch Dachshunde in vorgestellte Schlingen oder Netze treiben. Als Waffen gegen die Angriffe der Hunde dienen ihm zum Theil die scharfen Klauen, zum Theil das kräftige Gebiß. Daß er es wohl versteht, seinen Feinden tapfer und kühn entgegenzutreten, hat schon so mancher Jäger an seinen übel zugerichteten Hunden zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Außer der Haut, die, nachdem sie mit den Haaren von den Kürschnern gegerbt worden ist, zu Jagdtaschen, Fußdekken, Kofferbeschlägen u. dgl. dient, gebrauchen wir von dem Dachse noch das Fleisch und das Fett: jenes besitzt einen häßlichen Geschmack und sagt daher keineswegs Jedermann zu; dieses nützt vortrefflich als Wundsalbe, und befördert, auf den kahlen Stellen tüchtig eingerieben, das Wachsthum der Haare.

23. Der Vielfraß. Gulo borealis Storr.

Die Abbildung auf unserer Wandtafel zeigt euch deutlich, daß der Vielfraß durch seinen stark behaarten Leib dem Bären, durch die kurzen Beine aber dem Dachse ziemlich nahe steht. Sein Körper, der ohne den acht bis zehn Zoll langen Schwanz eine Länge von drittehalb bis drei Fuß erreicht, trägt, den schwarzbraunen Kopf und Bauch, den großen, glänzendschwarzen, fast herzförmigen Sattel auf dem Rükken, die weißlichen Flekke an der Kehle und die schwärzlichen Füße abgerechnet, einen kastanienbraunen Pelz, dessen Haare nach hinten zu sich verlängern und

am Schwanze einen dichten, runden Büschel bilden. Nur die nördlichen Länder von Europa und Asien, besonders Schweden, Norwegen, Lappland und Sibirien, sind des Vielfraßes Heimath. Sich daselbst einen Bau anzulegen, findet er unnütz, weil es ihm ja an Felsenklüften, hohlen Bäumen und verlassenen Dachshöhlen, in die er sich gern einzuquartiren pflegt, nicht fehlt. Übrigens hat er auch vollauf mit seiner Jagd zu thun. Hasen, Mäuse und Ratten, die nebst Aas und allerlei Vögeln seine gewöhnliche Speise ausmachen, zu erhaschen, ist für ihn, weil er nicht so schnell läuft, wie ein Hund, schon eine schwere Aufgabe; wie mag er sich daher erst anstrengen müssen, wenn er im Sommer auf Bäumen, die er jedoch mit großer Fertigkeit zu erklettern versteht, den Rennthieren auflauert, und sie, indem er ihnen auf den Rücken springt, zu überwältigen sucht! Bietet ihm das freie Feld wenig Nahrung dar; so plündert er wol auch die Vorrathskammern der nahe gelegenen Dörfer, und trägt Alles, was er hier von Speisen findet und nicht sogleich verzehren kann, als Fleisch, Fische, Butter, Käse u. s. w., nach seinen Schlupfwinkeln hin. Das Wasser leckt er nach Art der Hunde. Daß er übrigens gefräßiger sei, als andere Raubthiere, die größeste Beute auf ein Mal zu sich nehme, und der zu viel genossenen Speise sich dann auf die Art wieder entledige, daß er sich zwischen zwei nahe bei einander stehenden Bäumen durchdränge, sind Erzählungen, denen wir keinen Glauben schenken dürfen. Schlimm ergeht es ihm im Alter. So gern er auch jetzt noch ein Stücklein Fleisch verzehrte; so muß er sich dennoch, weil er die Zähne verloren hat, mit den rothen Ameisen begnügen, deren Haufen er übrigens fleißig aufscharrt. Gezähmt, frißt er allerlei gekochte Speisen, sehr gern auch Butter und Fett, nur kein Brot; läuft mit Menschen, die er kennt, aufs Feld; spielt, wie ein junger Hund; ist überhaupt in ununterbrochener Thätigkeit und vertreibt sich die Langeweile durch Klettern, Graben, Schumberwälzen und Plätschern im Wasser. Im Kampfe gebraucht er sein Gebiß und seine Klauen zugleich. Wird er allzu sehr in die Enge getrieben; so nimmt er sichs wol auch nicht übel, seinen Verfolgern nach Art der Stinkthiere und Bombardierkäfer einen Strahl von übel riechendem Unrathe entgegenzuspritzen. Letzteres kommt indeß bei dem sonst so reinlichen Thiere nur selten vor. Vermittels eines Stokkes gereizt, knurrt der Vielfraß, wie ein Hund; haut nach dem Stokke, gleich einer Katze, und packt ihn zwischen die Vorderbeine.

Bei den Vielfräßen ist weniger der Schaden, den sie anrichten, als das glänzende Fell, welches ein kostbares Pelzwerk abgiebt, die Ursache, warum ihnen so eifrig nachgestellt wird. Die Jäger fangen sie theils in Tellereisen und ähnlichen Fallen, theils schießen sie dieselben, wie anderes Wild. Merket euch endlich, daß der Name Vielfraß aus dem finnländischen Worte Fiäl-frass, das einen Felsenbewohner bezeichnet, entstanden ist!

24. Der Waschbär. Procyon Lotor Storr.

Der Waschbär, ein gar drolliges Thier, gleicht an Größe und Gestalt so ziemlich einem kleinen Dachse, ist ein Bewohner des heißen und gemäßigten Amerika's, und war uns Europäern vor dem Kriege, den von 1776 bis 1783 die Engländer mit den jetzigen nordamerikanischen Freistaaten führten, nicht bekannt. Sein Kopf hat Ähnlichkeit mit einem Fuchskopfe; seine vordern Füße sind kürzer, als die hintern, und mit festen, spitzigen Krallen bewaffnet; sein zwei Fuß langer Körper trägt

einen feinen, schwarzgrauen, blos auf dem Bauche etwas heller gefärbten Pelz; sein Schwanz endlich ist wenigstens einen Fuß lang, weiß und nach oben hin schwarz geringelt. Gegenden in der Nähe des Wassers, wo er also Gelegenheit hat, Fische, Krebse, Austern und andere dergleichen Thiere zu haschen, liebt er zwar vorzugsweise; allein er verschmäht auch solche Orter nicht, die ihm Eier, Vögel, Früchte, Zukkerrohr u. s. w. in Menge darbieten. Außerst geschickt zeigt er sich im Erklettern der Bäume. Da er jeden Bissen, den er genießen will, das frische, blutige Fleisch ausgenommen, ins Wasser taucht, und dann, als wolle er ihn gleichsam waschen, vermittels der Vorderfüße abreibt; so kommt ihm auch mit Recht der Name Waschbär zu. Gezähmt, ist er eben so, wie in seinem freien Zustande, in ununterbrochener Thätigkeit: kein Baum bleibt übrig, den er nicht begaffte; kein Loch, in welches er nicht nach Kerfen, Schnekken, Würmern, Fröschen u. s. w. hineinschnüffelte. Das Geflügel fängt er eben so meisterhaft, wie der listige Fuchs. Kommt er übrigens bei Nacht in die Maisfelder, so wird er gar oft mit Hunden und Prügeln übel empfangen. Im Allgemeinen ist er gutmüthig und spielt gern, springt zu den Leuten hin, die er lieb hat, macht Possen, wie ein Affe, und geberdet sich blos dann ärgerlich und höchst empfindlich, wenn sein Herr ihn irgend einer Mißhandlung aussetzt.

25. Der braune Bär. Ursus Arctos L.

Ein gar sonderbares Geschöpf ist auch der Bär. Dies können wir sowol von dem braunen Bären sagen, der uns so oft seine Künste vormachen muß, als auch von dem Eisbären, der, was ich hier nur beiläufig bemerke, an Stärke dem Löwen, an Wildheit der Hyäne fast gleich kommt. Ersterer lebt in den Wäldern und auf den hohen Gebirgen des nördlichen Europa's. In Deutschland, wo es ihm in frühern Jahrhunderten so ungemein gefiel, ist er gegenwärtig beinahe ganz ausgerottet; nur in Tyrol, Kärnthen, Steiermark, Nieder-Östreich u. s. w. treffen die Jäger zuweilen noch einen solchen Gesellen an. Seine Länge beträgt vier bis sechs, seine Höhe an den Schultern zwei bis drittehalb Fuß. Das feine, lange, etwas wollige Haar, mit welchem er überall bedeckt ist, ändert besonders mit Rücksicht auf seine Farbe sehr ab. So glänzen z. B. bei einigen Spielarten die Spitzen desselben fast gelblich, ja auf dem Scheitel ganz goldgelb, bei andern wieder verlieren sie sich durch ihren Schimmer ins Weißliche: jene werden deshalb Gold-, diese Silberbären genannt. Ungleich sicherer, als an der Farbe, erkennen wir den braunen Bären an seiner stark gewölbten Stirn.

Wie jeder seiner Gattungsverwandten, ist auch der braune Bär ein einsames, trauriges, nur zur Paarungszeit in Gesellschaft seines Gleichen lebendes Thier. Für gewöhnlich hält er sich in Steinhaufen und Felsenklippen verborgen, bringt viel Zeit mit Schlafen zu und wird selbst bei einem mäßig besetzten Tische sehr fett. So recht gemästet erblikken wir ihn im Herbste. Gerade jetzt bedarf er aber auch viel Fett: denn da er im Winter, welchen er zwar in gänzlicher Unthätigkeit, jedoch nicht schlafend, zubringt, keine Vorräthe einsammelt; so möchte es zu dieser Zeit übel mit ihm stehen, könnte er nicht, gleich seinem Bruder, dem Dachse, von seinem eigenen Spekke zehren. Sein Lager bereitet er sich in einer Felsenschlucht, einem hohlen Baume, oder auch in einer selbstgegrabenen Höhle und bedeckt es mit Baumzweigen, Blättern und Moose. Um sich im Frühjahr, wann er es wieder verläßt, offenen Leib zu machen, soll er, sonderbar genug, zuerst Ameisen und die Wurzeln des

Sumpf-Schlangenkrauts, Calla palustris, dann aber das Laub der Espe genießen. Im Allgemeinen hält er es eben so gern mit Fleisch, als mit Honig und Pflanzenkost. Er fällt Rehe, Schafe, Ziegen, ja selbst Rinder und Pferde an, macht einen grimmigen Sprung auf ihren Rücken, mordet sie durch die Umarmung seiner Vorderfüße, zerreißt sie mit seinen Klauen und saugt ihnen das Blut aus. Wird er bei dem letztern Geschäfte gestört; so ist er wol im Stande, jede Beute, selbst ein Pferd, zwischen seine Vordertatzen zu nehmen, und, gravitätisch auf den Hinterfüßen einherschreitend, davon zu tragen. Er bleibt jedoch nicht immer Sieger; denn gar manches Pferd schlägt ihm die Zähne in den Rachen und so mancher Ochse durchbohrt ihm vermittels seiner Hörner den Leib. Aus dem Pflanzenreiche frißt er Him-, Heidel- und Ebereschbeeren, Knödelbirnen und Holzäpfel, saftige Stengel und Wurzeln von sehr verschiedener Beschaffenheit. Um sich Honig, den er jeder andern Speise vorzieht, zu verschaffen, beschleicht er entweder die Stöcke der Hausbienen, oder plündert die Nester der wilden Bienen aus. Der erste Besuch bringt ihm gewöhnlich nur Stiche in die Schnauze und Zunge; der letzte jedoch nicht blos diese, sondern auch, weil sich der Mensch den Honig nicht stehlen lassen will, Gefangenschaft und Tod. Eine besondere Neigung offenbart er auch für den Genuß von Ameisen, wahrscheinlich der Ameisensäure wegen. Ach, wie gern steckt er seine Zunge in den Haufen, welchen er aufgescharrt hat; wie begierig verschluckt er ferner alle Thierlein, die so unvorsichtig gewesen sind, sich auf das Stücklein Fleisch in ihrem Baue zu setzen! Übrigens versteht er es auch, mit einem gewissen Anstande zu fressen. Dies zeigte namentlich jener braune Bär, den ein Mann, als er ihm den Kopf ein wenig barbirt hatte, für einen solchen wilden Menschen ausgab, der wol brummen könne, auch fast am ganzen Leibe so behaart sei, wie ein Bär, aber das Sprechen noch nicht erlernt habe. Viele Leute, welche diesen Worten glaubten, liefen nun hin, und ließen sich von dem braunen Herrn, der auf einem Stuhle saß, sehr vornehm Thee aus einer Tasse trank, und sich auf seinen rothen Rock und die schöne, bunte Weste nicht wenig einbildete, die Hand geben und bewunderten seine große Bärenähnlichkeit. Einige hielten ihn sogar für einen reisenden Gelehrten. Endlich aber bemerkte ein feiner Kopf, daß der sonderbare Herr kein Mensch, sondern vielmehr ein solcher Bär sei, der sich mit einigen Hofmanieren bekannt gemacht habe.

Der braune Bär ist vorzugsweise den Ostiaken, einer sibirischen Völkerschaft, ein furchtbares und ehrwürdiges Thier zugleich. Weil sie glauben, daß auch er mit ihnen in die andere Welt hinübergehen werde; so haben sie sich ein eigenes Mittel ausgedacht, den Getödteten, damit er sie dort nicht anpakke, im voraus mit sich zu versöhnen. Sie hängen nämlich seinen Pelz an einen Baum, umgehen diesen einige Mal unter vielen Verbeugungen und erheben zuletzt plötzlich ein Klagegeschrei. Eine Stimme ruft: „wer hat dir das Leben genommen?“ Der Chor antwortet: „„die Russen.““ Jene fragt weiter: „wer hat dir den Kopf abgehauen?“ Dieser erwiedert: „„ein russisches Beil.““ „Wer hat dir den Leib aufgeschnitten?“ „„ein russisches Messer.““ Zum Beschluß schreien Alle: „o, verzeihe, verzeihe!“ Auf diese Weise soll also der Bär blos ein Feind der Russen werden.

Wie aber bemächtigen sich die Menschen des braunen Bären, eines Thieres, das uns einerseits durch seinen Pelz nützt, andererseits aber den Wildbahnen und den Viehheerden bedeutenden Schaden zufügt? Höret! Die sibirischen Bauern legen Schlingen, deren jede vermittels eines Strikkes an einen schweren Klotz befestigt ist, auf einen Weg, den er

gewöhnlich zu gehen pflegt. Sieht nun der Bär, daß die Schlinge, welche er um den Hals hat, ihn in seinen Bewegungen hindert; so geht er wüthend auf den Klotz zu und wirft ihn den Berg hinunter. Offenbar macht nun aber auch er die Fahrt mit. Kaum im Thale angekommen, schleppt er den Klotz, da er in seiner Dummheit die Sache nicht merkt, wieder auf den Berg und stürzt sich zornig und brummend zum zweiten Male hinab. Das grausame Spiel treibt er überhaupt so lange fort, bis er endlich sich zerschmettert hat, oder wenigstens dermaßen matt geworden ist, daß er nicht mehr weiter kann. — Die Tartaren überlisten ihn auf eine andere Weise. Sie befestigen nämlich an einem recht biegsamen Aste einen Strick und an das Ende des letztern ein Bret. Hierauf ziehen sie den Ast herab, und bringen das Bret an derjenigen Stelle des Stammes, wo die Bienen ihre süßen Vorräthe haben, in die wagerechte Lage. Endlich bewaffnen sie den Boden in der Nähe des Baumes mit einer Menge spitziger Pfähle. Ist nun ein Bär dort oben angelangt, so findet er den Sitz vortrefflich und macht sofort von ihm Gebrauch; allein auch einzusehen, wozu der Strick vorhanden ist, erlaubt ihm sein Bischen Verstand nicht. Was thut er daher? Er reißt ihn los, und wird so selbst die Ursache, daß er zuerst ein wenig in die Höhe fährt und dann sich aufspießt. — Kühne Jäger suchen zuweilen den Bären in seinem Lager auf, reizen ihn so lange, bis er ins Freie kommt, und stoßen ihm ein Messer in die Kehle. Ihr Wagstück gilt mit Recht für eine Heldenthat. Die weißen Bären werden übrigens in Gruben gefangen, welche mit Rasen und Strauchwerk leicht bedeckt und in der Mitte mit einem Honigtopfe begabt sind.

Die jungen Bären sehen sehr artig aus, und werden im ersten Jahre, weil sie während dieser Zeit einen weißen Halsring haben, Ringelbären genannt.

26. Der Eisbär. Ursus maritimus L.

Der Eisbär übertrifft, da er wol acht bis zwölf Fuß lang und gegen funfzehn Zentner schwer wird, den braunen Bären an Größe und Gewicht bei Weitem Abgesehen hiervon, unterscheidet er sich von demselben besonders durch den langen Kopf und Hals, die dikke Schnauze, den flachen Schädel und durch die weißen, weichen, wolligen, sehr feinen Haare. Die Küsten von Grönland, Nova-Zembla, dem gegenüberliegenden Sibirien, überhaupt dem ganzen nördlichen Polarkreise sind seine Aufenthaltsörter. Nur im Wasser und auf dem Eise findet er Fische, todte Wale und Seehunde, kurz Alles, was er zu seiner Sättigung bedarf. Er fängt jedoch auch lebendige Robben, wenn diese, um zu athmen, an die Eislöcher kommen; ja er ergreift sogar das Wallroß, falls es sich am Lande befindet, und beginnt mit ihm einen gefährlichen, zweifelhaften Kampf. Die mächtigen Hauer des letztern sind für ihn eine fürchterliche Waffe. Seine Fertigkeit im Schwimmen und Untertauchen (er schwimmt, ohne sich dabei viel anzustrengen, meilenweit) ist bewundernswerth. Die Menge Fett, welche er im Herbste besitzt, geht während der fünf oder sechs Wintermonate, die er in einer Felsenspalte, oder auch in einer Höhle zwischen Eisschollen zubringt, gar sehr verloren, so daß er Ende März oder Anfang April, wann er sein Lager wieder verläßt, recht verhungert aussieht, und nun auch Ochsen und andere große Landthiere mit schrecklicher Kühnheit angreift. Den Menschen sieht er stets für seine Beute an. Kaum sollten wir es glauben, daß er selbst in die Hütten der Grönländer einbricht, und, wofern er nicht durch Spieße und Hunde

abgewiesen wird, alles Lebendige mordet und auffrißt. Wie dem Wolfe, ist auch ihm das Menschenfleisch die lekkerste Speise.

„Einst landeten bei einer Insel unweit der Waigatzstraße die beiden Entdekkungsreisenden Lorenz und Heemskerke. Zwei Matrosen verließen sogleich das Schiff, um ein wenig am Ufer spazieren zu gehen. Noch aber waren sie nicht weit gekommen, als sich plötzlich der eine von hinten umklammert fühlte, und, wähnend, sein Kamerad mache sich einen Spaß mit ihm, ausrief: „wer da? laß' los!" Auf dieses Wort sah sich der Gefährte um, schrie: „ein Bär, ein Bär!" und sprang, Hülfe holend, in größter Eile dem Schiffe zu. Mehrere Matrosen, mit Piken und Musketen bewaffnet, folgten ihm nun eben so schnell zum Unglücksplatze hin. Bei ihrer Annäherung verließ der Bär in aller Ruhe den zerfetzten Mann, stürzte unversehens auf einen andern Matrosen, trug auch ihn davon, und begann, vermittels seiner Zähne den Leib durchzuwühlend, das Blut in langen Zügen zu schlürfen. Da erstarrten die Übrigen, schrieen vor Schreck und Bekümmerniß auf und flohen nach den Schiffen zurück. Nur nach vielen Mühen und Anstrengungen wurde es später drei beherzten Matrosen, die ihre Landsleute rächen und ihnen wenigstens ein ehrliches Grab sichern wollten, möglich, das Ungeheuer, welches das zweite Opfer noch im Rachen hielt, zum Theil durch Flintenschüsse (der eine Schuß traf den Schädel gerade hinter dem Auge) zum Theil durch Säbelhiebe und Bajonettstiche zu erlegen."

Zähmen, oder gar zum Tanze abrichten, wie der braune Bär, läßt sich der Eisbär nicht. Das Fleisch des letztern ist eßbar; allein das Fett hat einen unangenehmen Thrangeruch und wird daher nur zum Brennen in Lampen gebraucht. Mehr geachtet, als beim braunen Bären, ist der warme, den Bewohnern jener eisigen Gegenden bedeutende Dienste leistende Pelz.

Von denjenigen Sohlengängern, deren Hauptnahrung in Fleisch besteht, sind nur noch des Erwähnens werth:

a) der Honigdachs, Gulo mellivorus. Derselbe lebt am Vorgebirge der guten Hoffnung, gräbt die Waben der Bienen aus, folgt dem Honigkukuk, Cuculus indicator, und soll sich zuweilen des Abends, wann die Bienen heimfliegen, auf eine Anhöhe setzen, und, damit er ihre Richtung ja nicht verliere, mit vorgehaltener Tatze gegen die Sonne schauen. Nur solche Bienen, welche ihr Quartier auf einem Baume genommen haben, sind, weil er nicht klettern kann, sicher vor ihm. Kommt er daher an einen Stamm, dessen süße Schätze er eben so anschauen muß, wie der Fuchs die Weintrauben; so beißt er gewöhnlich, um seinem Ärger Luft zu machen, in denselben, und deutet dadurch zugleich den Hottentotten an, daß hier für sie eine gute Beute niedergelegt sei.

b) der schwarze Bär, Ursus americanus Pall., ein Bewohner Nord-Amerika's. Seine Speise besteht meist in Beeren, Wurzeln, Getreide und wildem Obste. Recht interessant mag es sein, mit eigenen Augen zu schauen, wie er sich des letztern bemächtigt; er klettert nämlich auf die Bäume und bricht entweder die vollen Äste ab, oder beraubt diese, wobei ihm seine Zähne vortreffliche Dienste leisten, an Ort und Stelle der Früchte. Hinreichend gesättigt, umfaßt er aufs neue den Stamm, fährt langsam nieder und kommt so fast immer unbeschädigt auf die Erde zurück. Die Menschen greift er nur im äußersten Nothfalle an. Ihr sehet daher wol ein, daß es kein besonderes Wagestück ist, bei ihm vorüber zu gehen, oder ihn im Herbste, da er am fettesten, oder im Frühjahr, wann sein Pelz am besten ist, mit Pulver und Blei zu

verfolgen. Den Pelz, welcher fast überall schwarz gefärbt ist, benutzen die Kürschner gleichfalls (erinnert euch hierbei des Pelzes vom braunen Bären!) zu Mützen, Muffen, zur Bedekkung des Fußbodens in Kutschen u. s. w.

c) der Lippen- oder Schnauzenbär, U. labiatus Blaim., ein Thier, das mindestens die Größe des braunen Bären erreicht, und in Ost-Indien, seinem Vaterlande, eben so, wie dieser bei uns, nämlich zur Ergötzlichkeit der Kinder und Erwachsenen von Ort zu Ort geführt und zum Tanze angehalten wird. Seine Nase ist rüsselartig gebildet und vermittels einiger Muskeln hervorstreckbar. Abgesehen von ihr, den Fußspitzen und einem Flekke auf der Brust, welche sämmtlich mehr oder weniger weißlich, oder auch wol braungelb, erscheinen, finden wir den Pelz, der sich bei allen Lippenbären noch durch eine Halskrause (die Haare um den Hals nehmen nämlich von Jahr zu Jahr an Länge zu) kennbar macht, dunkelbraun gefärbt. Merket euch endlich, daß frühere Naturforscher den Lippenbären zu den Faulthieren zählten (sie nannten ihn das bärenartige Faulthier), nicht aber etwa seiner Langsamkeit wegen, sondern, weil seine Schneidezähne, die noch überdies kleiner sind, als bei jeder andern Bärenart, leicht ausfallen und eben dadurch eine Lükke in den Zahnreihen bewirken.

B.

Erdwühlende oder insektenfressende Sohlengänger.

Die Zahl der Vorderzähne wechselt in jeder Kinnlade von zwei bis sechs; die Eckzähne sind zum Theil kürzer, als die übrigen Zähne; sämmtliche Thiere dieser Gruppe, welche, was wir hier nur beiläufig bemerken wollen, einen rüsselartig hervorgestreckten Kopf, zum Graben eingerichtete Klauen und im Allgemeinen viel Ähnlichkeit mit den Nagethieren besitzen, nähren sich vorzugsweise von Kerfen und Würmern.

27. Der gemeine Igel. Erinaceus europaeus L.

Unter allen Säugethieren, die in unserm Vaterlande leben, ist der Igel das einzige, welches auf seinem Rükken ein anderthalb Zoll langes, schwarz geringeltes Stachelkleid trägt. Nur das Gesicht, der Bauch und die Füße sind mit borstenartigen, größtentheils braun gefärbten Haaren bedeckt. Durch die kurzen, abgerundeten Ohren, die sehr wenig vorgestreckte Schnauze, und durch den umgebogenen Rand, welcher an jedem Nasenloche kammartig hervorragt, unterscheidet sich der gemeine Igel, der zehn bis elf Zoll lang und halb so hoch wird, hinreichend von dem langohrigen, E. auritus, dessen Wohnländer sich vom kaspischen Meere bis nach Ägypten hinziehen.

Unser Igel lebt in Hekken, Gebüschen und auf Getreidefeldern, verbirgt sich bei Tage unter Laub, in Baumhöhlen und Erdlöchern, und geht während der Nacht, besonders, wenn ihm der Mond schön leuchtet, nach Obst und Weintrauben, nach allerlei Wurzeln und Kerfen aus. Noch lieber indeß jagt er, wie die Katze, Mäuse und Maulwürfe, und

frißt, wie der Storch, Frösche, Kröten und Schlangen. Ist er so glücklich gewesen, eine Kröte zu erbeuten; so wischt er sich erst das Maul ab, ehe er sie verzehrt. Vielleicht behagt seiner Zunge der scharfe Saft nicht. Um auf ein Mal eine Menge Äpfel und Birnen forttragen zu können, legt er sich über sie hin und befestigt sie dadurch an seine Stacheln. Sonderbar genug sieht ein auf solche Weise beladener Igel aus. Seinen Feinden zu entfliehen, ist dem sanften, furchtsamen Thiere unmöglich; es kugelt sich daher sogleich, wann es Gefahr wittert, zusammen, und bemüht sich, jeden Angriff durch seine Stacheln, die sonst geradeaus stehen, jetzt aber nach allen Richtungen hin gekehrt sind, abzuhalten. Sehr ergötzlich ist es für einen Jäger, wenn sein Hund eine solche lebendige Kugel findet. Bellend meldet sie derselbe augenblicklich an. Hierauf versucht er es, ihr bald mit dem Gebisse beizukommen, bald sie mit den Vorderfüßen umzuwenden. Ärgerlich, überall von den Stacheln zurückgewiesen zu werden, giebt er sich endlich Mühe, sie zu verscharren und verläßt sie. Listiger, als er, zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit der Fuchs. Wohl wissend, daß die ausgespreizten Stacheln ihn verwunden können, läßt er seinen Urin auf den Igel, worauf letzterer aus einander rollt und nun von dem räuberischen Schlaukopfe verzehrt wird.

Der gemeine Igel verschläft den Winter unter Baumwurzeln, oder auch in einem andern, meist selbst gegrabenen und stets gar weich gepolsterten Loche; hier bekommt auch das Weibchen im Juli vier bis acht Junge, welche recht niedlich aussehen (sie sind nämlich bei ihrer Geburt nur drittehalb Zoll lang), und, zeitig eingefangen und abgerichtet, sowol in Gärten, als auch in Häusern gute Jäger abgeben. Überhaupt ist der Igel, weil er so viel Mäuse wegfängt und in den Gärten unzahlige Kerfe und Würmer vertilgt, ein sehr nützliches Thier, das wol auch wir in Häusern halten würden (die Kalmükken thun es längst), wenn es sich einerseits reinlicher zeigte und andererseits weniger laut in Stuben und Kammern umherrabte.

28. Die Wasser-Spitzmaus. Sorex fodiens L.

Immer flink, lustig und zuweilen ein Liedchen sich pfeifend, zeigen sich die Wasser-Spitzmäuse, diese drei bis vier Zoll langen Thiere, welche in einem sammetweichen, am Bauche weißlichgelben, auf dem Rükken aber rothbraunen und schwarz melierten Pelze umherspazieren. Der Schwanz ist schuppig, sehr dünn behaart, und beinahe eben so lang, wie der übrige Leib. In ihrem Elemente, dem Wasser, leisten ihnen die Haare, welche an den Zehen sitzen, zum Schwimmen, und die Klappen, vermittels derer sie eben so, wie andere säugende Wasserthiere, die Ohröffnungen verschließen können, beim Untertauchen sehr ersprießliche Dienste. Für gewöhnlich fressen sie Fischrogen, Wasserlarven, Klee, Kräuter und verschiedene Gesäme. Bekommen sie Lust, ihren Tisch mit einem ordentlichen Braten zu besetzen; so greifen sie wol selbst die Herren Frösche an, denen es, wie ihr vielleicht schon wisset, an Muth und Kraft doch auch nicht gebricht. Sie leben paarweis und bringen den Tag in den Uferlöchern der Gewässer, namentlich klarer Bäche und Gräben, schlafend zu. Den Erfahrungen zufolge, welche neuere Beobachter über sie gemacht haben, sind sie keineswegs schädliche, sondern vielmehr sehr nützliche Thiere; denn sie vertilgen viel Ungeziefer, und wühlen bei ihren Jagden nicht, wie die Maulwürfe, die Erde auf.

29. Der Maulwurf. Talpa europaea L.

Daß die Maulwürfe ungefähr fünf Zoll lang und zwei Zoll dick werden, einen glänzendschwarzen Pelz und einen kurzen, mit Schuppen und Haaren zugleich bedeckten Schwanz besitzen, ist gewiß euch Allen bekannt; nicht Jeder indeß dürfte schon gehört haben, daß es auch weiße, graue, geschäckte und in Nord-Amerika selbst gelbe Maulwürfe giebt. So schlecht ihre schwarzen, kaum die Größe eines Mohnkörnleins erreichenden, zwischen den Haaren ganz versteckt liegenden Augen sind; so ausgezeichnet gut ihre Ohren, ungeachtet diesen die Läppchen fast gänzlich fehlen. Die Vorderfüße erscheinen verhältnißmäßig groß, stark und mit scharfen Klauen bewaffnet. Nur mittels derselben wird es ihnen möglich, in trokkenem Boden, besonders in Gärten und auf Wiesen, zu graben, und sich Baue anzulegen, deren zahlreiche Gänge zwar im Sommer kaum sechs Zoll, allein im Winter wol fünf Fuß tief unter der Erde fortlaufen. Die eigentliche Wohn- und Schlafstube hat zuweilen zwölf Zoll im Durchmesser und ist mit Moos, Laub, trokkenem Grase und zarten Würzelchen künstlich austapeziert. Das Tageslicht zu schauen, macht diesen unterirdischen Bewohnern kein Vergnügen; nur während der Paarungszeit springen sie zuweilen des Nachts auf der Oberfläche umher.

„Worin besteht wol aber die Speise der Maulwürfe?" Jemand, der Dies auch gern wissen wollte, fing einige, wies ihnen eine Kiste zum Aufenthaltsorte an, und lernte allmälig kennen, daß sie wol Fliegen, Käfer und Schmetterlinge, Schnecken, Mehlwürmer und Tausendfüße, kleine Vögel, todte Mäuse und Ringelnattern, nie aber Brot, Semmel, Mohrrüben, Pflanzenwurzeln u. dgl verzehren; daß jedenfalls die Regenwürmer, welche sie sehr geschickt an dem einen Ende mit den Zähnen packen, und, während sie fressen, mit beiden Vorderfüßen vom Schmutze reinigen, ihre Feiertagsspeise sind; und daß es gar interessant ist, zu sehen, wie sie die Blindschleichen, Ringelnattern und diesen ähnliche Thiere anfangs fürchten, nach jedem Bisse schnell wieder in die Erde, oder unter das Moos kriechen zuletzt aber sie dreist anfallen und ebenfalls in ihren weiten Magen hinabschikken. Glaubet ihr nun noch, daß sie uns die Wurzeln des Sellerie's, der Petersilie und vieler Hülsengewächse auffressen? Merket! nicht durch ihre Speise, sondern allein durch ihr Wühlen in unsern Blumen- und Gemüsegärten, so wie durch ihre Zerstörungssucht der Früh- und Gartenbeete, werden sie uns lästig, und nöthigen uns gleichsam, ununterbrochen gegen sie zu Felde zu liegen. Alle Mittel übrigens, welche bis jetzt zu ihrer Vertilgung angewandt worden sind, haben ihren Zweck nur unvollkommen erreicht, und wer weiß, ob es nicht gut ist, daß sich stets einige Maulwürfe in unsern Gärten einquartieren.

Nur in wenigen Worten gedenke ich noch:

a) der sibirischen Spitzmaus, Sorex exilis, eines Thierchens, das braun aussieht, kaum ein Quentchen schwer ist und in zahlreicher Menge am Jenisei lebt. Sie sei der kleinste Säuger des Erdbodens.

b) der gemeinen Spitzmaus, S. araneus. Sie ist etwas kleiner, als die Wasser-Spitzmaus, auf dem Bauche schmutzigweiß, an den Seiten und auf dem Rükken aber röthlichbraun und grau gemischt; nur von ihr erzählt man, daß sie andern Thieren in den Leib krieche, und daß ihr Biß, der übrigens kaum durch die Haut geht, giftig sei.

Die letztere Verleumdung darf sie blos ihrem bisamartigen Geruche, der aus kleinen Drüsen an die Seiten des Leibes kommt, zuschreiben; denn dieser ist es ja auch, welcher Hunde und Katzen, Füchse und Marder, ihre ärgsten, sie mit vieler Freude mordenden Feinde, abhält, das Bißchen Fleisch zu verzehren. Nur von der Kreuzotter wird sie für einen guten Braten gehalten. Weil sie gar nicht genug fressen kann; so geht sie auch leicht, durch Speck, Fleisch und Mehlwürmer herbeigelockt, in die Falle.

Dritte Ordnung.

Nage- oder Pfotenthiere.

Die Nagethiere besitzen, gleich den Affen und Klauenfüßlern, offen daliegende Saugebrüste und fast ohne Ausnahme (Biber!) freie Zehen; in jeder Kinnlade ferner zwei, höchst selten, und dann auch nur in der obern, vier verhältnißmäßig lange, scharfe, keilförmige Vorderzähne; die Eckzähne fehlen stets; die Hinterfüße endlich, auf denen fast alle hieher gehörigen Thiere so gern ruhen, sind bei den meisten länger, als die Vorderfüße.

I. Familie.

Nagethiere mit Schlüsselbeinen.

Die Nagethiere dieser Familie sind an der vollkommenen Ausbildung ihrer Schlüsselbeine am besten erkennbar.

A.

Mäuseartige Nager.

Die obere Kinnlade zählt jederseits fünf, vier oder drei, die untere blos vier oder drei Backenzähne; die vordern Füße sind vier-, die hintern fünfzehig und die Nägel kurz, zweischneidig und hakenförmig gekrümmt; der Schwanz ist kurz oder verlängert, nackt oder dünn behaart, oder auch mit einer Endquaste versehen.

30. Der Lemming. Hypudaeus Lemmus.

Ein recht possierliches, tapferes, aber auch höchst eigensinniges Völkchen sind die Lemminge, welche an Gestalt einem Hamster, an Größe gewöhnlich einem Maulwurfe gleichen. Diejenigen, welche im russischen Lappland und in den nördlichsten Theilen Sibiriens leben, erreichen jedoch kaum

die Länge von vier Zoll und tragen einen gelblichbraunen, unten ins Weiße schimmernden Pelz; andere hingegen, deren Heimath das schwedische und norwegische Lappland ausmachen, werden fünf bis sechs Zoll lang, und ihr Fell ist rostgelb und an vielen Stellen mit schwarzbraunen Flekken geziert: alle haben eine bellende Stimme, sehr kurze Füße, einen kaum zoll-langen Schwanz, und an der Schnauze, die nur unbedeutend spitz ausläuft, einen starken, gar stattlichen Schnurrbart. Ihre Nahrung besteht in Gras, dem Rennthier Moose und den Kätzchen der Zwergbirke. Mangel an Futter, eine allzu große Vermehrung (das Weibchen bekommt zu wiederholten Malen des Jahres fünf bis sieben Junge), oder auch das Vorgefühl eines harten Winters bestimmt sie zuweilen, in zwanzig Jahren jedoch vielleicht blos ein oder zwei Mal, von den Gebirgen, die ihre gewöhnlichen Aufenthaltsörter sind, und wo die Leute während des Sommers Loch an Loch bemerken, in die Ebene zu wandern. Die norwegische Lei zieht dann gegen den bothnischen Meerbusen, die russische vom Ural gegen den Jenisei und die Petschora hin. Immer bleibt es interessant, die regelmäßigen Kolonnen zu sehen, die sie bei ihren Zügen bilden, und wie sie stets mit einem solchen Eigensinne der geraden Richtung folgen, daß sie sich nur im höchsten Nothfalle von ihr abbringen lassen. Ihre Pfade sind, weil stets Einer dicht hinter dem Andern wandert, einige Zoll tief und breit, einen bis vier Fuß weit von einander entfernt und laufen unter sich vollkommen parallel. Bei einem Heuschober seitwärts abzulenken, fällt ihnen nicht ein; Dies thun sie blos bei einem Steine, den sie nicht, wie jenen, durchfressen können. Auf Flüssen und See-en übersteigen sie die Böte oder Nachen und springen auf der andern Seite derselben wieder ins Wasser zurück. Gegen Menschen, die ihnen nicht ausweichen, sie also in ihrem Marsche stören wollen, setzen sie sich, gleich den Hamstern (siehe die Beschreibung dieser Thiere weiter unten!), drohend auf die Hinterfüße, springen ihnen bis an die Kniee, und beißen sich dergestalt in die ihnen vorgehaltenen Stökke ein, daß sie sich mit denselben zugleich in die Höhe heben lassen. Sie sind überhaupt sehr zornigen, grimmigen Wesens. Bringt ein Weibchen während der Reise Junge zur Welt, so faßt es gewöhnlich eins von ihnen mit dem Maule, legt ein anderes auf den Rükken, überläßt die übrigen ihrem Schicksale und setzt in Kurzem die Reise rüstig fort. Ungeachtet die Lemminge an jedem Orte, durch den sie ziehen, fast alles Gras bis auf die Wurzel abfressen; so sind sie dennoch, wie noch hin und wieder behauptet wird, keine Pest, überhaupt keine Geißel für die Menschheit. Ihr Zug verspricht vielmehr den ärmern Leuten eine gute Jagd. Daß sie ferner das Gras, an dem sie nagen, vergiften sollen, ist um so weniger glaubhaft, als sie selbst nicht giftig sind und ohne Nachtheil von den Einwohnern Lapplands gegessen werden. Nach der Meinung des gemeinen Mannes fallen sie mit dem Regen zugleich aus der Luft. Wer unter uns erinnerte sich dabei nicht an die Sage vom Froschregen? — Wie gelichtet die Züge am Ziel ihrer Reise ankommen mögen, könnet ihr genügend aus dem Umstande entnehmen, daß viele Tausend der kleinen Wanderer, wenn sie über Sümpfe, Flüsse und See-en müssen, zu Grunde gehen, und daß wieder andere, vielleicht in noch größerer Anzahl, von Hunden, Bären, Vielfraßen, Hermelinen und allerlei Raubvögeln, welche sämmtlich die Reise mitmachen und sich die fetten Braten herrlich schmekken lassen, verzehrt werden.

Die Erzählungen über den regelmäßigen Marsch, die muthvolle Vertheidigung, den unbeugsamen Eigensinn u. s. w. der Lemminge sind wahrscheinlich übertrieben, und wir dürfen daher wol behaupten,

daß genaue Beobachter einst bei ihnen so Manches werden wegzustreichen haben.

31. Die Wasserratte. Hypudaeus aquaticus Illig.

Die Wasserratte ist ungefähr so groß, wie unsere Hausratte, hat einen dichten, dunkel-braungrauen Pelz, in welchem die Ohren versteckt liegen, eine dikke Schnauze, mit einem häutigen Rande versehene Zehen, und einen Schwanz, welcher, wie ihr auch Dies auf unserer Wandtafel erschauen könnt, nicht ganz die Länge des Körpers erreicht. Völlig schwarze, rein weiße, oder auch gescheckte Wasserratten sind nur als Abarten zu betrachten. Wie diese Thiere einerseits, indem sie überall in ihren Wohnländern, nämlich in Europa, Nord-Asien und Nord-Amerika, nicht blos im Wasser, besonders an den Ufern der Flüsse, sondern auch in trokkenen Feldern, Gärten, ja selbst auf Bergen zu leben wissen, der Ringelnatter vergleichbar sind; so treten sie andererseits durch ihr meisterhaftes Graben dem Maulwurfe, ihr geschicktes Schwimmen der Fischotter und durch ihre Lebensweise der euch bekannten Hausratte sehr nahe. Auf dem Grunde der Gewässer umherzulaufen, ist für sie eine Kleinigkeit. Ihren Bau legen sie entweder in Gärten, oder an hohen Flußufern einige Fuß tief unter der Erde an, füttern ihn mit Heu, Stroh und anderm Geniste aus, und versehen ihn mit verschiedenen Röhren, welche dicht unter der Erd-Oberfläche fortlaufen und oft einige Hundert Schritt weit nach dem Wasser, oder nach ihren Nahrungsplätzen führen. Dabei werfen sie nach der üblen Weise der Maulwürfe Haufen auf. Um zu erfahren, ob ein solcher Haufen ihr oder der Maulwürfe Werk ist, dürfen wir ihn nur aufscharren und die Öffnung desselben untersuchen: finden wir letztern etwa einen Fuß tief verstopft, so bereiteten sie, nicht also die Maulwürfe, unsern Gemüsegärten das Herzeleid. Nährten sich die Wasserratten blos von solchen Dingen, die andere Mäuse fressen, und außerdem etwa nur noch von Wasserlarven und Fischlaich; so würden wir sie kaum unter die schädlichen Thiere zählen dürfen: allein weil sie auch in Gärten und auf Wiesen die Pflanzenwurzeln abnagen, durch ihre unterirdischen Gänge die Stecklinge verdorren machen, in Wäldern die Holzsamen und selbst junge Pflänzchen ausgraben, in Bächen ansehnliche Stükke aus dem Gerbleder fressen u. s. w. (sie haben wirklich schon große Gemüsegärten verheert, ganze Baumschulen verwüstet, ja sogar das Absterben kräftiger Obstbäume verursacht); so sehen wir uns offenbar genöthigt, gegen sie theils mit eisernen Maulwurfsfallen, theils mit recht dauerhaften, im Wasser aufgestellten Fischreußen zu Felde zu ziehen. Die meisten Wasserratten werden übrigens wol durch strenge Winter getödtet. Genauen Beobachtungen zufolge leben sie paarweis', verweilen den größesten Theil des Winters in ihrem Bau, riechen vom Frühjahr bis zum Herbste hin stark nach Bisam, und vermehren sich, indem das Weibchen zu wiederholten Malen des Jahrs fünf bis sieben Junge zur Welt bringt, auf eine wahrhaft erschrekkende Weise. Die Jungen vertheidigen sie eben so heftig, wie die Hausratten, mit denen sie spielen, sich zanken und umherbeißen, gegen Katzen, Hunde und Menschen, und tragen sie nicht selten im Maule, wenn Gefahr vorhanden ist, über die Flüsse hinweg in eine andere Höhle.

32. Die Sparmaus oder ökonomische Wühlmaus.

Hypudaeus oeconomus Illig.

Die Sparmaus ist ein Thierchen, von dem sich mehr Gutes sagen läßt, als von allen übrigen Mäusen zusammengenommen. Dies Lob wird hoffentlich unsere Hausmaus, die kleinste Art ihrer Sippe, welche alle Speisen benagt, gar zu gern Speck frißt und ein ärgerliches Wesen bei Nacht treibt, eben so wenig übel nehmen, als ihre häßliche Anverwandte auf unsern Feldern, die in manchen Jahren zu Millionen erscheint und uns sowol durch das Abfressen der jungen Saat, als auch durch das Unterminiren der Erd-Oberfläche unsäglichen Schaden anrichtet. Mit den ökonomischen Mäuschen sind die Gegenden Sibiriens bis Kamtschatka hin reichlich gesegnet. Nichts beschäftigt diese Thierchen, die kaum eine Länge von vier Zoll erreichen und mit einem weichen, unten weißgrauen, oben aber schwärzlich-gelben Pelze versehen sind, mehr, als die Sorge für ihre Wintervorräthe. Nachdem sie auf lockerm Torfboden, oder irgend einer andern feuchten Niederung ihren Bau, der außer einer handhohen und zehn bis zwölf Zoll weiten Wohnstube noch zwei bis drei Kammern zählt (zu jener führen wol gegen dreißig schräg auslaufende Fluchtröhren), angelegt haben, spüren sie überall umher und tragen vom Frühjahr bis zum Herbste gar mancherlei Dinge ein. Knollen und Wurzeln sind ihr Gemüse, die schwarzen Wurzeln des gebräuchlichen Wiesenknopfs vorzugsweise ihr Thee. Die scharfen Wurzeln unserer Osterblumen, nämlich der bekannten Weißhühnchen und Goldhähnlein, ferner unserer Eisenhüte, wie auch die betäubenden einer Art Kälberkropf (Chaerophyllum temulentum) gebrauchen sie theils zur Bedekkung ihrer Vorräthe, damit ihnen andere Mäuse nichts stehlen sollen, theils auch, wie man sagt, als Mittel, sich zu gewissen Zeiten einen guten Tag zu machen. Für die Menschen und die Schweine indeß ist jene Verwahrung ein schlechtes Schloß. Wenn die Kamtschadalen den armen Mäuschen fast Alles genommen haben, was ihr Magen verträgt, wenn ihnen also vielleicht nichts übrig geblieben ist, als jene betäubenden Wurzeln, vermittels deren sich, wie sie wähnen, die Mäuschen bei ihren Festen berauschen; dann sind sie wenigstens so aufmerksam, ihnen Fischrogen, einige Glasknöpfe u. s. w. als Belohnung in ihren Bau zu legen. Leider können nur die Geplünderten von den Glasknöpfen und ähnlichen Dingen keinen Gebrauch machen.

Wie die Lemminge, treten auch die ökonomischen Wühlmäuse große, unsere ganze Bewunderung erregende Reisen an. Nachdem sie sich zu Anfange des Frühjahrs in ungeheurer Menge versammelt, und in Züge, von denen einer oft zwei Stunden lang ist, abgetheilt haben, überschreiten sie die Berge und stürzen sich in Flüsse und See-en, wobei natürlich die schlechten Wanderer und die ungeschickten Schwimmer umkommen und die letztern gar häufig todt am jenseitigen Ufer liegen bleiben. Die Füchse, Luchse, Wasservögel u. s. w. finden offenbar zu dieser Zeit die reichlichste Speise. Ist irgend eine große Wasserfahrt bestanden, so ruhen sie aus und sonnen und trocknen sich. Nachher erst ziehen sie immer weiter südlich fort und kommen endlich in dem Gebiete Ochotzk an. Welcher Weg! Blos vom Meerbusen Penschinski angerechnet, beträgt er über ein Hundert und funfzig deutsche Meilen. Im Oktober gehen die kleinen Wanderer in's heimathliche Gebiet zurück. Und der Kamtschadale, der so bedeutende Vortheile von ihnen und ihren Verfolgern, den Füchsen, Zobeln, Wieseln u. s. w. hat, freut sich, wann sie wieder

ankommen, der lieben Genossen, trocknet, sonnt und pflegt die Ermatteten und sucht die bereits Verschiedenen wieder ins Leben zurückzubringen.

33. Die Hausratte. Mus Rattus.

Die Hausratte, welche Einige wol auch die schwarze Ratte nennen, ist gegen acht Zoll lang, sehr dick, oben schwarz-, unten aschgrau (weiße und gefleckte Ratten kommen äußerst selten vor und gehören den Ausnahmen an), und hat einen Schwanz, an dem viele kleinschuppige Ringe bemerkbar werden, und der an Länge den Körper noch um einen Zoll übertrifft. Ihre ursprüngliche Heimath sind wahrscheinlich mehrere Länder Amerika's; wir kennen diesen Plagegeist, der sich nun wol über die ganze Erde verbreitet hat, erst seit zwei Jahrhunderten. Sie wohnt, wie ihr wahrscheinlich schon wisset, bald in Scheunen und Ställen, bald auf Speichern und Dachböden, bereitet sich Gänge von einem Gebäude zum andern, verläßt gewöhnlich nur des Nachts ihre Schlupfwinkel, und wird überall, wo sie keine Katze merkt, ungemein dreist. So manche Katze wagt es auch kaum, sie anzugreifen. Ihre Nahrung besteht in Getreide, allerlei Eßwaaren, Wurzel- und Knollenwerk, ja selbst, wenn sie alle jene Dinge nicht haben kann, in Leder, Büchern, Kleidungsstücken und Holzgeräth. Kaum sollte man es glauben, daß sie auch den Tauben die Eier und Junge stiehlt und schlafende Kinder in ihrer Wiege benagt. Ist es uns bei so bewandten Umständen nun wol zu verargen, wenn wir jedes Mittel anwenden, sie zu tödten, oder doch wenigstens aus unserer Nähe zu vertreiben? Butter oder Talg, mit Krähenaugen oder anderm Gifte vermischt, führt, in ihre Aufenthaltsörter gebracht, vielleicht noch am ersten zum Ziel. Ein wackrer Rattenjäger ist übrigens, wie wir bereits früher kennen gelernt haben, jedes Wiesel, das unsere Häuser bewohnt.

Nicht selten erzählt Dieser oder Jener von dem sogenannten Rattenkönige, einem vier- bis sechsköpfigen Thiere, das von den Ratten gefuttert werde. Und die Sache hat scheinbar ihre Richtigkeit. Wenn nämlich die jungen Ratten in ihrem Neste dicht beisammen liegen, die langen Schwänze sich verschlingen und die Knochen derselben von Tag zu Tage härter werden; so sind zuletzt alle dergestalt an einander gefesselt, daß es ihnen völlig unmöglich ist, sich, indem die eine Ratte hieher, die andere dorthin will, die nöthige Speise zu suchen. Da kommen denn die alten Ratten, und erfreuen das vermeintliche Ungeheuer mit Allem, was es bedarf. Also verhält es sich mit der Sage vom Rattenkönige.

34. Der gemeine Hamster. Cricetus vulgaris Dum.

So viel Gutes und Löbliches von dem Hasen, der Sparmaus, dem Eichkätzchen und so manchem andern Thiere zu sagen ist, so wenig von dem nur etwa zwölf Zoll langen, kurzbeinigen, sehr dikken, mit zugerundeten Ohren, ansehnlichen Backentaschen und einem halb nackten, kaum zwei Zoll langen Schwanze versehenen Hamster. Die Farbe dieses Thieres ist bis auf die drei großen, gelblichweißen Flekke an den Seiten des Halses, den schwarzen Bauch und die zwei schwarzen Flekke auf dem Kreuze fuchsroth. Unter allen Theilen verdienen die Backentaschen der meisten Beachtung. Merket! sie bilden zwei häutige, eirunde Säkke, erreichen eine Länge von drei und eine Breite von anderthalb Zoll, liegen an beiden Seiten der Mundhöhle, und unterscheiden sich von den

Schallblasen der Frösche besonders dadurch, daß sie von der Haut bedeckt werden, daher auch nicht, wie jene, über dieselbe hinausdringen können.

Der Geiz des Hamsters ist sprichwörtlich geworden. Um recht schnell seine Backentaschen, deren jede drei bis vier Loth Getreide faßt, füllen, und so viel, als möglich, aufspeichern zu können, hält er sich fast immer nur da auf, wo sich guter Boden findet. Es giebt daher solcher Geizhälse besonders viel in Thüringen und Sachsen, bei Magdeburg und Halberstadt, in Böhmen, Schlesien und andern mit Getreide reich gesegneten Länderstrichen. Wie sein Geiz, so auch sein Zorn. Anstatt z. B. einen andern Hamster, der ihm begegnet, freundlich anzusehen, fängt er sofort mit ihm den heftigsten Streit an; er bläst nämlich die Backen auf, wetzt die Zähne, läßt ein grimmiges Murren hören, beißt sich fürchterlich herum, und hört gewöhnlich nicht eher zu wüthen auf, als bis entweder er selbst, oder sein Gegner todt hingefallen ist. Duldet er doch sogar sein Weibchen nicht in seinem Bau, und dieses wieder wirft die eigenen Jungen, wann sie kaum drei Wochen alt geworden sind, aus dem Neste. Einiges Lob verdient sein kekker Muth. Vor Hunden und Pferden zu erschrekken, fällt ihm nicht ein; springt er doch selbst dem Menschen ins Gesicht und beißt ihn in die Hände. Auf der Heimreise, wann er so recht die Backentaschen vollgepfropft hat, von irgend einem Feinde überrascht, drückt und streicht er mit den Pfoten die Körnlein schnell wieder heraus und setzt sich dann männlich zur Wehr. Seinem Geize und Zorne ist ferner eine gewisse List oder Klugheit beigesellt. Nie wird er z. B. vergessen, einen der zwei Aus- oder Eingänge, welche er bei seinem Baue mindestens anbringt, eine senkrechte, dem andern hingegen eine schräge Richtung (die Lager der Weibchen haben zwar auch nur ein schräges Schlupfloch, allein vier bis acht senkrechte Eingänge) in die Erde zu geben. Kehrt er nämlich mit Beute beladen nach Hause zurück, so findet er es ganz bequem, sich durch das Fall-loch (so heißt der senkrechte Eingang) in seine Wohnung hinunterzustürzen; will er wieder ins Freie, so giebt er natürlich dem schrägen Ausgange den Vorzug. Das Innere seines Quartiers verräth keinen üblen Baumeister. Jede der drei bis fünf Vorrathskammern ist schön ausgeglättet, von der Größe einer Rindsblase, und enthält, besteht anders der Vorrath aus verschiedenen Körnlein, ihre eigene Getreideart. Außer diesen Kammern besitzt der Hamster noch eine Wohnstube mit einem weichen Bett, und, was wir bei ihm am wenigsten erwarten, einen Abtritt, den freilich auch er nicht entbehren kann. Die aufgespeicherten Körnlein sind keineswegs für den strengen Winter, wol aber für die zweite Hälfte des Herbstes, die erste des Frühjahrs, und für diejenigen Wintertage bestimmt, an denen er von seinem langen Schlafe aufwacht und Hunger bekommt. Bei einem jedesmaligen Erwachen geberdet er sich, wie ein schlafriger Mensch, d. h., er reckt sich, knurrt und taumelt bald auf diese, bald auf jene Seite. Sonderbar genug, giebt es in Sibirien und dem südlichen Rußlande ein Thier (es gehört zum Geschlecht der Iltisse), welches die Geizhälse, nachdem es sie todt gebissen hat, in eine ihrer eigenen Wohnungen schleppt und daselbst auffrißt. Bei uns wird ihnen an den Örtern, wo sie, z. B. im Gotha'schen, häufig vorkommen *),

*) Im Jahre 1817 setzte die gotha'sche Regierung einen Preis auf die Erlegung der Hamster, die damals wirklich zu einer Landplage geworden waren, und die armen Leute jener Gegenden lieferten nicht weniger, als 111817 Stück, an die Behörden ab.

von armen Leuten fleißig nachgespürt. Sie selbst schlägt man nur todt, damit sie nicht mehr schaden können; das Getreide aber, welches in ihrem Bau aufgespeichert liegt (ein einziger Bau enthält zuweilen funfzig bis ein Hundert Pfund), läßt man sich, zu Brot gebakken, oder auf andere Weise zubereitet, herrlich schmekken.

Ein Hamsterweibchen wirft jährlich zwei Mal drei bis zehn Junge. Diese sind nackt, auch völlig blind, und bringen, was so recht auf eine ihrer häßlichen Eigenschaften hinweist, schon Zähne mit auf die Welt. Fast das einzige Gute, welches die Hamster besitzen, ist, daß sie so manchem Raubthiere zur Speise dienen. Ungeachtet ihre Bälge im Frühjahr ziemlich schön und dauerhaft sind, werden sie von den Kürschnern, denen bessere in Menge zu Gebote stehen, doch nur wenig geschätzt.

35. Das Alpen-Murmelthier. Arctomys Marmotta Schreb.

Das Alpen-Murmelthier ist ein gar possierliches Geschöpf, und wird daher nicht selten von Savoyern, nachdem es die mannigfaltigsten Stellungen anzunehmen erlernt hat, in der Welt zur Schau umhergetragen. An Größe und Gewicht übertrifft es den Hamster nur wenig. Sein Pelz ist zottig, grobhaarig, am Bauche rothbraun, auf dem Rükken röthlich-schwarzgrau und verbirgt die kurzen Ohrmuscheln fast gänzlich.

Ungeachtet die Alpen-Murmelthiere, weil sie klein sind, das Niedrige mehr, als das Hohe, lieben sollten; so bewohnen sie doch fast allein die Alpen Tyrols, der Schweiz und Savoyens, deren gewürzhafte, äußerst kräftige Kräuter sie mit vielem Appetit verzehren, und wo sie es auch meisterhaft verstehen, manchem Insekt, das sie sich zu ihrer Speise erwählt haben, den Garaus zu machen. Befürchtend, irgend einem Räuber zur Beute zu werden, stellen sie, wann sie am Tage der Weide nachgehen wollen, Wachen aus, und springen blitzschnell, sobald nämlich diese ihr starkes, durchdringendes Pfeifen hören lassen, in ihre Höhlen zurück. Letztere sind sehr tief und künstlich angelegt. Schon nach Michaelis, wann das schöne Alpengras eine weiße Dekke erhält, beziehen sie familienweise das Innere derselben, lagern sich im Kessel, der mit Heu und feinem Moose ausgefüttert ist, und verfallen endlich, nachdem sie hier wol vierzehn Tage lang gefastet haben, in ihren langen Winterschlaf. Sowol Kälte, die jedoch das Queksilber an dem Orte ihres Baues nicht unter den natürlichen Gefrierpunkt sinken lassen darf, wie auch Mangel an Nahrung und frischer, reiner Luft führen ihn allmälig herbei. Sobald sie eingeschlafen sind, nimmt das Athmen und die Geschwindigkeit des Blutumlaufs ab (anstatt 1500 Mal, wie beim wachenden Zustande, athmen sie zuletzt nur funfzehn Mal in einer Stunde); sie werden steif und unempfindlich, verlieren ihre frühere innere Wärme immer mehr, und erwachen erst wieder, wann die Strahlen der Frühlingssonne auch in ihrem Kessel neue Wärme erregen. Beim Aufwachen sind sie magerer, als da sie sich schlafen legten. Sonderbar genug, bereiten sich auch solche Murmelthierchen, die zum Vergnügen der Kinder in Stuben gehalten werden, im Oktober aus Laub, Stroh, Lumpen und ähnlichen Dingen ein Winterquartier, und schlafen, was noch auffallender ist, mindestens einen Monat hindurch. Murmelthierchen ferner, welche Felsen bewohnen, die wie einsame Inseln aus dem Gletschereise hervorragen, schlafen wol noch länger, als ein halbes Jahr; ja es kann, wenn nämlich das Eis ihre Baue erreicht und immer liegen bleibt, sogar dahin kommen, daß sie, die Bewohner einer so sonderbaren Kolonie, nie mehr ins Leben zurückkehren. Kein Murmelthier trägt Lebensmittel für den

Winter ein. Das Gras, welches sie im August abnagen und von der Sonne trocknen lassen, benutzen sie allein dazu, ihren Kessel weich und angenehm zu machen. Alle halten sich gern, um sich sonnen zu können, an der Mittagsseite der Berge auf, sitzen, während sie fressen, auf den Hinterbeinen, und führen die Speisen ganz so, wie unsere Eichkätzchen, vermittels der Pfoten zum Munde. Ein lustiges, possierliches Wesen ist ihnen eigenthümlich. Wie sie im freien Zustande fast immer mit einander scherzen und spielen, und dabei wol auch, wie junge Hunde, murren; so lernen sie, wenn sie gezähmt worden sind, tanzen, an einem Stocke aufrecht gehen, im Schornstein umherklettern u. s. w. Ihr gutmüthiges, freundliches Wesen wird leider zuweilen von einem heftigen Zorne verdrängt. Kömmt letzterer über sie, so zernagen sie Alles, beißen wüthend um sich und fallen selbst große Hunde an.

Die Alpenjäger stellen den Murmelthieren ihres Felles und Fleisches wegen sehr nach: ersteres benutzen sie zu Muffen und Verbrämungen; letzteres gilt, besonders, wenn es eingesalzen und geräuchert worden ist, für eine gesunde, wohlschmeckende Speise.

36. Die sibirische Springmaus. Dipus Jaculus.

Gewiß möchtet ihr auch das Thierchen gern kennen lernen, welches, ungeachtet es nur sieben Zoll lang ist, sechs Fuß weite Sätze macht, und noch dazu so geschwind hinter einander, daß ein Mensch zu Pferde es kaum einholen kann. Unsere Wandtafel zeigt euch dasselbe unter dem Namen Springmaus. Was uns bei ihm zuvörderst auffällt, ist das Mißverhältniß, welches zwischen seiner obern und untern Hälfte stattfindet: der Hals ist kurz, und jeder der beiden Vorderfüße so klein, daß er, an den Körper gelegt, kaum bemerkt wird; der Hinterleib hingegen dick, der Bürzel weit hervorragend, und der Schwanz, welcher geradeaus steht und den Leib an Länge noch übertrifft, am besten einer Wuchtstange vergleichbar. In Behaarung und Farbe hat die sibirische Springmaus mit jeder andern Art ihrer Gattung die größeste Ähnlichkeit. Der Bauch ist stets rein weiß, der Rükken aus Grau und Rostgelb zusammengesetzt, der Schwanz auch weiß und an seiner Spitze mit einer schwarzen Quaste geziert. In den Gegenden vom kaspischen Meere bis Irtisch und der Tartarei, ihren ursprünglichen Wohnländern, lebt sie von Baumschößlingen, salzigen Steppenpflanzen, wie auch von den Stengeln und Zwiebeln der Tulpen und anderer Lilienblüthen; sie hüpft ferner gern bei Mondschein unter den Schafheerden umher, und schläft bei Tage fast immer in Höhlen, die sie sich vermittels der Vorderpfötchen und ihrer Zähne, von denen die im Unterkiefer befindlichen sehr lang sind, selbst gegraben hat. Der blinde Gang, welcher von dem Lager zur Oberfläche führt, beweist des Thierchens Schlauheit und Furchtsamkeit zugleich. Wie es mit seinem Winterschlafe steht, wissen wir nicht genau. Schnell und gewandt, wie es ist, hat selbst ein guter Windhund wol eine Viertelstunde zu thun, bevor er es in seine Gewalt bekommt. —

Die Gruppe der mäuseartigen Nager ist zu reich an Arten, als daß wir jetzt, nachdem wir die abgebildeten kennen gelernt haben, unsere Aufmerksamkeit nicht noch über einige andere verbreiten sollten; ich nenne euch daher weiter:

a) die Wanderratte, Mus decumanus, ein Thier, das im Allgemeinen braunroth gefärbt ist und die Hausratte an Körperlänge um einen bis zwei Zoll übertrifft. Ihre frühere Heimath waren Persien und Indien. Auf Schiffen, durch die sie leider um die Mitte des acht-

zehnten Jahrhunderts nach Europa und Amerika gekommen ist, vermehrt sie sich zuweilen dermaßen stark, daß die Mannschaft gezwungen wird, diese so lange zu verlassen, bis die schrecklichen Bewohner aus Mangel an Speise ausgestorben sind. Wo sie auch hinkommen möge; überall verjagt sie die Hausratte, wählt sie Ställe, Keller, Abtritte, ja wol auch die Ufer der Flüsse zu ihrem Quartier, lebt sie außer von Fleisch und faulenden thierischen Stoffen von Getreide, Obst und Eiern, zeigt sie, daß sie an Gefräßigkeit die Hausratte weit hinter sich zurückläßt. Hunde, Marder, Iltisse und Katzen sind ihre Feinde. An Mitteln, sie zu vertilgen, fehlt es uns nicht.

b) die Hausmaus, Mus musculus. Sie ist die kleinste Art ihrer Sippe, lebt in allen Erdtheilen, hält sich blos in Häusern auf und zeichnet sich einerseits durch ihr schnelles, furchtsames, munteres, andererseits durch ihr gefräßiges, alle Dinge benagendes und eben deshalb schädliches, sehr lästiges Wesen aus. Farbe, Größe und Gestalt sind Jedem bekannt. So präget euch denn über sie nur noch ein, daß sie vorzugsweise den Speck liebt, und, um ihn zu erhalten, sogar in die Schornsteine klettert; daß ihr Geruch so fein ist, daß sie selbst die verborgensten Nahrungsmittel wittert; und daß sie ihr Köpfchen, weil sie die Musik gar lieb hat, nicht selten über das Loch steckt und einem Spielenden aufmerksam zuhört.

c) die Feldmaus, M. arvalis Pall., ihrer Schädlichkeit wegen auch ein allgemein bekanntes, überall in Wäldern, auf Feldern und Wiesen geselig lebendes Thier. Ihre Wohnung liegt gewöhnlich einen Fuß tief unter der Erde, ist mit zwei Fluchtröhren zum Ein- und Ausgange versehen und enthält einen Abtritt, ein Schlafgemach, dessen weiches Bett in zerbissenem Stroh und Grase besteht, und eine Vorrathskammer, in welcher sie allerlei trockne Speisen, am liebsten Hafer und Quekkenwurzeln, aufhebt. Leider hat sie schon allzu oft dem Landmann die Ernte vernichtet und ihn um den Segen seiner Arbeit gebracht. Als vor mehrern Jahren die Bewohner des Rheinthals keinen Schritt thun konnten, ohne einigen Feldmäusen zu begegnen, machten sie zuletzt, nachdem nämlich so manches andere Vertilgungsmittel wenig geholfen hatte, glatte, senkrechte Löcher in die Erde, in welche die argen Verderber fielen und in denen sie auch todt gestampft werden konnten. Erbsen oder Getreidekörnlein, mit dem Kraute des gefleckten Schierlings gekocht, bewiesen sich damals ungleich weniger wirksam.

d) den Bobak, Arctomys Bobac, ein Murmelthier, welches besonders die mittlern Berge Polens und Rußlands bewohnt, und, wodurch es sich genügend von dem Alpen-Murmelthiere unterscheidet, ein gelbgraues, aus etwas kürzern Haaren bestehendes Kleid angelegt hat. Gras, Kräuter und Wurzeln sind seine Speise; freie, sonnige Anhöhen ferner die Örter, in deren festen, trokkenen Boden es sich drei bis vier Klaftern tiefe Nöhren gräbt. Recht interessant ist es, diese Thiere im warmen Sonnenscheine mit einander spielen und sich immer friedlich vertragen zu sehen. Das Ausstellen der Wachen, den Winterschlaf u. s. w. haben sie mit den Alpen-Murmelthieren gemein. Um ihr Fell als Pelzwerk und ihr Fleisch zur Speise benutzen zu können, bemühen sich die Kosaken, Kalmükken und Ukräner, sie in Netzen, oder auch durch Fallbäume, die sie vor dem Eingange zur Höhle aufstellen, zu fangen.

e) den Ziesel, A. citillus. Gleich dem Hamster, lebt dieses niedliche Thier, das etwa die Größe einer Natte hat und auf dessen graubraunem Felle sich weißliche Wellen und Tropfen finden, in mehr oder weniger tiefen, ungefähr einen Fuß im Durchmesser haltenden,

mit trokkenem Grase oder Moose weich gepolsterten Höhlen. Schon im September trifft es die nöthigen Anstalten zu seinem monatelangen Winterschlafe. Zu dieser Zeit nämlich verstopft es den engen, im Grase verborgenen Eingang, und gräbt an einer andern Stelle, damit es sich im Frühjahr, wann es matt und abgemagert aufwacht, nicht allzu sehr anstrengen darf, bis zum Rasen durch. Seine Speise sind nicht nur Wurzeln und Sämereien, sondern auch Mäuse und mancherlei kleine Vögel. Nach Art der Murmelthiere stellen auch sie sich zuweilen auf ihre Hinterfüße, sehen sich mit einem gewissen Anstande um, und lassen, wenn sie irgend eine Gefahr ahnen, ein lautes Pfeifen hören. Ihr zierliches Fellchen wird zu Pelzwerk gebraucht und ihr Fleisch von einigen sibirischen Völkerschaften für einen Lekkerbissen gehalten.

B.

Eichhörnchenartige Nager.

Die obere Kinnlade zählt jederseits vier oder fünf, die untere immer nur vier Backenzähne; die Vorderfüße haben vier Zehen mit einer Daumenwarze, die Hinterfüße hingegen sind mit fünf Zehen begabt; der Schwanz Aller ist, worauf wir namentlich achten müssen, lang, lang behaart, öfters gescheitelt, überhaupt von einer zierlichen Beschaffenheit.

37. Das fliegende Eichhörnchen. Pteromys volans Ill.

Das merkwürdige Thierchen, welches auf unserer Wandtafel den Namen fliegendes Eichhörnchen führt, hat im Allgemeinen die Gestalt des gemeinen Eichhörnchens, unterscheidet sich aber von demselben besonders durch die zwischen den Hinter- und Vorderfüßen ausgespannte Haut, welche es bei seinen Riesensprüngen als Fallschirm benutzt. Sein dichter, weicher Pelz ist auf dem Nükken weißlichgrau, am Bauche aber rein weiß. Es erreicht ferner eine Länge von sechs bis sieben Zoll, bewohnt in zahlreicher Menge gewisse Wälder Sibiriens, nährt sich von Knospen, Kätzchen und den Schößlingen der Birke und zeigt im Klettern und Springen eine bewundernswürdige Fertigkeit. Von dem Wipfel eines hohen Baumes wol zwanzig Klaftern weit auf einen niedrigern in schräger Richtung sich zu schwingen, ist für dasselbe eine Kleinigkeit, weil es dabei von der Flughaut, wie auch von dem Schwanze, der dem Sprunge die Richtung giebt, so trefflich unterstützt wird. In der Lebensweise stimmt es gar sehr mit dem gemeinen Eichhörnchen überein. Leute, welche sich die Mühe geben, es zu zähmen, genießen später auch die Freude, es in der Tasche umhertragen zu können.

38. Der Siebenschläfer. Myoxus Glis Gmel.

Unter dem Namen Siebenschläfer verstehen wir nicht immer das muntere Thierchen, von dem unsere Wandtafel eine Abbildung zeigt, sondern zuweilen auch die schnelle Hasel-, oder die kekke Eichelmaus. Von den beiden letztern Thierchen sei indeß jetzt noch nicht die Rede.

Der gemeine Siebenschläfer, oder, wie er auch genannt wird, die Rellmaus, bewohnt das südliche und mittlere Europa, erreicht die Größe einer Hausratte, trägt einen überaus weichen, bis auf den weißen

Bauch aschgrauen Pelz, und ist rücksichtlich seiner Gestalt einer gewöhnlichen Maus eben so ähnlich, als in seinen possierlichen Bewegungen dem niedlichen Eichkätzchen. Bei seinem Hüpfen von Zweig zu Zweige, ja selbst von Baum zu Baume, leistet ihm der mit langen Haaren dicht besetzte Schwanz die besten Dienste. Mit Eicheln, Buchekkern, Haselnüssen, öligen Sämereien, oder mit anderer Pflanzenkost begnügt er sich keineswegs; er frißt vielmehr, um gleichsam seine Mäusenatur nicht zu verleugnen, auch die Eier und die Jungen der Vögel. Eine so reichhaltige Nahrung macht ihn aber auch, namentlich gegen das Ende des Sommers hin, sehr fett. Wüßte er jedoch, wie die Leute gerade dann, wann er so recht gemästet erscheint, nach seinem Bißchen Fleische trachten (schon die alten Römer aßen ihn und brachten ihn bekränzt auf die Tafel, und bei den Krämern und Italienern gilt er noch heutigen Tages für einen Lekkerbissen); so würde er gewiß oft hungern, und auch die Buchekkern, welche ihm in sein Gefängniß, eine eigends für ihn eingerichtete Grube, geworfen werden, unangerührt lassen. Bei seinem Fressen beweist er übrigens eben so viel Anstand, als das Eichkätzchen; wie dieses, setzt auch er sich auf die Hinterbeine und führt vermittels seiner Vorderpfötchen die Speisen zum Munde Eine große Sorge macht ihm die Einrichtung seines Winterlagers. Schon zu Anfange des Herbstes, wann die Tage kühler werden, sucht er sich eine Baumhöhle oder Felsenkluft (seltener gräbt er sich ein Loch in die Erde), und tapeziert den Ort, wo er die rauhen Monate vom Oktober bis April verschlafen will, mit Laub und Moose reichlich aus. Der Siebenschläfer lebt ungefähr sechs Jahr, ist schwer zu zähmen, und beißt sich, in die Enge getrieben, mit jedem seiner vielen Feinde tapfer herum.

Nicht minder behend in ihren Bewegungen, als das Flughörnchen und die Nellmaus, sind:

a) das gemeine Eichhörnchen, Sciurus vulgaris. Ihr Alle kennt es. Beträgt auch die Länge desselben von der Schnauzenspitze bis zum After immerhin nur neun Zoll; so besitzt es ja doch noch einen zehn Zoll langen, zottigen, sehr zierlichen Schwanz, den es zwar, wenn es läuft, gerade ausstreckt, beim Sitzen aber vornehm über den Rükken hinlegt. Eben so viel, als auf diese Schönheit seines Körpers, bildet es sich auf seine fünf Reihen Schnurrbärte und die gepinselten, d. h. mit einem oft anderthalb Zoll langen Haarbusche besetzten Ohren ein. In der Jugend ist seine Farbe den größten Theil des Jahrs hindurch braun oder fuchsroth, im Alter und zur Winterzeit aber grau, und verliert sich allein an der Kehle und auf dem Bauche in einen ziemlich breiten, weißlichen Streifen. Weiße Eichkätzchen mit rothen Augen, schwarze oder fuchsrothe mit weißem Schwanze u. dgl. sind als Abarten anzusehen. Dem feinen Gefühl, das nebst dem scharfen Gesicht und Geruche am meisten ausgebildet ist, verdanken die Eichkätzchen die Gabe, einen Sturm, oder ein heftiges Ungewitter zwölf bis vierundzwanzig Stunden vorher zu verkündigen: dieses zeigen sie durch ein gänzliches Verschließen ihres Nestes oder sonstigen Aufenthaltsortes an; jenen verrathen sie durch Pfeifen und Klatschen, und in der Gefangenschaft noch außerdem durch eine emsige Verstopfung derjenigen Seite, woher er kommen soll.

Das Vaterland der gemeinen Eichhörnchen ist ganz Europa und die gemäßigten Theile Asiens und Amerika's. In allen diesen Ländern wohnen sie in Gebüschen, klettern sie mit großer Behendigkeit, und springen wol auch, wobei ihnen namentlich der einer Schwungfeder ähnliche Schwanz gut zu Statten kommt, zwölf Fuß weit von einem

Baume zum andern. Ihre Nahrung ist sehr verschieden; für gewöhnlich nehmen sie mit den Knospen, Samen und den Kernfrüchten der Bäume vorlieb. Mittels der beiden Schneidezähne im Unterkiefer, welche, jedoch nur im lebenden Zustande, beweglich sind, holen sie das Innere der harten Eicheln und Nüsse, die für sie eine wahre Feiertagsspeise abgeben, mit großer Geschicklichkeit heraus. Wir sehen es ihnen dabei ordentlich an, wie gut ihnen die Nuß schmeckt. Daß der Genuß bitterer Mandeln, der Pfirsichen- und Aprikosenkerne sie tödtet, müsset ihr euch wohl merken, weil ihr sonst das Eichkätzchen, welches ihr euch zum Vergnügen in der Stube haltet, leicht verlieren könnt. Mit der Stubenluft ist übrigens keins dieser Thierchen, auch wenn es in einem noch so niedlichen Häuschen wohnt, zufrieden; des Kettleins wegen, welches ihr ihm anlegt, härmt es sich gewöhnlich so ab, daß es wol drei Jahr früher, als im freien Zustande, also schon im fünften oder sechsten Lebensjahre, stirbt. Am meisten regt sich bei ihm der Trieb nach Freiheit im Frühjahr, wann es sich nämlich paaren will. Zu dieser Zeit ist es zuweilen so böse, daß es selbst solche Personen, welche ihm täglich sein Futter bringen, kratzt und in die Finger beißt. Gar mancher Eichkätzchenfreund mußte sich deshalb schon den einen oder den andern seiner Finger ablösen lassen.

Ihre Nester, deren jedes Paar fast immer vier hat, und von denen zwei besonders groß und als Hauptwohnungen dienen, bauen die Eichkätzchen auf Astgabeln aus Reisern, Moos und Laub, versehen sie mit zwei Öffnungen und einer Haube, bleiben bei starker Kälte, bei Regen und Stürmen ruhig in ihnen liegen und benutzen sie wol auch zu Vorrathskammern für den Winter. Die Elsternester nehmen sie vielleicht nur dann in Besitz, wenn ihnen entweder die Lust, oder das Material zum Bauen fehlt. Wie sie während der Paarungszeit, da des Lärmens und Zankens kein Ende ist, pfeifen; so klatschen sie bei Freude und Furcht, knurren und zischen sie, wenn sie gereizt werden, oder sonst in Zorn gerathen. Gesonnen, Eichkätzchen zu zähmen, verabsäume man nicht, sie jung aus dem Neste zu nehmen, und sie anfangs mit Milch und Weißbrot, später aber mit allerlei Samenkörnlein zu füttern. Leider versuchen sie ihre Nagekunst nicht selten auch an Möbeln, Schuhwerk und andern Dingen.

Das gemeine Eichhörnchen hat gar viele Vettern und Anverwandten, welche andere Erdtheile bevölkern und nur wenig von ihm verschieden sind. Ich gedenke dabei blos des grauen Eichhörnchens. Merket! dasselbe war im Jahre 1749 in Pennsylvanien in so ungeheurer Menge vorhanden, daß sich die Regierung, um dieser Landplage los zu werden, genöthigt sah, ein Schußgeld von drei Pfennigen auf das Stück zu setzen, was ihr in einem Jahre eine Ausgabe von fünf Viertel Millionen Dreiern, also über zwölf Tausend Thaler, verursachte.

Außerdem, daß uns die Eichkätzchen ihrer Possierlichkeit wegen so manches Vergnügen gewähren, nützen sie uns, besonders, wenn Sibirien ihre Heimath war, noch durch ihr Fell, das wir als Pelzwerk, und durch ihre langen Schwanzhaare, welche wir zur Verfertigung der Malerpinsel gebrauchen. Das Pelzwerk führt die Namen Grauwerk und Fehwamme.

b) die kleine Haselmaus, Myoxus avellanarius, ein niedliches Thier von der Größe unserer Hausmaus. Wer je Gelegenheit gehabt hat, sie bei ihren Abend-Spaziergängen zu beobachten, freute sich gewiß nicht minder über den buschigen, fast zweizeiligen, gegen drei Zoll langen Schwanz, der sich zu ihrem zimmetrothen, nur auf dem Bauche weißlichgelben Kleide gar nicht übel ausnimmt, als über das bewunderns-

würdige Geschick, an steilen Wänden und Bäumen mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit umherzuklettern. Schattige Haselgebüsche sind ihre liebsten Aufenthaltsörter. Hier baut sie sich auch ein kleines, kugeliges Nest von Laub und Moose, bringt stets blos eine Seitenöffnung an, und findet es ganz bequem, sowol den kalten Winter, als auch die heißen Sommertage in ihm zu verschlafen. Endlich haben wir von ihr noch Dies zu rühmen, daß sie sich in der Gefangenschaft sanft und artig beträgt, also niemals, selbst wenn wir sie in die Hand nehmen, beißt und kratzt.

C.

Biberartige Nager.

Die obere Kinnlade zählt jederseits zwei oder vier, die untere zwei, vier oder fünf Backenzähne; die Füße haben fünf zum Theil durch Schwimmhäute mit einander verbundene Zehen; der Schwanz ist flach und gewöhnlich nur mit Schuppen bekleidet.

39. Der gemeine Biber. Castor Fiber.

Zwar richtet sich fast jedes Säugethier ein Lager oder eine Wohnstätte ein; allein so meisterhaft zu bauen, wie der Biber, versteht keins der übrigen. — Der etwas schwerfällige, mit kurzen Ohren, kleinen Augen und einer dicken, stumpfen Schnauze begabte Leib unseres schnurrbärtigen Künstlers ist zwei bis drei Fuß lang, kaum einen Fuß hoch und mit einem gar kostbaren, grau- oder kastanienbraunen Pelze versehen. Letzterer besteht zum Theil aus langen, glänzenden, seidenartigen Haaren, zum Theil aus einer kurzen, außerordentlich feinen Wolle, welche das Wasser weder annimmt, noch durchdringen läßt. Zwischen den Schuppen des niedergedrückten, einen Fuß langen und zwei bis drei Zoll breiten Schwanzes treten hin und wieder kurze Haare hervor.

Nur die kalten und gemäßigten Länder Europa's und Nord-Amerika's sind der Biber Heimath. In Deutschland, wo sie ehemals in Menge angetroffen wurden, leben sie gegenwärtig nur noch vereinzelt an der Donau, Elbe, Havel und einigen andern Flüssen; eben so selten kommen sie jetzt in Frankreich vor. Wo sie sich indeß auch zeigen mögen; überall lieben sie bewaldete Ufer langsam strömender Flüsse und See-en.

Ihren Bau legen die Biber bald auf Landspitzen, bald in einer Bucht, bald auf einer kleinen Insel an. Daß sie sich dabei ihrer starken, meißelformigen Schneidezähne als Äxte und Sägen, ihrer kleinen, scharfnägligen Vorderpfoten als Hände, ihres länglich-ovalen Schwanzes als Schaufel oder Kelle bedienen sollten, sind Erzählungen, welche wol die Alten für wahr hielten, denen aber wir keinen Glauben schenken dürfen. Die Arbeit beginnt gewöhnlich an einem der ersten Tage des Augusts. Genauen Beobachtungen zufolge verfertigen sie sich zuvörderst Röhren von ein Hundert Fuß Länge und darüber, die unter dem Wasser anfangen, inwendig einen kleinen Teich bilden, allmälig aufwärts gehen und bis zu einem nahe gelegenen Walde reichen. Hierauf bauen sie sich acht bis zwölf Fuß hohe, aus über einander gelegten Reisern und Weidenknütteln gebildete, mit Schlamm überdeckte, hinreichend ausgehöhlte backofenähnliche Burgen. Werden sie, was offenbar bei Über-

schwemmungen eintreten muß, aus jenen Röhren vertrieben; so flüchten sie in diese Haufen, von denen man sonst erzählte, daß sie mehrere Stockwerke und Zimmerabtheilungen enthielten und mit einem gewölbten Dache versehen wären. Endlich bereiten sie sich, falls sie sich an kleinen Flüssen aufhalten, noch einen Damm queer durch das Wasser, und zwar thun sie Dies, damit das Wasser aufgestaut werde, im Winter nicht bis auf den Boden gefriere und im Sommer jederzeit die Eingänge zu ihren eigentlichen Bauen bedekke. Sie nehmen hierzu Äste und Zweige von Weiden und Pappeln und verstopfen die Zwischenräume mit Erde, Steinen und Schlamm. Weil jene Zweige gewöhnlich Wurzel schlagen; so bekommt der Damm das Ansehen einer Hekke, und zuletzt eine so bedeutende Festigkeit, daß er selbst einen Menschen trägt. In solchen Bauen nun, deren jeder etwa zwei oder drei Familien aufnimmt, liegen die Biber im Herbst und Winter ganz ruhig, zehren von der Rinde und dem Laube des eingetragenen Holzes und tauchen ihren Schwanz ins Wasser; im Frühjahr aber verlassen sie dieselben, leben paarweis', schweifen überall umher, und ziehen sich besonders, um keinen Mangel zu leiden, in die Wälder zurück. Alle ihre Arbeiten verrichten sie bei Nacht. Ende Juni wirft das Weibchen zwei Junge, welche drei Jahr in dem Hause der Eltern verweilen.

Die Vortheile, welche der Biber dem Menschen gewährt, sind sehr beträchtlich. Zwar hat das Fleisch desselben einen schlechten Geschmack und wird nur in Klöstern und von einigen wilden indianischen Stämmen gegessen; aber der Schwanz, der ungefähr vier Pfund wiegt und früher zuweilen einen Dukaten kostete, halten Einige noch immer für eine große Delikatesse. Weit schätzbarer sind das Fell und die Haare. Mit Biberfellen, welche unter die kostbarsten Pelzwerke gehören, wird ein starker Handel getrieben, und der Preis derselben richtet sich sowol nach der Farbe, als auch nach der innern Güte und sonstigen Beschaffenheit. Ein frisches, glänzendschwarzes Biberfell gilt neun bis zwölf Thaler. Noch ein merkwürdiges Erzeugniß des Bibers ist das sogenannte Bibergeil. Dasselbe stellt eine ölige, schmierige Flüssigkeit dar, liegt in zwei wallnußgroßen Beuteln zwischen den Hinterschenkeln, besitzt krampfstillende Kräfte und kommt im Handel gewöhnlich als eine trokkene, schuppige Masse vor. In Europa sind die Biber, weil sie in den Wäldern zu viel Baumrinden abnagen, mehr schädliche, als nützliche Thiere. —

Der Halbbiber oder Ondathra, zuweilen auch Bisamratte genannt, Fiber cibethicus Cuv., ein Thier, das von Einigen zu den mäuseartigen Nagern gezählt wird, möge des Bautriebes wegen, der ihm inwohnt, hier seine Stelle finden.

Damit ihr euch zuvörderst eine genaue Vorstellung von ihm verschaffet, so theile ich euch mit, daß der Ondathra große Ähnlichkeit mit einer Wasserratte hat, daß seinen zwölf Zoll langen Körper glänzende, schwarzbraune Haare bedekken, daß die Füße kaum eine Spur der Schwimmhaut zeigen, und daß der beschuppte, nur sparsam mit Haaren versehene Schwanz zusammengedrükt ist und nach oben und unten hin eine scharfe Kante bildet. Von recht eigenthümlicher Beschaffenheit sind die Zibethdrüsen in der Gegend der Weichen. Die Masse, welche sie beherbergen, ist flüssig, wie Milch, von einem überaus heftigen, ja sogar gefährlichen Geruche, und wird, an der Luft getrocknet, als ein wichtiges Arzneimittel fast nach allen Ländern der Erde verschickt.

Der Ondathra bewohnt das ganze nördliche Amerika. Um stets seine Nahrung zu finden, die im Sommer aus Kräutern und Früchten,

im Winter aus den Wurzeln des Kalmus, der Teich- und der Seerose besteht, hält er sich fast immer an See-en, Flüssen und Bächen auf. Seine Hütte ist rund, backofenartig gewölbt und hat ungefähr zwei Fuß im Durchmesser. Mit Rücksicht auf seine Lebensweise nähert er sich dem Biber mehr, als irgend ein anderes Thier.

II. Familie.

Nagethiere ohne Schlüsselbeine.

Die Nagethiere dieser Familie sind ohne vollkommen ausgebildete, meist gänzlich fehlende Schlüsselbeine.

A.

Stachelschweinartige Nager.

Die Kinnladen zählen jederseits fünf Backenzähne; die vordern Füße sind vier- oder fünfzehig, die hintern stets vierzehig und mit einer Daumwarze versehen; der Leib trägt ein wunderbar gebautes, mit steifen, härtlichen Haaren untermischtes Stachelkleid.

40. Das gemeine Stachelschwein. Hystrix cristata.

Diejenigen Theile, durch welche sich das Stachelschwein so auffallend von den andern Thieren auszeichnet, sind, worauf schon das eine Gruppenmerkmal hindeutet, die federkielähnlichen, weiß und schwarz geringelten, gewöhnlich sechs bis neun Zoll langen Stacheln, die an den Seiten und dem ganzen Oberleibe festsitzen und nur von wenigen Borsten umgeben werden. Sehr eigenthümlich ist auch die aus weißen und grauen wol acht bis zwölf Zoll langen, steifen Haaren zusammengesetzte Mähne am Hinterhaupt. Wir unterscheiden übrigens zwei Arten Stacheln: kürzere, die drei bis vier Linien dick und an der Spitze zweischneidig sind; längere, welche eine breite Spitze besitzen, und einen Queer-Durchmesser von kaum anderthalb Linien erreichen. Der Leib der Stachelschweine ist zwei bis drittehalb Fuß lang, die Schnauze dick und abgestutzt, und die Hinterfüße übertreffen die Vorderfüße an Höhe um die Hälfte. Mit unserm Schweine haben diese Thiere außer der so eben bezeichneten Beschaffenheit ihrer Schnauze fast nur die grunzende Stimme gemein.

In allen ihren Wohnländern, nämlich in Asien und Afrika, in Spanien und Süd-Italien, legen die Stachelschweine Baue an, welche zwar blos einen Eingang, aber mehrere Kammern oder Kessel zahlen, und benutzen dieselben, weil sie keinen Winterschlaf halten, besonders als Ruheplätze bei Tage. Noch im wilden Zustande lebend, wandern sie während der Nacht überall umher und suchen sich Burbaum, Baumrinden, Früchte und Wurzeln verschiedener Art; bereits gezähmt, genießen sie außer jenen Dingen auch Brot, Käse, Gemüsepflanzen, z. B. Kohl, und richten daher zuweilen in den Gärten keinen geringen Schaden an. Sie benagen überhaupt Alles, und fressen, woran es wirklich an Beispielen nicht fehlt, selbst Thüren durch. Erzürnt oder in die Enge getrieben, sträuben sie ihre Stacheln, rollen sie sich wol auch, wie der Igel,

kugelig zusammen, und spotten, so gerüstet, selbst des Angriffes, den der mächtige Löwe gegen sie unternimmt. Thorheit ist es, zu glauben, daß sie Stacheln gegen ihre Feinde abschießen; sie rasseln vielmehr nur vermittels derselben, und können dabei höchstens, weil sie leicht ausfallen, einige verlieren. Bei jedem Kampfe, den sie zu bestehen haben, sind sie gewiß niemals, weil ihnen ein sanftmüthiges Wesen eigenthümlich ist, der angreifende, sondern stets nur der gegen Angriffe sich schützende Theil.

Wo die Stachelschweine häufig vorkommen, jagen sie die Leute gewöhnlich durch Hunde aus ihren Gruben, schlagen sie dann mit einem Prügel todt, und genießen das sehr fette Fleisch, welches wie Schweinefleisch schmekken soll, sowol frisch, als auch geräuchert.

Das wikkelschwänzige Stachelschwein, H. prehensilis, lebt einsam in den Wäldern Süd-Amerika's, ist in allen seinen Bewegungen langsam und vorsichtig, und klettert mit Hülfe des zwölf Zoll langen Wikkelschwanzes auf Bäume, von deren Rinde, Blättern und Früchten es sich nährt. Auch sein weißes Fleisch besitzt viel Wohlgeschmack und wird häufig gegessen.

B.

Hasenartige Nager.

Die obere Kinnlade zählt jederseits sechs, die untere fünf Backenzähne; die Schneidezähne im Oberkiefer sind, wodurch sich die Hasen von allen übrigen Nagern unterscheiden, doppelt vorhanden; die vordern Füße haben fünf, die hintern, ungleich längern blos vier Zehen.

41. Der veränderliche Hase. Lepus variabilis.

Der veränderliche Hase bewohnt die höchsten und die kältesten Gegenden Europa's, Asiens und Amerika's, ist kleiner, als der gemeine, kaum sieben Pfund schwer, hat Ohren, die kürzer sind, als der Kopf, und Füße, welche sich besonders durch breite Sohlen auszeichnen. Vor Allem verdient sein jährlicher Farbenwechsel Beachtung. Den grauen, ins Braune spielenden Sommerpelz legt er nämlich vom September bis November hin allmälig ab, hüllt sich dann drei Monate lang in die schneeweiße Wintertracht, und fängt endlich Ende Februar oder zu Anfange des März an, sein früheres Kleid allmälig wieder anzulegen. Nur der weiße Schwanz, die schwarzen Ohrenspitzen und die gelben Zehenballen verändern ihre Farbe nicht. Je kälter übrigens die Länder sind, welche er bewohnt; desto länger trägt er auch, in Grönland wahrscheinlich das ganze Jahr hindurch, seinen Winterpelz. Nicht minder merkwürdig, als sein Farbenwechsel, ist sein Geselligkeitstrieb. Um sich reichlichere Speise zu suchen, versammelt er sich in Rußland und Sibirien (auf den Alpen der Schweiz und Tyrols thut er Das nie) zu fünf bis sechs Hunderten und macht dann von den Gebirgen nach den fruchtbaren Ebenen hin eine wahre Pilgerfahrt. Blos die milde Frühlingsluft treibt ihn in seine alten Wohnplätze zurück. Im Allgemeinen ist er lebhafter, munterer und nicht so tölpisch scheu, als der gemeine Hase.

42. Das Kaninchen. Lepus Cuniculus.

Das Kaninchen hat einen kleinern Körper, auch kürzere Ohren und

Hinterfüße, als der gemeine Hase, und trägt im wilden Zustande einen Pelz, der auf dem Bauche weißlich, an den Seiten und auf dem Rücken aber gelblichgrau gefärbt ist. Seine ursprüngliche Heimath sind die Länder Afrika's und des warmen und gemäßigten Europa's und Asiens. Um jeder Gefahr zu entgehen, verläßt das äußerst furchtsame Thier nur gegen Abend seine Höhle, die es sich vermittels der scharfen Nägel seiner Vorderfüße auf sandigem Boden selbst gegraben hat. Seinen Hunger stillt es durch Kohl, Klee, Getreide, Baumknospen, überhaupt durch Alles, was der Hase genießt. Er ist daher nicht minder schädlich, als dieser, und kann, was es durch die Verheerung ganzer Inseln bewiesen hat (denket hierbei an jenes Kaninchen, das Prinz Heinrich der Schiffer im Jahr 1520 nach Porto Santo bringen ließ!), bei seiner sehr starken Vermehrung, indem es zu vier bis sieben wiederholten Malen des Jahrs jedes Mal sechs bis acht blinde Junge wirft, sogar zu einer Landplage werden. Dank sei daher den Füchsen, Mardern, Wieseln und allen übrigen Raubthieren, welche ihm unaufhörlich nachstellen; auch dem Frettchen, daß es sich dazu abrichten läßt, es aus seinem Baue zu treiben! —

Das zahme Kaninchen hat alle Farben angenommen; es ist ferner so kirr, daß es aus der Hand seiner Verpfleger frißt, und nur noch dann, wann es gereizt wird, kratzt und beißt. Es in Viehställe einzusperren, ist nicht räthlich, weil es theils sie unterminirt, theils seinen Unrath und seine Haare leicht unter das Futter bringen und dadurch den Kühen, Pferden u. dgl. mancherlei Krankheiten verursachen kann. Weiset ihm daher lieber einen eigenen, gut gemauerten, etwa zwei Fuß hoch mit Stroh und fest gestampfter Erde belegten Stall zur Wohnstätte an! Die alten Römer zählten auch das Kaninchenfleisch zu ihren Leckerbissen.

Wol eben so wichtig, als das Kaninchen und der veränderliche Hase, sind, ungeachtet sie keine Stelle auf unserer Wandtafel gefunden haben:

a) der gemeine Hase, Lepus timidus, das seines Fleisches und Felles wegen so allgemein geschätzte jagdbare Nagethier. Seine Länge beträgt anderthalb bis zwei Fuß, seine Höhe neun bis zehn Zoll, sein Gewicht sieben bis neun Pfund. Der Schwanz ist kurz; die Ohren aber sind länger, als der Kopf, und auch die hintern Füße übertreffen an Länge so bedeutend die vordern, daß jene, wann er geht, von den Knieen bis zur Ferse die Erde berühren. Bergan zu laufen, ist ihm daher wol eine Lust; allein auch bergab zu traben, wobei er nicht selten einen Purzelmann nach dem andern macht, will ihm, besonders wenn er von einem Hunde verfolgt wird, nimmer gefallen. Sein Körper ist überall dicht behaart, auf dem Rücken und an der Brust braungrau, am Bauche weiß und blos an den Ohrenspitzen und dem Obertheile des Schwanzes schwarz gefärbt. Die Jäger, welche nun einmal ihren Lieblingsthieren, selbst einzelnen Theilen derselben, eigenthümliche Namen beilegen, nennen den männlichen Hasen Rammler, den weiblichen Setzhase, die Ohren beider Löffel, die Füße Läufte (vordere) oder Sprünge (hintere) und den Schwanz die Blume oder das Federlein.

Das eigentliche Vaterland des gemeinen Hasen ist die ganze alte Welt; selbst am Vorgebirge der guten Hoffnung finden wir ihn. Seine liebsten Aufenthaltsörter ferner sind bewachsene Felder, Getreidefurchen und niedere Anhöhen. Ungeachtet ihn schon das Geräusch eines Blattes oder kleinen Thieres in die höchste Furcht versetzen kann; so giebt er sich doch zuweilen, um seinen Hunger zu stillen, in große Gefahr. Nur hervorsprossende Getreidearten und andere Gewächse sind seine Frühlings-, Getreidekörnlein seine Sommer-, Kohl, Kraut und Rüben seine

Herbst- und leider die Rinde junger Bäume gar nicht selten seine Winterspeise. Keine Zeit des Jahrs weiß er übrigens mehr zu schätzen, als die vom März bis August, die wenigen Monate, da das schreckliche Rohr des Waidmanns ihn nicht verfolgen darf und die Häsin zu drei oder vier wiederholten Malen ihre Junge ungestört absetzen kann. Der erste Satz erfolgt im März, der zweite im Mai, der dritte im Juli, und der vierte, welcher jedoch gewöhnlich ausbleibt, im September. Von den vier oder fünf Häslein jedes Wurfes kommen fast immer nur drei fort. Damit der Hase, dies so ganz wehrlose Thier, den Raubthieren nicht so leicht, während er schläft, zur Beute würde, verlieh ihm der Schöpfer die besondere Art von List, viele Umwege und kleine Seitensprünge zu machen, bevor er sich vermittels eines Riesensprunges in sein Lager wirft. Sein Alter beläuft sich höchstens auf zehn Jahr.

b) der Pfeifhase oder das Schoberthier, Lagomys alpinus Desmar. Zweierlei ist es, was uns diese sibirischen, gelb, rothbraun und schwärzlich schattirten, die Größe eines Meerschweinchens erreichenden Thiere merkwürdig macht: erstens lassen sie, wenn sie bei regnerigem Wetter auf ihren waldigen Bergen umherlaufen, den ganzen Tag hindurch den scharfen Ton ihrer Stimme hören, der wie das Pfeifen eines Sperlings klingt; zweitens fangen sie bereits in der Mitte des Augusts an, Gras und Kräuter abzunagen, an der Sonne zu trocknen, und in spitzige Haufen von fünf bis acht Fuß Höhe auf einander zu schichten. Letztere sind namentlich für die Pferde der Zobelfänger ein herrlicher Fund und die vortrefflichste Speise.

C.

Meerschweinchenartige Nager.

Die Kinnladen zählen jederseits vier Backenzähne; die Vorderfüße haben außer einer Daumenwarze drei oder vier, die Hinterfüße hingegen drei bis fünf Zehen; die Nägel der letztern sind lang, breit und nach Art eines Hufeisens gekrümmt; der Schwanz ist kurz oder fehlt ganz.

43. Das gemeine Meerschweinchen. Cavia Cobaya.

Ein schüchternes und unruhiges, dabei aber auch ein sanftes und gutmüthiges Völkchen bilden die Meerschweinchen oder Ferkelmäuse. Wol nur Wenige Derer, die sich das schwanzlose, acht bis neun Zoll lange und beinahe eben so dikke, meist weiß, schwarz und rothgelb gefleckte Thierchen in ihren Stuben halten und sich seines Horchens, schnellen Einherlaufens an den Wänden, besonders aber seines unaufhörlichen Grunzens erfreuen, dürften wissen, daß dasselbe aller Wahrscheinlichkeit zufolge in Süd-Amerika, namentlich in Brasilien und Paraguay, zu Hause ist, und daß es daselbst in Gebüschen und auf kleinen Erhöhungen sorgenlos lebt. Seine Speise, die in allerlei Kräutern und Früchten besteht, sucht es sich blos bei Nacht, und verzehrt sie, wie noch so mancher andere Nager, in aufrechter Stellung. Ob es sich in seiner Wildniß eine kleine Wohnung einrichte, ist ungewiß; bei uns kann es freilich ohne dieselbe, weil ihm die Winterkälte schädlich, ja tödtlich ist, nicht sein. Es freut sich daher auch über das frische Heu, aus dem es sich zu wiederholten Malen eine neue Streu bereiten kann, nicht weniger, als über das Obst, Brot, Getreide u. s. w., welches ihm zu seiner Sättigung dargereicht wird.

Seine Unzufriedenheit giebt es durch Stampfen und Knirschen, seinen Hunger ganz besonders durch das Zernagen mancher Dinge kund. Die Berechnungen, welche Einige über seine Vermehrung angestellt haben, klingen so vornehm, daß sie wirklich dem Lächerlichen anheim fallen; denn wie könnte wol ein Thier, das kaum alle neun Wochen zwei bis vier Junge zur Welt bringt, die wieder erst nach fünf oder sechs Monaten ihre Reife erreichen, in einem Jahr über ein Tausend Nachkommen zählen? Mehr Glauben verdient die Behauptung, daß die Mäuse und Ratten seine Nähe fliehen. Nutzen gewährt das Meerschweinchen dem Menschen nicht.

Vierte Ordnung.

Faulthiere.

Die Faulthiere zeigen, flüchtig betrachtet, mehr oder weniger Affenähnlichkeit und haben zwar stets Eck- und Backen-, nie aber Schneidezähne; ihre Zehen sind, was wir zufolge unserer Eintheilungsgründe nicht erwarten, vermittels einer Haut in gegenseitige Verbindung gesetzt, so daß nur die langen, sichelförmigen, zusammengedrückten Krallen frei hervorstehen.

Das einzige Thier, welches aus dieser kleinen Ordnung auf unserer Wandtafel abgebildet ist, heißt:

44. Das dreizehige Faulthier oder der Ai. Bradypus tridactylus.

Das dreizehige Faulthier erreicht ungefähr die Größe einer Katze, hat, worauf schon sein Name hinweist, drei Zehen an jedem Fuße, und ist mit langen, trokkenen, bräunlichen oder weißlichgrauen, auf dem Wirbel sich scheitelnden Haaren bekleidet. Seine scharfe, durchdringende Stimme klingt wie Ai. Als die Spanier das erste Mal in Amerika landeten und bei Nacht das Geschrei einer Menge solcher Faulthiere hörten, glaubten sie daher, in der Nähe eines Volkes zu sein, das einige Kenntniß von ihrer Musik besäße. Das breite Becken, die allzu weit nach hinten liegenden Gelenkhöhlen, ganz besonders aber der Umstand, daß die vordern Füße an Länge die hintern um das Doppelte übertreffen, sind Ursache, daß die armen Thiere weder aufrecht stehen, noch sich schnell fortbewegen können. In Brasilien und Guinea, also in denjenigen Ländern, welche sie bewohnen, finden sie sich auf Bäumen, die sie auch nicht eher verlassen, bis der letzte Zweig kahl abgefressen ist. Ja, dann erst kugeln sie sich zusammen und fallen wieder auf die Erde herab. Da sie, wie Augenzeugen versichern, acht Minuten brauchen, um einen Fuß vor den andern zu setzen; so können allerdings zwei Tage vergehen, ehe sie einen neuen Baum erklettert haben. Ihren Gang durch Schläge beschleunigen zu wollen, hilft zu nichts; denn sie setzen denselben blos

ihr gellendes Ai entgegen, und geberden sich dabei auf eine so jämmerliche Weise, daß selbst die reißenden Thiere des Waldes sie unangetastet lassen würden. Wer wollte aber auch einem so hülflosen Geschöpfe etwas zu Leide thun? —

So träge das Faulthier ist, so unempfindlich zeigt es sich auch. Man hat ihm z. B. den Leib aufgeschnitten, das Herz und die Eingeweide herausgenommen, und es gab dennoch, ungeachtet es in diesem beklagenswerthen Zustande fortlebte, keine besondern Zeichen des Schmerzes von sich. Eine gute Schutzwehr gegen seine Feinde verlieh ihm der Schöpfer in der außerordentlichen Stärke seiner Füße. Wehe dem Thiere, das zwischen seine Klauen gerathen ist! es muß, wäre es auch der stärkste Hund, in denselben bleiben und zuletzt vor Hunger umkommen. Um sich hiervon zu überzeugen, hielt man einst zu Karthagena einem Faulthiere eine Stange unter seine Füße. Kaum war Dies geschehen, so packte es dieselbe auch schon fest und ließ sie nicht wieder fahren. Man hing nun das Thier auf, indem man die Stange zwischen zwei Balken brachte. Hier blieb es vierzehn Tage lang, ohne die geringste Speise zu genießen, immer in demselben Zustande, und richtete beständig seine Augen auf alle Personen, die es besuchten und nicht ohne das innigste Mitleid ansehen konnten. Endlich nahm man es herunter und hetzte einen Hund auf dasselbe. Und das Thier hatte wirklich noch Kräfte genug, den Hund vermittels seiner Klauen zu ergreifen, und ihn noch vier Tage lang, bis er vor Hunger starb, festzuhalten. Selbst ein Tiger würde sich nicht aus seinen Klauen befreien können. Faulthiere, welche im Hause gehalten werden, bleiben nie auf dem Fußboden, sondern klettern, um an einem höhern Orte auszuruhen, an einer Thür, oder an irgend einem andern Gegenstande empor. Schließlich bemerke ich blos noch, daß der Ai der Halswirbel neun, also zwei mehr, als jedes andere Säugethier, besitzt, daß sein Fleisch schmackhaft ist, und daß er, selbst stark verwundet, den Baum, auf welchem die Kugel ihn getroffen hat, vermittels seiner Klauen noch eine Zeitlang festhält.

Fünfte Ordnung.

Zünglер.

Wie den Nagern die Eck-, den Faulthieren die Vorderzähne fehlen, so den Zünglern mindestens beide Zahnarten zugleich; die Zehen sind deutlich von einander geschieden und mit langen, sehr starken, wenig gekrümmten Nägeln bewaffnet; die Zunge ist meist weit hervorstreckbar, überhaupt zum Erhaschen der Beute vorzüglich geschickt.

1. Familie.

Gürtelthiere.

Die Gürtelthiere haben sowol im Ober-, als auch im

Unterkiefer jederseits sieben oder acht kleine, faserige Backenzähne; ihr Körper ferner ist mit einem knochenartigen Panzer, um den sich drei bis dreizehn bewegliche Gürtel ziehen, bedeckt.

45. Das schwarze Gürtelthier. Dasypus niger.

Außer dem Schuppenthiere, das ihr in Kurzem auch kennen lernen werdet, finden wir unter den zahlreichen Säugethieren nur noch bei dem sanften, geduldigen und seiner Langsamkeit wegen gar zu vielen Gefahren ausgesetzten Gürtelthiere einen Panzerrock. Wie bei jenem, verbreitet sich jedoch derselbe auch bei ihm nicht über den mit Borsten bekleideten Bauch, und besitzt noch überdies die Eigenthümlichkeit, daß die Knochenplättchen (er ist nämlich aus einer Menge polygonischer, mindestens vierseitiger Stükke zusammengesetzt) auf der Stirn, den Schultern und dem Kreuze von den übrigen, welche zwischen den beiden letztern Theilen den sogenannten Gürtel bilden, bedeutend abweichen. Sehr klar zeigt dies Alles auch die Abbildung auf unserer Wandtafel. Ein Irrthum ist es, glauben zu wollen, das die Anzahl der Gürtel bei jeder Art unabänderlich sei; denn oft haben verschiedene Arten einerlei und umgekehrt Thiere derselben Art eine verschiedene Gürtelzahl. Wer könnte es wol auch einem alten Thiere, dessen Leib von Tag zu Tage steifer wird, verargen, sich allmälig noch einige solcher Theile, die so viel zu seiner Beweglichkeit beitragen, anzuschaffen? Auch das schwarze Gürtelthier oder das Spanferkel ändert die Zahl seiner Gürtel ab.

Das schwarze Gürtelthier wird gegen sechzehn Zoll lang, wohnt gesellig in den Sandhügeln Brasiliens und Paraguay's, frißt Aas, Gewürm und Vegetabilien, und zeichnet sich durch seine schwarzen Schilde, besonders aber durch die sieben bis neun Gürtel, deren Täfelchen große Dreiekke bilden, vor den übrigen, auch in Amerika lebenden Arten aus. Ob es sich, wie sein dreigürteliger Anverwandter, der sich vor seinen Verfolgern nach der Weise unseres Igels zu schützen sucht, kugeln könne, wissen wir nicht und ist übrigens sehr zu bezweifeln.

Die Jungen einer kleinern Abart sind entweder sehr unfolgsam und muthwillig, oder werden überaus zärtlich von ihrer Mutter geliebt; denn diese verabsäumt, wenn sie ausgehen will, nie, den Eingang zum Neste mit Stroh, das sie zwischen den Füßen, und zwar rückwärts fortziehend, herbeigeschleppt hat, zu verstopfen, und dann noch eine Zeitlang zuzusehen, ob etwa die Jungen versuchen werden, den Stöpsel wegzustoßen. In diesem Falle verrammeln sie gleichsam die Thür noch fester. Für gewöhnlich besteht das Lager eines Gürtelthiers aus vier bis sieben Fuß langen Höhlen, die dasselbe vermittels seiner starken Krallen in äußerst kurzer Zeit zu Stande bringt und nicht selten mit andern wieder vertauscht.

„Wie aber bildet sich wol der Panzerrock bei allen diesen so merkwürdigen Thieren?“ Höret! An denjenigen Stellen des Leibes, die in Ruhe sind, verdickt sich die Haut in kurzer Zeit dergestalt, daß die Haare nicht mehr durchdringen können; an andern hingegen, wo sie wiederholt bewegt wird, nämlich zwischen den Rippen und Rükkenwirbeln, entstehen Falten, und durch diese wieder die Gürtel, deren Zahl, wie ich euch bereits mitgetheilt habe, mit dem Alter der Thiere zunimmt. So ist denn allerdings der Panzer nichts anderes, als eine ungemein verdickte Haut.

Das Fleisch des schwarzen Gürtelthiers giebt, gebraten und mit Citronen und spanischem Pfeffer versetzt, ein gutes Gericht. —

II. Familie.

Eigentliche Züngler.

Den eigentlichen Zünglern fehlen alle Zähne, also auch die Backenzähne; ihr Leib ist entweder überall mit Haaren, oder mit einzelnen Borsten und mit hornartigen, ziegelförmig sich deckenden Schuppen bekleidet.

46. Der gemähnte Ameisenfresser. Myrmecophaga jubata.

So gut vielleicht auch dem Ameisenfresser ein Stücklein Fleisch schmekken würde; so muß er sich dennoch, weil ihm der Schöpfer die Zähne versagt hat, mit den kleinen Thieren begnügen lassen, nach welchen er seinen Namen führt, und die von der schleimigen, wurmförmigen, aus der röhrenartigen Schnauze weit hervorragenden Zunge ganz leicht in seinen Magen hinabgleiten. Zum Aufscharren der Haufen schenkte ihm die Vorsehung an den zwei bis vier Zehen der Vorderfüße sehr lange, schneidende Krallen. So ersetzte sie ihm denn auf der einen Seite reichlich wieder, was sie ihm auf der andern entzog.

Von den verschiedenen Arten, welche sämmtlich in Süd-Amerika zu Hause sind, zeigt euch unsere Wandtafel nur die Abbildung des gemähnten Ameisenfressers. Derselbe wird gegen fünftehalb Fuß lang, hat sehr kurze Beine und trägt einen braungrauen, mit einem schwarzen, weiß eingefaßten, über die Schultern schräg hinweglaufenden Bande gezierten Pelz; sein steifer Fleischschwanz ist zusammengedrückt, und mit solchen Haaren bedeckt, die vereint, weil viele über achtzehn Zoll lang sind, eine Wand über zwei Fuß Höhe bilden; auch die Haare in der Mitte der Rükkenmähne erreichen bis sechs Zoll Länge; kurze, die noch dazu hart, straff und widerborstig sind, finden sich überhaupt nur an den vordern Theilen des Leibes.

Der gemähnte Ameisenfresser lebt vorzüglich in Paraguay, liebt feuchte Örter, berührt fast immer mit seiner ansehnlichen Schnauze die Erde, und läuft selbst dann, wann er alle seine Kräfte anstrengt, kaum halb so schnell, wie ein Mensch. Sein Galoppiren erschüttert überdies nicht wenig das Zwerchfell. Vor seinen Verfolgern, gleich einem andern Thiere, zu fliehen, würde ihm, weil er auch allzu bald ermüdet, wenig nützen; er setzt sich daher lieber, nachdem er sich von seinem ersten Schrekken etwas erholt hat, auf die Hinterfüße, und richtet sich ordentlich dazu ein, seine Angreifer in die Arme zu nehmen, oder ihnen die scharfen Krallen in den Leib zu schlagen. Selbst die stärksten Raubthiere unterliegen nicht selten einer solchen Umarmung. Will er schlafen, was bei einem so phlegmatischen Thiere oft vorkommt; so legt er sich auf die Seite, bringt den Kopf zwischen die Vorder-, diese an die Hinterbeine und bedeckt das Ganze mit seiner buschigen, bei Regenwetter ihm auch als Schirm dienenden Schwanzwand. Ein besonderes Lager bereitet er sich nicht. Das einzige Junge, welches das Weibchen zur Welt bringt, trägt letzteres anfangs auf seinem Rükken von einem Orte zum andern und führt es wol ein ganzes Jahr mit sich umher. — Wie aber (so fragen wir schließlich) bemächtigt sich der gemähnte Ameisenfresser seiner Speise?

Nun, er gräbt keineswegs Löcher in die Haufen, sondern scharrt sie nur auf, und steckt dann augenblicklich, wann die Ameisen in Bewegung gerathen, seine wol zwei Fuß lange Zunge über sie hin, und blinzelt ordentlich vor Freude, wenn sie sich in großer Menge in dieselbe verbeißen. So erhält er denn zu wiederholten Malen eine tüchtige Gabe. Wer da weiß, was für ein Leben die Ameisen in den heißen Ländern der Erde führen, sieht gewiß auch ein, daß die Ameisenfresser sehr nützliche Thiere sind, und daß die Einwohner Paraguay's wohl daran thun, sie auf jede ihnen nur immer mögliche Weise zu schonen.

47. Das kleine Schuppenthier. Manis tetradactyla.

Fast möchte ich annehmen, daß ihr das Thier, welches auf unserer Wandtafel unter dem Namen Schuppenthier vorkommt, für keinen Säuger haltet; denn sieht nicht dasselbe, beachten wir anders weder die Gestalt, noch die Bauart der Schuppen, völlig so aus, wie eine große Eidechse? Und dennoch fehlt ihm keine der nothwendigen Merkmale seiner Klasse. Schon die Haare, die einzeln zwischen den hornartigen, scharfrandigen, ziegeldachförmig sich deckenden Schuppen sitzen; ferner der Bauch, welcher blos mit Borsten bekleidet ist; ja die Schuppen selbst, die nur mit dem einen Ende, wie die Stacheln des Stachelschweins, in der Haut befestigt sind (wir haben uns überhaupt die Schuppen so vorzustellen, als wären sie aus mehrern zusammengewachsenen Stacheln gebildet), unterscheiden es von den Eidechsen, die ja auch am Unterleibe einen Panzer und an keiner Stelle Haare tragen. Ein sehr wichtiges Werkzeug für jedes Schuppenthier ist der lange, dreikantige, überall beschuppte, kaum zu beschädigende Schwanz. Will nämlich der Tiger, Panther, oder irgend ein anderes der größern Raubthiere es angreifen; so legt es denselben, nachdem es zuvor auch seine übrigen Schuppen gesträubt, und sich beinahe eben so, wie ein Igel, zusammengerollt hat, über den Kopf, Nakken und Rükken hinweg und spottet dann aller Waffen seiner Verfolger. In seiner Lebensweise tritt es dem Ameisenfresser sehr nahe. Es steckt z. B., wie dieser, seine wurmförmige Zunge in die Ameisen- oder Termitenbaue hinein, und verzehrt, um recht bald eine zweite Ladung nehmen zu können, in größter Eile alle die Thierlein, welche sich auf dieselbe gesetzt haben.

Wir unterscheiden das kleine Schuppenthier oder den Phatagin (schauet noch ein Mal das Bild desselben auf unserer Wandtafel an!) von dem großen, dem Pangolin, Manis brachyura Erxt., das wol auch das formosanische Teufelchen genannt wird: bei jenem, welches am Senegal und in Guinea lebt, ist der Schwanz ungefähr doppelt so lang, als der neun bis zehn Zoll lange, schwarzbraun gefärbte Leib; bei diesem, dessen Heimath Ost-Indien, besonders aber die Inseln Java und Formosa, sind, erreicht derselbe nicht einmal die Länge des Körpers.

Den Ameisenfressern nahe verwandt ist:

der stachlige Ameisenigel, Echidna hystrix Cuv., ein auf Neuholland lebendes, etwa zur Größe eines Igels heranwachsendes Thier. Wol ist die zahnlose, stark vorgestreckte Schnauze wie ein Vogelschnabel gebildet; allein die lange Zunge, der Aufenthalt in Erdlöchern und die aus Ameisen bestehende Nahrung lassen es nimmer zu, den Ameisenigel in die Sippe Schnabelthier zu versetzen. Gelblich-

weiße, schwarz gefleckte Stacheln und kurze, braune, zwischen jenen Theilen befindliche Haare machen uns ihn vielleicht am besten erkennbar.

Sechste Ordnung.

Einhufer.

Die Kinnladen zählen sechs anschließende Vorder- und auf jeder Seite eben so viel abgeschrägte, schmelzfaltige Mahlzähne; die Eckzähne sind sehr klein, oder fehlen oft ganz; die Füße endigen mit einem ungetheilten Hufe, d. h. nur mit einer großen, von dem Nagel schuhartig umgebenen Zehe, und haben zu beiden Seiten zwei Anhänge; der Magen ist einfach.

Die Ordnung der Einhufer enthält blos eine Gattung, nämlich das Pferd. Von den mancherlei Arten derselben hat der Mensch zwei gezähmt, zu Hausthieren gemacht und in alle Welttheile verpflanzt. Über diese sei hier vor allen Dingen die Rede.

48. Das edle oder eigentliche Pferd. Equus Caballus.

Kein einheimisches Thier erfreut uns so sehr durch seine zierliche, regelmäßige Gestalt, als das Pferd; keinem ist aber auch seit den ältesten Zeiten mehr Ehre angethan worden, als ihm. Die Bewohner Arabiens und Palästina's schätzen es noch immer, wie einen lieben Hausfreund, gestatten ihm, weil es ungemein vorsichtig einhergeht, gar gern, in ihre Zelte und Zimmer zu kommen, und führen, wenn es zu den besten, edelsten Thieren seiner Gattung gehört, Stammbäume oder Geschlechtsregister über seine Abkunft, welche bis zu den Leibrossen des Propheten Muhamed, oder gar bis zu denen des Königs Salomo hinaufreichen. Nur bei uns ist es leider noch allzu häufig großer Mißhandlung ausgesetzt. Möchte der Wunsch, es unter gesetzlichen Schutz zu nehmen, recht bald erfüllt, und dadurch der Grausamkeit, deren sich Unsinnige gegen dasselbe schuldig machen, und welche kein Gefühlvoller ohne inniges Empören ansehen kann, ein Ziel gesetzt werden!

Schwer ist es, das eigentliche Vaterland des Pferdes anzugeben; nur so viel wissen wir, daß es zufolge gründlicher Untersuchungen aus dem mittlern Asien stammt, und daß wir namentlich die Gegenden des Aral-See's, des kaspischen Meers, die großen Steppen der Mongolei, überhaupt die Länder zwischen dem 34sten und 56sten Grade, als seine Heimath bezeichnen dürfen. Verwilderte Pferde, die sich durch Kleinheit, dicken Kopf und braune Farbe kennbar machen, finden sich in der Tartarei, in Polen und Süd-Rußland in Menge; auch Süd-Amerika, und zwar vom La Platastrom bis nach Patagonien hin, ist mit ihnen aufs reichlichste begabt. Dort giebt es noch Heerden von mindestens zehn Tausend Stück. In solchen Jahren, da es an Wasser fehlt, laufen sie zuweilen wie toll umher, stürzen sich in den ersten besten Sumpf, und

werden dann von denen, welche später ankommen, nicht selten zertreten. Allein der stachlige Melonen-Cactus rettet so manche vom Tode; denn dieses saftreiche Gewächs, welches seine meiste Nahrung aus der Luft zieht, enthält selbst bei der brennendsten Hitze noch Feuchtigkeit genug, ein Pferd, nachdem es die Stacheln vermittels seiner Hufe zurückgeschlagen hat, vom brennendsten Durste zu befreien. Nach Alexander von Humbold's Angabe weiden allein von der Mündung des Orikono bis zum See von Maracaibo gegen drei Millionen herrenloser Pferde. Wo sie übrigens auch vorkommen mögen, ob also in Europa, oder in Amerika; überall folgen sie dem Hengste, den sie zu ihrem Hauptmann ernannt haben, stellen auf Anhöhen Schildwachen aus, und bringen, wenn irgend ein Feind, namentlich ein großes Raubthier, sich ihnen nähert, die Köpfe zusammen, um sich durch Ausschlagen mit den Hinterfüßen gegen die Angriffe desselben zu schützen. Gar viele von ihnen werden dem Menschen zur Beute. Die donischen Kosaken z. B. verstehen es meisterhaft, sie zu beschleichen, sich auf ihren Rükken zu schwingen, und dort so lange festzuhalten, bis die armen Thiere, durch den gewaltigen Lauf aufs höchste ermattet, hinstürzen und sich geduldig fesseln lassen; die Amerikaner wieder, welche solche Pferde in Menge todt stechen und die Häute derselben bis nach Europa verschikken, gebrauchen, um sich ihrer zu bemächtigen, entweder eine Schlinge aus einem vierzig Fuß langen Geflechte, oder die sogenannten Bolas, eine ungleich furchtbarere Waffe, deren eine Art aus drei Säckchen von rohem Leder, welche mit Sand gefüllt sind, besteht und an einen drei Fuß langen Riemen befestigt ist. Die Schlinge wirft der Jäger, der übrigens ein vortrefflich abgerichtetes Pferd reiten muß, dem einzufangenden Thiere entweder um den Hals, oder um irgend einen seiner vier Füße; bei den Bolas faßt er eine der Kugeln mit der Hand, schwingt die beiden andern mit größester Kraft über dem Kopfe und läßt sie plötzlich in beständig kreisender Bewegung auf sein Ziel stürzen. Selbst in einer Entfernung von funfzig Schritt wirft und trifft er mit der bewundernswürdigsten Geschicklichkeit. Die sogenannten Remonte-Pferde, welche zu Hunderten nach Deutschland transportirt werden, sind auch nichts weiter, als solche verwilderte Pferde, welche in Polen eingefangen worden sind. Vielen Völkern Asiens dienen die Pferde auch zur Nahrung, indem sie sowol die Milch, als auch das Fleisch genießen. Bei festlichen Gelegenheiten wird gewöhnlich ein Füllen geschlachtet. Das geistige Getränk, welches bei ihnen **Kumiß** heißt, bereiten sie aus solcher Pferdemilch, die bereits in Gährung übergegangen ist.

Das gezähmte Pferd verträgt alle Climata, liebt jedoch die wärmern mehr, als die kältern, und hat noch das Eigene, daß, während beinahe jedes der übrigen Thiere durch die Zähmung verkrüppelt, es durch dieselbe an Stolz und Kraft, Größe und Wohlgestaltheit, Glätte und Feinheit der Haare gewinnt. Sein vorzüglichster Schmuck ist die lange, fliegende Mähne. Unter den verschiedenen Pferdeabarten zeichnen sich die *ächten arabischen* durch einen wunderschönen Bau und eine erstaunenerregende Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit aus. Nur sie bekommen in ihrem Vaterlande nie Schläge, ja nicht einmal harte Worte, leben und schlafen mit ihrem Herrn in demselben Zelte, und legen an *einem* Tage, ohne zu trinken und abgezäumt zu werden, wol funfzehn bis zwanzig deutsche Meilen zurück. Ein fehlerfreier arabischer Hengst kostet aber auch gewöhnlich mehrere Tausend Thaler. Mit solchen Pferden kann sich freilich weder der Gaul, welcher Alles entbehrt, was das Pferd zu einem der edelsten unter den Thieren macht, noch der Klepper,

das schlechteste aller Reitpferde, messen, welcher letztere gewiß nicht, wie ein englischer Wettrenner, in einer Minute eine halbe Stunde Weges zurücklegt. Unter den deutschen Pferden, die wieder in eine Menge Rassen zerfallen und oft im zwanzigsten Jahre noch in voller Kraft dastehen, sind die holsteiner und meklenburger zum Ziehen die vorzüglichsten. Nach einem alten Ausspruche soll ein vollkommenes Pferd eine breite Brust, volle Hüfte und lange Mähne; ferner vom Hirsche das Haupt, die Beine und das kurze Haar, vom Fuchse die Ohren und den Schwanz, vom Ochsen das Auge, die Nasenlöcher und die Sprunggelenke; endlich vom Löwen die Haltung, den Muth und die Verwegenheit, von der Schlange den scharfen Blick und die schönen Windungen, vom Maulesel die Kraft, die Ausdauer und den Fuß, vom Hasen den Tritt, den Lauf und die Gewandtheit, vom Wolfe die Gurgel, den Hals und das Gehör besitzen.

Über das Erkennen des Alters merket euch Folgendes! Gleich nach der Geburt kommen bei dem Füllen sowol in der obern, als auch in der untern Kinnlade die vier mittlern Schneidezähne zum Vorschein; etwas später bricht auch der fünfte und nach drei Monaten endlich der sechste Rappzahn (so heißen beim Pferde die Schneidezähne) durch. Alle diese Zähne bleiben drei Jahr stehen. Erst nach Verlauf der bezeichneten Zeit fallen sie in der Ordnung wieder aus, in welcher sie entstanden sind: also zuerst die beiden mittlern, denen nach vierzehn Tagen neue folgen; hierauf, bestimmter nach einem Jahre, die mit jenen grenzenden; zuletzt die äußersten, wann nämlich das Pferd ungefähr fünfthalb Jahr alt geworden ist. Die neu gebildeten Schneidezähne heißen Roßzähne und zeichnen sich durch eine schwarze Grube aus. Im siebenten Jahre ist die Grube des mittlern, im achten des zweiten und im neunten die Grube des äußern Roßzahns abgeschliffen. Auch nach den Hundszähnen läßt sich das Alter des Pferdes bestimmen. Diese erscheinen nämlich im vierten Jahr und sind anfangs sehr spitz; im siebenten fangen sie an, sich abzustumpfen; im zehnten endlich sind sie vollkommen abgerundet und des zurückgebogenen Zahnfleisches wegen scheinbar auch länger. Von nun an bleibt das Alter ungewiß; im achtzehnten Jahre kommen graue Haare. Das höchste Alter, welches ein Pferd erreichen kann, zählt vierzig bis funfzig Jahr; eines der Pferde z. B., dem Friedrich der Große das Gnadenbrot reichen ließ, wurde 42 Jahr alt.

Die Vorsichtsmaßregeln, welche Jeder zu beobachten hat, der seine Pferde gesund und munter erhalten will, übergehen wir hier; es sei daher nicht die Rede von der Speise, welche ihm gereicht, von dem Stall, in den es geführt, von dem Wasser, in welchem es zu wiederholten Malen geschwemmt werden muß u. s. w. Von größerer Wichtigkeit für uns sind noch einige Einrichtungen im Bau des klugen, nützlichen Thiers. Wir richten hierbei unsern Blick zuvörderst auf den leeren Raum, der sich zwischen dem Eck- und dem ersten Backenzahne findet, und durch den es dem Menschen allein möglich geworden ist, dem Pferde das Gebiß anzulegen und es nach Willkür zu leiten; ferner auf den Huf, dessen Masse aus etwa fünf Hundert Röhren oder Blättlein besteht, und den dasjenige Horn, welches wir nach hinten hinauf neben den Wänden erblikken, vor vielen Verletzungen schützt; endlich auf den Mangel des Schlüsselbeins, wodurch gewisser Maßen erzielt wird, daß sich die Körpermasse, wenn das Thier im Fluge dahinstürzt, nicht auf die Vorderfüße wirft und von dem Brustbeine losreißt.

Das Wiehern ist dem Pferde eigenthümlich; das Beißen, den kurzen Schlaf (es schläft nur zwei bis drei Stunden) und das Sehen im

Finstern hat es mit dem Esel und der Giraffe, mit dieser noch außerdem das Hintenausschlagen gemein.

49. Der Esel. Equus Asinus.

Gleichsam, als wisse er, wie ihn die Menschen von jeher zu einem Gegenstande des Spottes und der Verachtung gemacht haben, stellt sich bei uns der ungefähr viertehalb Fuß hohe, am Ende des Schwanzes eine Haarquaste tragende Esel in seinem grauen Kleide, mit den sehr ansehnlichen Ohren und durch sein schwarzes Kreuz auf Rükken und Schultern als ein großer Leidensträger dar und spielt gegen das stolze, muthige, vortrefflich gebaute Roß eine plumpe, demüthige, erbärmliche Rolle. Ganz anders erscheint er in den wärmern Ländern der Erde. Auf den Gebirgen Persiens und der Tartarei, wo er noch heerdenweise wild lebt, ist er z. B. schlank, größer und außerordentlich munter, hat, wie das verwilderte Pferd, seine Anführer, stellt auch, gleich diesem, Wachen aus, zieht im Herbst, um der Winterkälte zu entgehen, nach Indien und kehrt im Frühjahr nach seinen ursprünglichen Aufenthaltsörtern wieder zurück. Schon die Esel Italiens, Frankreichs, überhaupt aller Länder des wärmern Europa's, sind schön, munter, gescheit und schnell in ihrem Laufe. Junge Esel zeigen sich selbst bei uns aufgeräumt, wälzen und überschlagen sich und machen allerlei possierliche Wendungen und Sprünge; erst im Alter verwandelt sich ihr heiteres, lustiges Wesen, weil das Klima zu kalt, die Kost zu elend, die Arbeit zu schwer ist, in Stumpfsinn und Schläfrigkeit. Der Esel geht sanfter und sicherer, als das Pferd, begehrt, wie dieses, frisches, klares Wasser (er ist daher in gebirgigen Gegenden besonders brauchbar), nimmt aber mit ungleich schlechterm Futter vorlieb (Disteln und ähnliche harte, schlechte Kräuter sind seine gewöhnliche Speise) und macht selbst bei einer Last von drei Zentnern täglich vier bis fünf Meilen; er ist ferner sehr dauerhaft und wenig Krankheiten unterworfen, kennt seinen Führer, sucht ihn unter Tausenden heraus, weiß den Rückweg trefflich zu finden, und besitzt daher keinesweges so viel Dummheit, als ihm schuld gegeben wird. Gleich dem Lama, geht er in Süd-Amerika an den tiefsten Abhängen, ohne zu schwindeln, mit den Schätzen der Bergwerke dahin und beweist sich gegen seinen Führer zu jeder Zeit und an allen Orten folgsam und treu. Sein Alter erstreckt sich auf dreißig Jahr.

Die Vortheile, welche der Esel außer seinem Tragen und Ziehen dem Menschen gewährt, sind sehr mannigfach: die dikke Haut giebt Pergament, Trommelfelle, dauerhafte Schuhe u. s. w.; das Fleisch halten die Einwohner gar vieler Städte Spaniens und Italiens, besonders wenn er jung geschlachtet wird, für eine Delikatesse (schon den Alten war es eine lekkere Speise); die Milch der Eselin ist leicht zu verdauen, nahrhafter, als die anderer Thiere, hat schon manchem Schwindsüchtigen das Leben gerettet, und wird auch noch sonst, besonders weil sie schwachen Magen sehr zusagt, als heilsame Arznei gebraucht; u. s. w.

50. Das Zebra. Equus Zebra.

Ein fehlerfreies Pferd ist gewiß ein schönes Thier; noch schöner indeß, als dasselbe, erscheint das nicht ganz so hohe Zebra. Vom Scheitel bis zu den Füßen hinab mit schwarzbraunen, ziemlich breiten, auch größtentheils regelmäßigen Queerstreifen, die mit fast eben so großen, weißen Reifen abwechseln, prächtig geschmükt, gewährt es dem Beschauer,

wenn es heerdenweise wild, blitzschnell und unbändig einherläuft, einen köstlichen Genuß. Nur die Ebenen queer durch die Mitte von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung hin sind seine Aufenthaltsörter. Gras, Klee, Getreide u. dgl. zu fressen, wie ein Pferd, versteht es wol; allein auch so zu tragen und zu ziehen, will es nimmer lernen. Ist ihm doch selbst ein Reiter ein bedeutendes Aergerniß. Jener englische Dragoner z. B., der durchaus darauf bestand, ein eingefangenes Zebra reiten zu wollen, wurde von ihm nach wenigen Minuten ins Wasser geworfen, und zu guter Letzt, indem es ruhig seinen Kopf zu ihm hinunterstreckte und wakker zubiß noch des einen Ohres beraubt. Ob es ungeachtet dieser Wildheit aber gar so heimtükkisch und unlenksam sei, daß es nie, wie fast Alle behaupten, werde vollkommen gezähmt werden können, ist doch sehr zu bezweifeln; man beweise nur mehr Geduld und Ausdauer, mehr Geschick und Thätigkeit, und der Erfolg dürfte vielleicht glänzender ausfallen, als man ihn je erwartet hat. Wenn ein schwedischer Officier von den Elennthieren hofft, daß sie, zum Militairdienst abgerichtet, Unglaubliches leisten würden; warum sollten wir denn zu dem pferdeähnlichen Zebra wenigstens nicht ein eben so großes Zutrauen hegen?

Die Afrikaner essen das Fleisch der Zebra, und benuzen, wie auch wir, ihr schönes Fell zu Pferdedekken.

Außer den drei beschriebenen Arten giebt es noch folgende Pferde:

a) das Dschiggetai, E. hemionus Pall., ein schlank und leicht gebautes Thier von der Größe eines mittelmäßigen Pferdes. In den mongolischen Wüsten, die seine Heimath ausmachen, lebt es heerdenweise, und ergreift, wenn der Anführer eine wirklich vorhandene Gefahr durch einige Sprünge anzeigt, blitzschnell die Flucht. Selbst die Jungen, deren eine Stute im Frühlinge mehrere wirft, sind dermaßen unbändig, daß bis jezt noch Niemand einen Versuch gemacht hat, sie, die sie gewiß sehr nüzliche Hausthiere werden könnten, zu zähmen. Die Mongolen und Tunguſen finden das Fleisch des Dschiggetai sehr schmackhaft und gebrauchen die Haut desselben zu Leder.

b) das Quagga, E. Quagga. Nachdem man dieses schöne Thier, das nur eine Höhe von drei Fuß und neun Zoll erreicht, lange Zeit für ein junges, oder ein weibliches Zebra gehalten hat, ist man endlich zu der Überzeugung gelangt, daß es eine selbständige Art der Sippe Pferd bildet. Der zierliche Kopf mit seinen kurzen Ohren bringen es dem eigentlichen Pferde, der an der Wurzel kahle Schwanz dem Esel, und die schönen, graulichweißen Streifen, welche jedoch blos die vordere Hälfte seines Leibes auszeichnen, dem Zebra sehr nahe. Mag es immerhin gelungen sein, es zum Tragen und Ziehen zu gewöhnen; es wird doch niemals, weil es sich allzu tükkisch und unbändig beträgt, ein gutes Hausthier werden. Die Wohnländer des Zebra machen auch seine Heimath aus.

Schließlich lenke ich eure Blikke noch über das Maulthier und den Maulesel: jenes, das besonders in Spanien, Italien und der Schweiz zu Hause ist, hat einen Esel zum Vater und ein Pferd zur Mutter; dieser, der seiner Kleinheit und Trägheit wegen blos zum Lasttragen gebraucht wird, stammt umgekehrt von einem Pferdehengst und einer Eselsstute ab. Das Maulthier vereinigt mit der Vorsicht und dem sichern Tritte des Esels die Stärke des Pferdes und ist namentlich für die gebirgigen Gegenden des südlichen Europa's ein fast unentberliches Geschöpf.

Siebente Ordnung.

Zweihufer. Wiederkäuer.

Die untere Kinnlade hat sechs bis acht, die obere entweder gar keine, oder höchstens zwei Vorderzähne; die Eckzähne fehlen fast immer; die Backenzähne, deren sich auf jeder Seite beider Kinnladen fünf oder sechs finden, sind anschließende oder abgeschrägte Mahlzähne; die Füße endigen in zwei mit zusammenstoßenden Hornscheiden besetzte Zehen, Hufe, und zeigen oft Spuren von Nebenzehen; der Magen ist vierfach.

Die Thiere, welche hieher gehören, sind nicht nur reich an Arten und Individuen, sondern auch so ungemein nützlich, daß ich es für nöthig erachte, recht lange bei ihnen zu verweilen. Über ihren ersten Namen „Zweihufer", seid ihr gewiß klar; über ihren zweiten, „Wiederkäuer", werdet ihr es auch werden, wenn ich euch jetzt in aller Kürze Folgendes mittheile:

Das zum ersten Mal geschluckte, noch halb rohe Futter gelangt zuvörderst in denjenigen Magen, der am meisten nach links liegt, Pansen oder Wanst heißt und eigentlich nur zu einem allgemeinen Vorbereitungsmagazine dient. In ihm werden die Speisen in kleine Portionen getheilt. Vermittels des zweiten Magens, des Netzmagens oder der Haube, der nur als ein Anhängsel des ersten zu betrachten ist, kommen nun jene Gaben allmälig alle ins Maul zurück, und erlangen erst jetzt, indem sie aufs neue tüchtig gekaut und mit vielem Speichel vermischt werden, die nöthige Feinheit. Ihr nächstes Ziel ist nun der dritte Magen, den sie, ohne noch ein Mal den ersten Magen passiren zu dürfen, vermittels einer besondern Rinne erreichen. Aus dem Buche, Psalter oder Blättermagen (diese Namen führt nämlich der dritte Magen) gehen sie endlich, um völlig verdaut zu werden, in den vierten Magen, welcher Laab, Ruthe oder Fettmagen heißt und dem Magen der andern Säugethiere entspricht. Schauet ja recht bald bei einer geschlachteten Kuh, Ziege, oder bei irgend einem andern Wiederkäuer sämmtliche Magen mit Aufmerksamkeit an! Auf die Frage: „weshalb wurde wol den Zweihufern ein vierfacher Magen zu Theil?" diene euch zur Antwort, daß die Pflanzenstoffe, besonders sehr unentwikkelte, wie Blätter und Stengel, von denen jene Thiere meist leben, sehr schwer zu verdauen sind und nur auf die bezeichnete Weise genügend aufgelöst werden. Aus demselben Grunde haben die Wiederkäuer unter allen Säugern auch den längsten Darmkanal (er erreicht die Länge ihres Leibes achtzehn bis zwanzig Mal) und ein stark entwikkeltes Drüsen-System.

I. Familie.

Ungehörnte Wiederkäuer.

Der Oberkiefer zählt zwei, der Unterkiefer sechs Vorderzähne; jener hat stets, dieser selten auf jeder Seite einen

oder zwei Eckzähne; die Zahl der schmelzfaltigen Mahlzähne beläuft sich auf fünf oder sechs; das beste Merkmal ist der Mangel der Hörner.

51. Das einhökkerige Kameel. Camelus Dromedarius.

Die Kameele sind die Lastthiere der Wüste. Schon seit den frühesten Zeiten hat der Morgenländer ihren hohen Werth erkannt, sie gezähmt und auf ihnen die Steppen der Tartarei und die brennendheißen Sandwüsten Asiens und Afrika's durchtrabt. Wir erkennen sie leicht an ihrer Mißgestalt. Ein dikker Körper, der durch einen oder zwei Hökker auf dem Rükken noch vergrößert erscheint; schwache Beine, welche kaum vermögend sein sollten, diese Last zu tragen; ein sehr langer, gebogener Hals, der nur einem kleinen Kopfe zur Stütze dient, sind allerdings Eigenschaften, welche auch der geringsten Anforderung an Schönheit und Ebenmaß entgegenstehen und weder Schnelligkeit und Kraft, noch Gelehrigkeit und Brauchbarkeit versprechen. Und dennoch sind die Kameele mancher nomadischer Völker größester Reichthum. Von der Natur zu Lastträgern in der Wüste bestimmt, haben sie außer ihren Hökkern, welche gleichsam die Stelle des Sattels vertreten, auch Füße, die des Ballen Fleisches wegen, der sich unter den Sohlen befindet und mit einer dikken Haut überzogen ist, nicht tief in den Sand hineinfallen, einen Drüsenbeutel am Halse, welcher eine Flüssigkeit zum Benetzen des Schlundes in sich schließt; Lippen, Zahnfleisch und Gaumen, die, damit sie selbst dornige Speisen genießen können, mit einem horn- oder knorpelartigen Überzuge versehen sind; endlich zwei Säkke am Panzen oder ersten Magen, welche unvollkommene Wasserbehältnisse abgeben. Nur dies Wenige über die Kameele im Allgemeinen.

Das einhökkerige Kameel oder das Dromedar erreicht mit dem Hökker eine Höhe von fünf bis sieben Fuß und ist mit feinen, wollartigen, hin und wieder gekräuselten Haaren bedeckt. Weil es überall da, wo sich Araber niedergelassen haben, mit großer Sorgfalt erzogen wird; so finden wir es auch in Syrien, Babylonien, Ägypten und an der Nordküste Afrika's bis nach Marokko hin. Alle Reisen, Handelsverbindungen und Waaren-Transporte aus dem Innern von Afrika werden allein durch das Dromedar bewirkt. Große einhökkerige Kameele tragen acht bis zwölf Zentner und machen mit dieser Last täglich einen Weg von fünf Meilen; kleine, die man zum Reiten gebraucht, legen in einem Tage wol funfzehn Meilen zurück und ertragen diese Anstrengung selbst in der brennendsten Sandwüste acht bis zehn Tage hinter einander. Dabei fressen sie nichts weiter, als einige Dorn- oder Distelgewächse, welche ihnen jene traurigen Gegenden gelegentlich darbieten. Nur auf längern Reisen sehen sich die Kameeltreiber, wenn die armen Thiere nicht verhungern sollen, genöthigt, ihnen täglich eine geringe Gabe Bohnen, Gerste, Datteln, oder auch einige aus einem Teige von Kleien geformte Kugeln zukommen zu lassen. Schon diese Genügsamkeit muß sie jenen Leuten höchst schätzbar machen; allein ihr Werth und ihre Brauchbarkeit wird dadurch noch erhöht, daß sie vermittels des Wassers, welches sie in den oben genannten Säkken mit sich umhertragen, im Stande sind, wol acht Tage ohne Getränk zu leben. Welches andere Thier macht ihnen Dies nach? Ja, sie helfen sogar dem Menschen, indem sie das Wasser schon in weiter Entfernung wittern und unaufhaltsam demselben zueilen, die vereinzelten Börnlein der Wüste auffinden; auch scheint es nichts weniger, als eine Fabel zu sein, daß dieser sie bei großem

Wassermangel schlachtet und sich durch das Wasser in dem Brunnen ihres Leibes sein Leben zu erhalten sucht. Von Jugend auf daran gewöhnt, knieen sie, wann sie bepackt werden sollen, gutwillig nieder, und weigern sich blos dann, wieder aufzustehen, wann ihr Herr sie mit allzu viel Waaren belastet hat. Ihre Bürde behalten sie übrigens während der ganzen Reise. Es ist daher aber auch um so nothwendiger, daß der Sattel, welcher den Waaren zur Unterlage dient, sie nicht wund drückt, besonders sie nicht am Höcker, der blos aus Fleisch und Sehnen besteht, verletzt. Nur durch Güte, nicht also durch üble Behandlung, erreicht man bei diesen Thieren seinen Zweck. Jodelt ihnen der Treiber ein Liedchen, oder bläst er ihnen ein Stückchen auf seiner Flöte vor; so vergessen sie gern die große Last auf ihrem Rükken, und beschleunigen oder verzögern ihren Gang, je nachdem sich die Musik schneller oder langsamer bewegt. So sanft und zahm die Dromedare auch sind, so werden sie doch zur Begattungszeit sehr bösartig, ja selbst gefährlich; sie beißen, schlagen, und rächen wol auch, indem sie ein vortreffliches Gedächtniß besitzen, jede Beleidigung, die ihnen früher wiederfahren ist. Diese schlimme Zeit nimmt im Februar ihren Anfang und dauert einige Monate. Wol vierzig Tage lang fressen sie wenig oder gar nichts; zwei große Blasen treten beständig mit einem unangenehmen Rasseln aus dem Munde, und die Männchen lassen zugleich aus ihren Drüsen am Hinterkopfe eine stinkende Feuchtigkeit fließen. Um allen diesen Unbequemlichkeiten zu entgehen, verschneidet man die Kameele, und läßt stets nur so viel unangetastet, als zur Zucht nothwendig sind. Das Weibchen wirft übrigens nur ein Junges und säugt es ein volles Jahr. Obgleich dasselbe schon, wenn es noch Muttermilch genießt, ans Tragen gewöhnt wird; so hält man es doch erst nach zurückgelegtem vierten Jahre ernstlich dazu an, bindet ihm zu dem bezeichneten Zwekke ein Seil an ein oder zwei Beine, und zwingt es eben dadurch, auf seine Kniee zu fallen und sich die Last auflegen zu lassen. Die Schwielen sind jedem Kameele angeboren.

Die Dromedare nützen noch außerdem, daß sie die Schiffe der Wüste sind, auf die mannigfaltigste Weise: ihr Fleisch z. B. ist die gewöhnliche Speise der Araber, und ihre dikke, nahrhafte Milch, aus der man auch Butter und Käse bereitet, wenigstens ein angenehmer Trank für jene Leute; den Dung gebrauchen sie zur Feuerung, und erhalten dabei zugleich in dem Russe, den er in den Rauchfängen absetzt, auch Salmiak; die Haare endlich werden von ihnen zu allerlei Zeugen und Filzen, so wie das Fell zu Leder, aus dem sie besonders Wasserschläuche machen, verarbeitet. Wie viele Bedürfnisse befriedigt daher der Morgenländer allein durch den Besitz dieser Thiere!

52. Das zweihökkerige Kameel. Camelus Bactrianus.

Das zweihökkerige Kameel oder das Trampelthier, welches so häufig den Bären- und Affenführern Dienste leisten muß, hat, ungeachtet es an den Schultern gleichfalls eine Höhe von sieben Fuß erreicht, etwas kürzere Beine, als das Dromedar, und ist vorzüglich durch seine beiden Hökker, von denen der eine über den Schultern, der andere zugleich größere über den Lenden sitzt, erkennbar. Wild kommt es nicht vor; es ist vielmehr überall ein Hausthier, und zwar von China bis an das rothe und mittelländische Meer. Mit Rücksicht auf die mongolischen Völker Asiens heißt es mit Recht das Dromedar der Araber. Während dieses Kameel blos in trokkenen, sandigen Landstrichen leben will,

gedeiht das Trampelthier auch in feuchten, sumpfigen und ist daher einer viel weitern Verbreitung fähig. Seine Einführung auf Jamaika hat jedoch unsern Erwartungen nicht entsprochen. Die meisten Trampelthiere, welche zur Schau umhergeführt werden, gehören Toskana an, woselbst es ihnen nicht übel gefällt.

Wie das einhökkerige Kameel, begnügt sich auch das zweihökkerige mit schlechtem Grase und Heu (nach Beechey's Versicherung ist ihm selbst ein alter Weidenkorb eine angenehme Speise), erfordert wenig Futter, trägt doppelt so viel, als ein Pferd, und gewährt allen Völkern, bei denen es sich in Kost und Logis gegeben hat, durch Fleisch, Milch (letztere ist bläulich und besitzt einen etwas bittern Geschmack), Haare und Fell außerordentliche Vortheile.

Merket euch zum Schluß über die Kameele noch zweierlei! 1. das Kameelgarn, welches bei uns so häufig verarbeitet wird, kommt keineswegs von dem Kameel, sondern vielmehr von der Angoraziege her; und 2. jedem Kameele ist, damit es der Führer lenken könne, der Nasenknorpel durchbohrt und in das Loch ein hölzerner, mit einem dünnen Strick in Verbindung gesetzter Nagel gesteckt. —

53. Das Lama. Auchenia Llama Gmel.

Was das Dromedar und das Trampelthier noch jetzt für viele Völker Asiens und Afrika's sind, waren das Lama und die Vikunna lange Zeit hindurch für die Eingebornen Süd-Amerika's. Ersteres, das eine Stelle auf unserer Wandtafel erhalten hat, erreicht ungefähr die Größe eines Hirsches und trägt bis auf einige Flekke an dem Kopfe und den Beinen ein braungelbes oder dunkelbraunes, dicht- und grobhaariges Kleid; letztere, die auf den schneebedeckten Alpen Süd-Amerika's lebt, ist nur so groß, als ein Schaf, und mit einer weichen, glänzenden, braungelben, höchst feinen Wolle bedeckt. Das Schaf-Kameel (Dies ist ein anderer Name für das letztere Thier) wird leider, weil ihm die Jäger fast ununterbrochen nachstellen, immer seltener.

Die besondere Vorliebe, welche fast Jeder dem Lama bezeigt, verdient dasselbe auch in mehrfacher Beziehung. Den Eingebornen von Peru, wo es auf den steilsten Stellen der Anden in großen Heerden wild vorkommt, war es, ehe die Europäer Esel und Maulthiere bei ihnen einführten, das einzige Last- und Schlachtthier. Und auch noch jetzt ist es daselbst ein fast unentbehrliches Geschöpf. Mit Sicherheit erklimmt es, wo ein Pferd oder Maulthier schnell genug ein Bein, vielleicht gar den Hals, brechen würde, die höchsten Gebirge, und bringt die Erze, welche dort aus der Erde zu Tage gefördert werden, geduldig in die nahe gelegenen Städte hin. Ein Lamazug bleibt stets für jene Leute eines der herrlichsten Schauspiele. Dasjenige Lama, welches gleichsam als Hauptmann voranmarschirt, ist mit einem Glöckchen, einer Fahne auf dem Kopfe und einer äußerst geschmackvollen Halfter geziert; jedes andere folgt dem Anführer blindlings, und scheint gleichsam so recht bemüht zu sein, die Ordnung nicht im mindesten zu verletzen. Zu den Silber-Transporten von Potosi sind jährlich 600,000 Stück im Gebrauch. Sehr viel zu tragen, vermag das Lama, weil es schwach und leicht zu ermüden ist, freilich nicht; 150 bis 200 Pfund sind daher schon eine Last, die seine Kräfte fast übersteigt, und mit welcher es täglich auch blos zwei oder drei Meilen zurücklegt.

Sonderbar genug, besitzt das Lama, das sonst so sanfte Thier, einen Eigensinn, der durch nichts gebeugt werden kann. Will es z. B. sein

Führer nöthigen, die Reise bei Nacht fortzusetzen, oder mehr zu tragen, als ihm gut däucht; so legt es sich auf die Erde hin, läßt klägliche Töne hören, und zerstößt sich wol eher den Kopf an einem Felsen, als daß es der Gewaltthätigkeit des Treibers nachgeben sollte. So weit jedoch läßt es wenigstens kein Indianer kommen. Wie groß überhaupt die Achtung ist, die jene Leute vor dem Lama haben, beweisen am besten die Feste, welche sie denselben, wann sie sich ihrer zum Lasttragen bedienen wollen, zu Ehren anstellen. Nachdem nämlich ihre Freunde und Nachbaren, die eigends dazu eingeladen werden, erschienen sind, schmükken Einige die Thiere mit wollenen und seidenen Bändern, führen sie in eine Ekke des Hofes, überhäufen sie mit tausend Liebkosungen, und reichen ihnen die besten Speisen und Getränke dar; die Andern schmausen unterdessen, oder führen nach der Musik von kleinen Trommeln und Pfeifen Freudentänze auf. So gleichgültig auch die Lama gegen alle diese Ehrenbezeigungen sind; so halten es dennoch die Indianer für eine heilige Pflicht, den künftigen Hausgenossen ihren guten Willen auf solche Weise zu erkennen zu geben. Erst nach beendigtem Feste werden die Thiere ans Tragen gewöhnt. Recht merkwürdig ist noch diese ihre Eigenthümlichkeit, Jedem, der sie beobachtet, den Speichel wol fünf bis sechs Schritt weit gerade in die Augen zu spritzen. Das Weibchen bekommt jährlich nur ein Junges. An Futter bedürfen die Lama täglich, wenn sie nicht auf die Weide gehen, blos zehn Pfund Heu; auch trinken sie wenig, ja, wenn sie mit frischem Grase gefüttert werden, gar nicht. Ihr Fleisch, obgleich zäh und grob, dient dennoch, besonders eingepökelt, zur Speise, und das wollartige Haar ihres Felles ist zu den gewöhnlichsten Zeugen brauchbar.

54. Das wahre Moschusthier. Moschus moschiferus Gmel.

Das wahre Moschusthier, welches uns den Moschus oder Bisam, dieses eben so kostbare, als heilsame Arzneimittel, liefert, lebt zwischen dem dreißigsten und sechzigsten Grade nördlicher Breite, folglich in den rauhsten, einsamen Gebirgsgegenden zwischen Tibet, China und Sibirien, ist sehr zierlich gebaut und gleicht an Gestalt und Größe einem halbjährigen Reh. Seine Haare sind steif und zerbrechlich, im Allgemeinen graubraun oder auch braunschwarz, an der Kehle schön weiß und bilden auf dem Rükken einzelne helle, breite Streifen. Mit weißen oder gelblichen, in Längsreihen stehenden Flekken ist es nur in der Jugend gezeichnet. Die Eckzähne, welche sich übrigens blos in der obern Kinnlade entwikkeln, sind lang, scharfschneidig, an der Spitze nach innen gekrümmt, und können in ähnlicher Art, wie die Hauer mancher andern Thiere, benutzt werden.

Der Beutel, in welchem sich der Moschus absetzt, und den allein das Männchen besitzt, liegt zwischen den Weichen, ist oval, so groß, als ein Ei, und hat eine längliche, nackte und eine runde, mit Haaren bedeckte Öffnung. Nach Erlegung des Thiers schneidet ihn der Jäger schnell ab, theils um den Moschus besser zu erhalten, theils aber auch, um das Fleisch vor einem unangenehmen Geschmakke zu bewahren. Sehr guten Moschus, der ohne allen Rückstand verbrennt, bekommen wir unter andern aus Tibet; ungleich schlechter ist der sibirische, welcher wie Bibergeil, jene dikke, ölige Flüssigkeit, riecht und bei Weitem billiger verkauft wird. Er frischt bekanntlich die letzten Lebenskräfte wieder an, und gilt noch außerdem für eine Masse, welche sich ins Unendliche zer-

theilt. Sein Geruch ist für viele Personen angenehm, für andere hingegen unausstehlich.

Moschusthiere zu fangen, ist beschwerlicher und gefahrvoller, als vielleicht so Mancher glaubt. Wie die Gemsen und Steinböcke, sind auch sie scheu, äußerst behend im Springen und Klettern und fliehen selbst auf die steilsten Bergspitzen mit Leichtigkeit. Die Bewohner des östlichen Sibiriens legen ihnen Schlingen, Fallen und auch Selbstschüsse; die Tunguſen wieder lokken sie, um sie vermittels ihrer Pfeile erlegen zu können, dadurch herbei, daß sie die Stimme eines Jungen annehmen. Die meisten Moschusthiere fallen zur Zeit ihrer Wanderungen. Es werden nämlich auch sie, wenn ihnen ihre ursprünglichen Aufenthaltsörter die nöthige Speise an Gras, Früchten und Wurzeln nicht mehr gewähren, genöthigt, die Reiß- und Getreidefelder der südlich gelegenen Gegenden heimzusuchen.

Niedlicher noch, als das wahre Moschusthier, ist das Zwerghirschchen, M. pygmaeus, das kleinste aller Zweihufer, dessen zarten Leib eine erwachsene Person mit einer Hand umspannen kann. So Mancher, der in Ost-Indien lebt, erhascht es im Laufe, bringt es in einem Käfige auf den Markt, verkauft es für einige Kreuzer, und freut sich gewiß nachmals nicht wenig, es in der Gesellschaft der vornehmsten Kinder zu sehen. Seine Beinchen, die nur fingerslang und pfeifenstieldick sind, beschlägt man mit Gold und gebraucht sie als Pfeifenräumer. Das zierliche Thierchen trägt ein unten weißes, an den Seiten und auf dem Rükken aber braun gefärbtes Kleid.

II. Familie.

Halbgehörnte Wiederkäuer.

Die Auswüchse auf der Stirn bilden sich weder zu Geweihen, noch zu wirklichen Hörnern aus; sie sind vielmehr immer, was wir vorzugsweise im Auge behalten müssen, mit Haut und Haaren bedeckt.

Das einzige Thier, welches hierher gehört, ist:

55. Die Giraffe oder der Kameelparder.
Camelopardalis Giraffa.

Ob wir, wenn der Pascha von Ägypten auch zu uns eine Giraffe wandern ließe, weniger neugierig sein würden, als die Bewohner von Paris (1826), London oder Wien (1827), steht sehr dahin; denn ein Thier, dessen Höhe, wenn es den Kopf aufrecht hält, bis zum Scheitel sechzehn, bis zum Kreuze hingegen blos neun Fuß beträgt, muß der Merkwürdigkeiten auch sonst noch so viel besitzen, als sie sich vielleicht bei keinem andern Thiere wieder finden. Vor allen Dingen ist das Verhältniß seiner äußern Theile sehr beachtenswerth. Der kleine, kaum eine Länge von sieben Fuß erreichende Rumpf steht mit einem Halse, der sehr schlank ist, fast eben so viel mißt und doch auch blos sieben Wirbel zählt, in Verbindung, und dieser wieder trägt einen pferdeähnlichen, wol zwei Fuß langen Kopf, dessen Stirnzapfen kurz, kegelförmig, stehenbleibend und anstatt der hornartigen Scheide mit der gemeinschaftlichen Haut des Kopfes bedeckt, und, wie jeder andere Theil des Körpers, mit

kurzen, steifen Haaren bewachsen sind. Diese merkwürdige Bildung wird dadurch noch auffallender, daß das Männchen nicht zwei, sondern drei solcher Hörner besitzt. Die bedeutende Höhe an den Schultern, welche sowol an den Stachelfortsätzen, als auch von dem außerordentlich langen Schulterblatte herkommt, macht den Rükken der Giraffe so abschüssig, daß derselbe sogar einem Affen nur allzu früh zu kurz werden dürfte. Eine große Zierde für das Thier ist sein schönes Fell. Geben ihm nicht die zahlreichen, kastanienbraunen Flekke, welche sich auf dem weißlichgelben Grunde herrlich ausnehmen, das Ansehen eines Panthers oder Leoparden? Wahrlich, die Giraffe ist nicht nur eines der merkwürdigsten, sondern auch der schönsten Thiere der Erde.

Sie findet sich in den östlichen Gegenden von Mittel- und Süd-Afrika in Gesellschaft von zwei bis zehn Stück. Wie in der Gefangenschaft, nährt sie sich auch im wilden Zustande von Laub und Gras und liebt besonders die Schoten der Akazienbäume. Des hohen Vordergestells wegen weidet sie allerdings schwer; daß sie dabei aber, wie Einige erzählen, niederkniee, ist eine Erdichtung. Das Abpflükken der Baumblätter wird ihr zum Theil durch die Oberlippe, welche über die Unterlippe ein wenig hervorragt, zum Theil durch die einen Fuß lange Zunge, welche sie bequem aus dem Maule schlagen kann, sehr erleichtert. Äußerst ergötzlich ist ihr Lauf. Gleichsam besorgt, den Schwerpunkt verlieren zu können, legt sie ihren Hals zurück, und galoppirt nun so in zwar langsam auf einander folgenden, aber ungeheuer weiten Sätzen davon. Selbst ein Mensch zu Pferde holt sie kaum ein. Gegen ihre Feinde vertheidigt sie sich, wie das eigentliche Pferd, dem es auch rücksichtlich seiner breiten Brust nahe steht, durch Hintenausschlagen; die Stirnzapfen gebraucht sie wahrscheinlich deshalb nicht, weil die Haut, mit der sie überzogen sind, zu viel Empfindlichkeit zeigt.

So viel wir wissen, brachte zuerst Julius Cäsar die Giraffe in den Circus von Rom; später ließen sie auch die Kaiser Gordian und Aurelian in der damaligen Hauptstadt der Welt auftreten; noch später kamen sie zuweilen als eine Merkwürdigkeit nach Kahiro, Alexandrien und Konstantinopel; Deutschland hatte zuerst im Jahr 1559 Gelegenheit, eine Giraffe, welche dem Kaiser Ferdinand I. verehrt worden war, zu bewundern.

Die Araber und die Hottentotten jagen die Giraffe der Haut und des Fleisches wegen: erstere wird zu Schuhen und Wasserschläuchen benutzt; letzteres ist, namentlich wenn es von jungen Thieren kommt, weiß, dem Kalbfleische ähnlich und hat einen sehr zarten, angenehmen Geschmack.

III. Familie.

Geweihtragende Wiederkäuer.

Die geweihtragenden Wiederkäuer, wenigstens die Männchen derselben, sind auf den beiden Stirnzapfen mit einfachen oder ästigen, nicht mit einer hornartigen Scheide überzogenen, alljährlich sich neu erzeugenden Knochenauswüchsen, die Geweihe genannt werden, begabt.

Nachdem die schlanken, zierlichen Thiere, welche hier ihre Stelle finden, das Geweih abgeworfen haben, kommt an den beiden Stirn-

zapfen eine starke, rothe, mit Blut reichlich angefüllte Wulst zum Vorschein, die zahlreiche Gefäße enthält und unter der Haut eine gallertartige Masse ausschwitzt. Eben aus dieser bildet sich nun das Geweih, und zwar um so schneller, je kälter die Luft ist, welche jene Masse umgiebt. Erst nach Abtrocknung der äußern Haut tritt es schön und fest, wie ein Knochen, hervor.

56. Das Reh. Cervus Capreolus.

Das schlaue, possenhafte, mit Muth und Stolz begabte Reh, das Mittelding zwischen Hirsch und Ziege, erreicht eine Länge von einem Fuß, eine Höhe von drittehalb Fuß und ein Gewicht von sechzig Pfund. Sein Kleid ist bis auf das weiße Kreuz und die schwarze Nase im Sommer roth-, im Winter graubraun gefärbt. Weiße, geschäckte, oder gar schwarze Rehe gehören zu den Seltenheiten. Das Geweih des Rehbocks, welches, wenn es während seiner Weichheit verletzt wird, zu sonderbaren Gestalten anschwillt, ist kurz, ganz aufrecht, reich mit Höckern besetzt und erhält die wenigen Enden erst nach zurückgelegtem vierten Jahre. Die Jäger belegen es mit dem Namen Gehörn.

Das Reh läuft und springt gut, hat ein vortreffliches Gesicht, einen eben so scharfen Geruch (es wittert daher einen Menschen auf drei Hundert Schritt), ist immer scheu und furchtsam und lebt stets familien-, nie also heerdenweis' in den Wäldern der meisten Länder Europa's und Asiens. Sehr wakker gegen seine zwei bis vier Riken (so heißen die weiblichen Rehe) benimmt sich der außer seinem Geweihe noch an einem langen Haarzopfe unter dem Leibe erkennbare Rehbock. Wie er jederzeit, wann die Familie gegen Abend oder Morgen zu Felde geht, d. h. ihre Weideplätze besucht, voranschreitet und überall umherspäht: so ist er, wenn Gefahr eintritt, gewiß der letzte, welcher sich in seine Schlupfwinkel zurückzieht. Im Nothfalle vertheidigt er Weib und Kind auf Leben und Tod. Nicht gering ist seine Freude, wenn ihn eine Rike ungefähr acht Tage später, als sie in einem dichten Gebüsch ein Junges (nur zuweilen setzt sie zwei Kälber ab) zur Welt gebracht hat, zu demselben führt, und nun dieses seinen Vater, der es aufs zärtlichste liebt, freundlich anblökt und ihm schmeichelnd seine Gegenliebe zu erkennen giebt. Die Rehzicklein sind leider gar vielen Gefahren ausgesetzt; bald stellen ihnen die Menschen, bald wieder die Raben, oder eigentlichen Raubvögel eifrig nach, und nicht immer warnt sie der piepende Ton der Mutter, obgleich diese mit größter Zärtlichkeit für sie sorgt, zu rechter Zeit. Gezähmt, laufen sie ihrem Herrn nach, wie ein Hund, und erfreuen ihn auf die mannigfaltigste Weise.

Sind auch Weiden-, Pappeln-, Bohnen- und Brombeerblätter, nebst Salz, das sie gern lekken, der Rehe angenehmste Speise; so verzehren sie doch auch Aas, und, im Hause gehalten, beinahe Alles, was auf den Tisch kommt. Die armen Thiere leiden nicht nur viel von den Dasselbeulen, welche ihre Herberge in dem Felle, den Stirnhöhlen und dem Magen aufschlagen, sondern auch, wie die Hirsche, an Durchfall, Knochenfraß und Leberfäule. Wir essen bekanntlich ihr Fleisch und benutzen auch ihr Geweih und ihr Fell. Der bedeutendste Schaden, den sie uns anrichten, ist, daß sie gar viele Bäume, weil sie sie allzu sehr benagen, dem Tode übergeben.

57. Der Edelhirsch. Cervus Elaphus.

Der Edelhirsch ist die Zierde der Wälder. Alle Theile zeigen sich

bei ihm in den schönsten Verhältnissen: sein Leib ist schlank; seine Beine sind hoch, dünn und verleihen ihm den Ausdruck der Leichtigkeit und Schnelligkeit; und sein Kopf ist, falls er einem Männchen angehört, mit einem aufrecht stehenden Geweihe gekrönt. Wenn er so, Haupt und Hals hoch tragend, mit majestätischem Anstande einherschreitet; so glauben wir wol, einen neuen König der Thiere vor uns zu sehen. Edelhirsche von sieben Fuß Länge, vier Fuß Höhe und drei bis vier Zentnern Schwere sind selbst bei uns noch keine Seltenheit. Das Geweih wird von den ältern Männchen bereits im Februar, von den jüngern aber erst im März oder April abgeworfen. Schon am Ende der ersten Woche zeigt sich an der Ablösungsstelle, dem sogenannten Rosenstocke, ein Knorpel, welcher binnen vierzehn Tagen zu einer fünf bis sechs Zoll hohen Stange aufschießt. Nach abermals vierzehn Tagen ist das Geweih noch ein Mal so hoch, verzweigt sich wieder, und wächst nun allmälig fort, bis es endlich nach ungefähr zwölf Wochen seine bestimmte Größe erreicht hat. Gleichsam ahnend, daß es anfangs gallertartig, und der zahlreichen Blutgefäße wegen, die sich an demselben befinden, leicht zu verletzen ist, geht der Hirsch zu dieser Zeit sehr vorsichtig einher, und trägt den Kopf, um es ja nicht zu beschädigen, stets gesenkt; erst später, wann es nämlich durch Ablagerung von Kalkerde genügend verknöchert ist, wagt er es wieder, sein Haupt zu erheben und kühn in den Wäldern umherzuspringen. Es giebt übrigens Hirschgeweihe von sechzig Enden, drei Fuß Länge und dreißig Pfund Schwere.

Außer Rußland, wo sie auf Befehl der Regierung ausgerottet worden sind, finden sich die Edelhirsche, welche im Sommer ein rothbraunes, im Winter aber röthlichgraues Kleid tragen, in ganz Europa, Asien und Nord-Amerika, und leben entweder heerdenweis' in den Wäldern wild, oder werden mehr einzeln in den Thiergärten zum Vergnügen gehalten. Übrigens fressen sie Gras, Gekörne, Baumknospen, ja zuweilen auch Fleisch. Erst nach Sonnenuntergang traben sie auf ihre Weideplätze, bleiben während der Nacht daselbst und ziehen sich gegen Morgen in die Gehölze wieder zurück. Eine solche Heimfahrt heißt in der Jägersprache der Kirchgang. Im Frühjahr, wann die weiße Decke der Erde zerschmilzt, gehen sie der jungen Saat, vorzüglich aber der Brunnenkresse, oft meilenweit nach und verschaffen sich durch diese Genüsse neue Kräfte. Wie sie ferner oft Salz lekken, riechen sie auch die Ameisen gern, über deren Haufen, nachdem sie dieselben zerstört haben, sie stundenlang stehen bleiben. Ihr scharfes Gesicht, leises Gehör und feiner Geruch lassen sie jede Gefahr zeitig genug wahrnehmen. Wer sie auch verfolgen möge; stets suchen sie sich anfangs durch die Schnelligkeit ihrer Füße, und, versagen ihnen diese den Dienst, durch allerlei listige Schwenkungen zu retten; nur, wenn die bezeichneten Mittel erfolglos sind, bemühen sie sich, ihre Quäler durch die Kraft ihrer bewaffneten Stirn zu überwältigen. Eine allzu große Neugierde führt sie nicht selten in Gefangenschaft und Tod. Pfeift man, oder ruft man sie zu; so halten sie sofort in ihrem Laufe an, besehen Pferde und Wagen, und gehen, nehmen sie anders keine Hunde und Flinten wahr, selbst bei dem Menschen stolz und furchtlos vorüber. Sehr geneigt scheinen sie der Musik zu sein. Erschallt bei der Jagd das Waldhorn, oder bläst Jemand auf einer Flöte oder Schalmei; so verharren sie lange Zeit an demselben Orte und lauschen auf die lieblichen Töne. Furchtbar erscheinen sie zur Paarungszeit. Männliche Hirsche, die jetzt auf einander treffen, sehen sich erst gegenseitig grimmig an, scharren die Erde auf und erheben ein entsetzliches Geplärre; dann beginnen sie mit ihren Geweihen, deren Enden sie vorher

durch Reiben an den Bäumen zu schärfen suchen, den blutigen Kampf, wobei es klingt, als ob starke Stangen zerbrochen würden, und der zuweilen erst endet, wann einer todt hinfällt. Die weiblichen Hirsche sind immer sanft, und wagen selbst dann, wenn ihnen das Junge genommen wird, keinen Angriff.

Der Edelhirsch ist bei uns das bedeutendste Wild. Die Jäger schießen die alten Weibchen vom September bis Dezember; die Spießer oder die einjährigen Männchen vom Dezember bis Juli; die Schmalthiere, d. h. solche Weibchen, welche noch kein Junges gehabt haben, zu jeder Zeit des Jahres; die ausgewachsenen Männchen oder die Kapitalhirsche endlich während der Monate Juli, August und September, die von ihnen die Feistzeit genannt wird, und zwar thun sie Dies theils des Fleisches und Felles wegen (ersteres ist sehr wohlschmeckend; letzteres giebt ein schönes, weiches, zu Handschuhen, Beinkleidern u. s. w. geeignetes Leder), theils aber auch, um ein schädliches Thier nicht zu zahlreich werden zu lassen.

58. Der Damhirsch. Cervus Dama.

Der Damhirsch ist kaum fünf Fuß lang, drei Fuß hoch und drei Zentner schwer; er sieht daher zwischen Reh und Edelhirsch in der Mitte. Sein Geweih, welches er nach dem Alter vom April bis Juni abwirft, hat breite, dünne, rückwärts gerichtete Stangen, meist gegen zwei Dutzend kurze, schaufelförmige Enden, erreicht eine Länge von zwei Fuß, und giebt ihm eben so, wie dem Edelhirsche, ein prächtiges Aussehen. Zu Ende des Herbstes verwandelt er das rothbraune, an den Seiten und Schenkeln mit weißen, rundlichen Flekken übersäte Sommerin ein schwärzlichbraunes Winterkleid. Aus dem Allen leuchtet genügend hervor, daß es nicht schwer ist, ihn von dem Edelhirsche zu unterscheiden.

Ungeachtet der Damhirsch in Deutschland, besonders aber im Brandenburgischen gar nicht selten ist, so sind doch ursprünglich nur wärmere Länder, z. B. China, Persien, Griechenland, die Berberei u. s. w., seine Heimath. Gezähmt findet er sich beinahe in den Thiergärten aller Länder Europa's. In seiner Wildniß nährt er sich, wie der Edelhirsch, von Gras, Körnern, Baumknospen und ähnlichen Dingen, schadet namentlich den jungen Bäumen sehr, und legt sich, um die Winterkälte weniger zu fühlen, in dichten Büschen gesellschaftlich an einander, oder läßt sich in derselben Absicht wol auch völlig einschneien. Erhabene, mit kleinen Hügeln besetzte Orter erwählt er am liebsten zu seinem Revier. Von Hunden verfolgt, flieht er niemals so weit, als der Edelhirsch; er weicht vielmehr zu dieser Zeit allen Wegen aus, sucht seinen vorigen Stand recht bald wieder zu gewinnen, und stürzt sich zuweilen, um der Gefahr zu entgehen, in einen Fluß oder Teich. Im Allgemeinen sind seine Sinne noch schärfer, als bei dem Edelhirsche.

Die Benutzung des Damhirsches ist wol Jedem bekannt. Ich führe daher hier blos an, daß sein Fleisch an Wohlgeschmack dem Fleische des Edelhirsches etwas nachsteht; daß das Unschlitt, aus dem hauptsächlich Lichte und Seife bereitet werden, auch zu Wund- und Brandpflastern dient, erfrorne Körpertheile heilt, und solchen Reisenden, die mit ihm ihre müden Füße bestreichen, trefflich zu Statten kommt; und daß das Fell, vorausgesetzt, daß es die Dasselarven nicht durchbohrt haben, besonders dazu geeignet ist, verschiedenes Riemenwerk und allerlei Kleidungsstükke aus ihm zu bereiten.

59. Das Rennthier. Cervus Tarandus.

Das Rennthier ist der Samojeden und Lappländer Pferd, Kuh und Schaf, ihr größter, fast alleiniger Reichthum. Seine Länge beträgt sechs und seine Höhe vier Fuß. Das schöne Geweih, welches runde, rückwärts gerichtete, oft drei bis vier Fuß lange Stangen und handförmige Äste besitzt, fehlt auch dem Weibchen nicht, bei dem es jedoch keine so ansehnliche Größe erreicht. Wie der Hirsch, von dem es sich durch seinen stärkern Bau und namentlich durch seine kürzern, dickern Füße, deren breite Hufe mit ihren Spitzen über einander liegen, unterscheidet, verändert auch das Rennthier seine Farbe; das in der Jugend und im Sommer braungraue Fell wird nämlich im Alter und zur Winterszeit weiß. Ein Thier, das nicht einmal die Wärme Stockholms und Petersburgs ertragen kann, muß sich auch mit den wenigen Gewächsen begnügen, die Lappland und Spitzbergen, Grönland und Nowaja-Semla, überhaupt die Länder des hohen Nordens von Europa, Asien und Amerika, die seine Heimath ausmachen, ihm darbieten. Gräser, Blätter und Baumknospen, welche es sich auch als Hausthier selbst sucht, sind seine Sommer-, Flechten, besonders die nach ihm benannte Art, die es vermittels seiner Geweihe unter dem Schnee hervorscharrt (sollte die Natur nicht eben deswegen auch dem weiblichen Renn ein Geweih verliehen haben?), seine Winterspeise. Traurig geht es den armen Thieren, wann der Schnee mit einer festen Eisrinde überzogen ist. Ihre Herren kennen dann kein anderes Mittel, sie vom Hungertode zu retten, als Tannen und Fichten niederhauen, und ihnen die Nadeln und jungen Sprossen derselben, welche sie so gern fressen, vorwerfen zu lassen. Ungeachtet Dessen sterben zuweilen an einem Tage mehrere Hundert. Ein Samojede, der funfzehn Hundert bis zwei Tausend zahme Rennthiere besitzt, ist reich; wer aber nicht mehr hat, als zehn, ist arm, und muß, will er sich und die Seinigen ernähren, entweder in Dienste gehen, oder sein Glück auf der Jagd suchen; zwanzig bis dreißig Stück reichen für den Unterhalt einer Familie aus. Leider sind auch die Rennthiere, wie überhaupt die meisten Hirscharten, der Verfolgung einer Bremse (Oestrus Tarandi) die ihnen die Haut durchbohrt und dann ein Ei in die Wunde fallen läßt, unaufhörlich ausgesetzt. Gar traurig sieht es aus, wann sie, den Kopf hin und her schleudernd, vor ihren kleinen Feinden in die beschneiten Gebirge fliehen, und wann wieder diese nicht eher ruhen, bis sie ihre Eierchen abgesetzt haben.

Die Rennthiere zu jagen, ist, weil sie theils allzu schnell laufen, theils mit einem äußerst feinen Geruche begabt sind, ein sehr schwieriges Geschäft. Die Samojeden stellen gewöhnlich ein förmliches Treibjagen an. Solche Jäger aber, die einzeln ausgehen, hüllen sich wol in Rennthierfelle, verbergen sich hinter den zahmen Rennthieren, die sie mit sich führen und an Strikken festhalten, und erlegen endlich die wilden, welche, nichts Arges ahnend, ganz nahe herbeikamen, vermittels eines Pfeils oder Feuergewehrs. Ein nicht minder gefährlicher Feind für die Rennthiere ist der Wolf, welcher zuweilen in einer einzigen Nacht funfzig Stück erwürgt, mithin die schrecklichsten Verheerungen unter ihnen anrichtet.

Vor den Schlitten gespannt, laufen die Rennthiere, ohne jedoch zu galoppiren, in größter Schnelligkeit über Eis- und Schneeflächen hinweg, klappern dabei, indem sie ihre Hufe zusammenschlagen, unaufhörlich, und bringen ihren Herrn an einem Tage wol funfzehn bis zwanzig

deutsche Meilen weit fort. So schön eine solche Fahrt sein mag, so übel kann sie enden, wenn nämlich das Zugvieh sich umkehrt und auf die fahrenden Personen losgeht. Nur ein schnelles Verbergen unter den umgeworfenen Schlitten sichert diese vor gefährlicher Verwundung und Tod. Wie das Rennthier bei den bezeichneten Völkern durch sein Ziehen und Lastentragen die Stelle des Pferdes vertritt, so durch sein Fleisch und seine Milch die Stelle der Kuh. Letztere ist so dick, wie Rahm, schmeckt vortrefflich, wird schon durch bloßes Schütteln zu Butter, und nährt dermaßen stark, daß selbst ein erwachsener Mann kaum ein halbes Quart hinter einander trinken kann. Der aus ihr bereitete Käse schmeckt gleichfalls sehr gut. Das Fleisch, welches weit mehr Fett besitzt, als das Fleisch der Hirsche, gilt Allen für eine Delikatesse. Aus dem Blute werden Suppen gekocht und Würste verfertigt. Wissen wir endlich noch, daß das dicht behaarte Fell die Nordländer vom Kopf bis auf die Füße kleidet und ihnen zugleich Materialien zu Zelten, Betten und warmen Winterwohnungen darbietet; daß ferner die Haare zum Auspolstern verschiedener Dinge, die Knochen zu Nadeln, Messern und Löffeln, die Sehnen als Zwirn, die Klauen zu Trinkgefäßen und die Geweihe als Vertheidigungswaffen dienen: nun dann zögern wir gewiß nicht, das Rennthier den nützlichsten Thieren beizugesellen.

60. Das Elennthier. Cervus Alces.

Das große, kräftige Thier, von dem euch unsere Wandtafel ein Bild unter dem Namen Elenn zeigt, fängt, weil es selbst die Strafen vor muthwilliger Verfolgung nicht schützen können, die in manchen Ländern auf seine Erlegung gesetzt sind, auch schon an, sehr selten zu erscheinen und fast zu einem fabelhaften Thiere zu werden. Um Christi Geburt fand es sich noch in Frankreich und Deutschland. Unsere teutonischen Altvordern kannten, wie ein römischer Geschichtsschreiber naiv erzählt, die Bäume, an welche es sich, um zu schlafen, anlehnen würde, und sägten sie, damit es umfiele und nicht wieder aufstehen könnte, am Abende vorher durch. Ja, so schlau bewiesen sie sich bei dem Fange des Elenn. Nicht minder mährchenhaft sind die nordischen Jagdberichte, laut welcher es, wenn es auf den Schneehöhen in die äußerste Enge getrieben worden ist, vor seinen Verfolgern niederfallen und sie gewisser Maßen um Gnade anflehen soll. Beide Erzählungen hängen vielleicht mit einer Gewohnheit des Elenn zusammen, welche man in den ostpreußischen Wäldern an den wenigen Resten dieser germanischen Ureinwohner bemerkt hat. Es wirft sich nämlich dasselbe in tiefen, morastigen Gegenden, wo es einzusinken fürchtet, auf die Seite, und schiebt sich, mit dem Leibe und allen vier Füßen arbeitend, über die gefährlichen Stellen hinweg. Elennthier heißt übrigens nicht Elend-, sondern Großthier, und das Elenn ist auch, weil es eine Höhe von sechs, eine Länge von acht Fuß und ein Gewicht von neun bis zwölf Zentnern erreicht, unstreitig eins der größten Thiere seiner Wohnländer, des ganzen nördlichen Europa's, Asiens und Amerika's. Ein langer, gerader Hals, ein kurzer Rumpf, sehr hohe Beine, lange, zottige, dunkelgraue Haare und bei dem Männchen noch überdies ein warziger, wol sechs Zoll langer Beutel an der Kehle und das mächtige, schaufelförmige, zuweilen einen halben Zentner wiegende Geweih sind seine besten Kennzeichen. Erstaunenerregend ist der schnelle Lauf des Elenn. Den Kopf geradeaus gestreckt, und die starken Hufe, wie das Renn, an einander schlagend, trabt es wol an einem Tage dreißig deutsche Meilen weit und beschämt so

nicht selten ein sonst gutes Jagdpferd. In den dunkeln, sumpfigen Wäldern, wo es sich gewöhnlich in Rudeln aufhält, nährt es sich, wobei auch ihm die breite, über die Unterlippe hervorragende Oberlippe trefflich zu Statten kommt, von der Rinde, den jungen Sprossen, Blättern und Knospen der Erlen, Birken, Pappeln und Ebereschen, auch wol, wodurch es allerdings sehr schädlich wird, von Getreide, Holzsamen und Kohl. Die größte Stärke besitzt es in seinen Vorderfüßen. Selbst die Bären, welche es allzu gern todt beißen, das Blut schlürfen und die Eingeweide verzehren, haben Ursache genug, sich vor dieser Waffe in Acht zu nehmen; denn wie leicht könnte es einem derselben eben so gehen, wie jenem dreisten Wolfe, der schon nach einem erhaltenen Schlage seine Brüder im Walde nicht mehr singen hörte. Das Elenn ist sonst ein sanftes Thier und plärrt zuweilen ganz traurig nach Art einer Kuh.

Die beste Zeit, Elennthiere zu jagen, ist der März, da die Sonne die Oberfläche des Schnee's in eine feste Rinde verwandelt. Ihr müsset dabei wohl erwägen, daß zwar die Jäger auf ihren großen, kahnförmig gebildeten Holzschuhen über dieselbe mit Sicherheit hinwegfahren, daß aber das gewichtreiche Elennthier sie mit den Hufen durchbricht, und eben dadurch seinen Verfolgern Zeit giebt, sich ihm zum Schusse zu nähern. Manche Jäger fangen es auch in eigends zu diesem Zwekke gegrabenen und mit Schnee bedeckten Vertiefungen.

Die Vortheile, welche der Mensch von dem Elenn zieht, sind zwar nicht so groß, wie bei dem Renn, doch aber noch immer bedeutend genug. Die Bewohner jener eisigen Gegenden essen das Fleisch, benutzen die Knochen zur Verfertigung von allerlei Kunstsachen, und bereiten aus seinem Felle, das selbst gegen Flintenkugeln ein beinahe undurchdringlicher Schild ist, ein Leder, welches durch die Nässe weder hart, noch brüchig wird.

IV. Familie.

Hörnertragende Wiederkäuer.

Die hörnertragenden Wiederkäuer sind, worauf uns schon ihr Name hinweist, mit Hörnern begabt, d. h. mit einem solchen Kopfschmukke, der hohl, mit einer hornartigen Scheide überzogen, für immer in der Haut befestigt und als eine Verlängerung der Stirnzapfen anzusehen ist.

Die hörnertragenden Wiederkäuer übertreffen an Wichtigkeit alle übrigen Säuger des Erdbodens. Der Nutzen z. B., welchen uns das Rind, die Ziege, das Schaf u. s. w. gewähren ist kaum gehörig zu schätzen; ach, wie hülflos ständen wir ohne sie da! So darf es uns denn nicht befremden, daß der Mensch sie ganz in seine Obhut und Pflege genommen hat, und daß er es sich namentlich in der neuesten Zeit recht angelegen sein läßt, ihre Natur, um immer noch größere Vortheile zu ernten, aufs gründlichste kennen zu lernen.

61. Die Gemse. Antilope Rupicapra.

Die Gemse ist eine Antilope. Als ein solches Thier erkennen wir sie zum Theil an ihrer leichten, zierlichen Gestalt, durch die sie den Hirschen sehr nahe tritt, zum Theil an ihren Hörnern, welche nicht, wie bei

dem Rinde, glatt, sondern mit einer Scheide überzogen und auch fast immer sehr regelmäßig geringelt sind. Von den Ziegen unterscheiden sie außer den Hörnern die höhern Füße, das Fehlen des Bartes und der lang gestreckte Hals. Ihre Haare, welche ast dem Kopfe, Bauche und den Füßen eine etwas beträchtlichere Länge besitzen, als an den übrigen Körpertheilen, erscheinen, den gelblichen Bauch und die weißliche Kehle abgerechnet, im Sommer roth-, im Winter hingegen dunkelbraun, ja fast schwarz gefärbt.

Die Gemse ist scheu, überraschend schnell und gehört zu den Bewohnern der Alpen Europa's und Asiens. Im Sommer lagert sie sich gern in der Nähe der Gletscher und des ewigen Schnee's; gegen den Winter hin aber zieht sie sich in tiefer liegende Wälder zurück, und sucht hier besonders solche Örter auf wo sie Sonne hat und wenigstens einiger Maßen vor den furchtbaren Schneelavinen gesichert ist. Der ihr angebornen Furchtsamkeit wegen weidet sie nur während der Morgen- und der Abenddämmerung. Nichts frißt sie übrigens lieber, als die herrlichen Alpenkräuter, und blos im Winter, wann sie diese nicht haben kann, begnügt sie sich mit dem hohen Waldgrase, und den zahlreichen Flechten, welche von den Tannenzapfen in langen Bärten herabhangen. Einen vortrefflichen Genuß verschafft ihr auch das Salz. Den Hunger verträgt sie noch; allein zu dursten, ist ihre Sache nicht. Die Gemsenkugeln, welche sich im Magen bilden und in früherer Zeit für heilkräftig gehalten wurden, sind nichts anders, als Ballen von Haaren und ähnlichen Dingen.

Wie die Gemsen nur in Gesellschaft weiden, sorgen sie auch gegenseitig für ihre Sicherheit. Jedes einzelne Mitglied einer Heerde, die zuweilen aus vierzig bis sechzig Stück besteht, hebt beständig den Kopf in die Höhe, sieht sich nach allen Gegenständen um, und läßt sogleich, wann sie etwas Verdächtiges bemerkt, ein durchdringendes Pfeifen hören, wiederholt dasselbe nach einigen Sekunden und stampft dabei fortwährend mit den Füßen auf die Erde. Augenblicklich ist die ganze Heerde über die steilsten Felsen hinweg. Die Geschicklichkeit, welche die Gemsen eben jetzt beweisen, übertrifft jede Erwartung: ein einziger Satz beträgt nicht selten zwanzig Fuß; keine Hervorragung eines Felsens ist zu schmal, auf der sie nicht zu stehen, fast keine Klippe zu hoch, von der sie nicht herabzuspringen versuchte. Gerade dieser Vorsicht und Schnelligkeit verdankt so manche Gemse ihr ansehnliches Alter von zwanzig bis dreißig Jahren.

Außer den größern Räubern, den Bartgeiern und Steinadlern, welche sie gern auf einer gefährlichen Stelle vermittels des Schlagens ihrer Flügel in den Abgrund zu stürzen suchen, haben unsere behenden Thiere noch besonders den Menschen zu fürchten; denn für ihn ist die Gemsenjagd seit den ältesten Zeiten ein Lieblingsgeschäft. Nicht achtend die große Gefahr, auf Gletschern oder Schneefeldern, die einst dem Großvater und vielleicht auch schon dem eigentlichen Vater das Leben gekostet haben, zu versinken und zuletzt in furchtbare Abgründe zu stürzen, verfolgt er mit heiterm Muthe die flinken Thiere tage-, ja wochenlang, und freut sich wonniglich über die schätzbare Haut und das schmackhafte Fleisch, welches ihm nach der eben so beschwerlichen, als gefahrvollen Jagd eine erlegte Gemse gewährt. Daß er eine gute Brust, sichere Füße, scharfe Augen und einen schwindelfreien Kopf besitzen müsse, versteht sich von selbst; denn nur bei solchen Eigenschaften darf er es wagen, in Eile bergauf und bergab zu springen, längs der tiefsten Abgründe einherzuspazieren, dem Sturme und Ungewitter, der Kälte und dem Hunger zu

trotzen u. s. w. Mit einem Alpenstock, einer vortrefflichen Büchse und einem guten Fernrohr, ferner mit Brot und Käse, auch wol mit einem Fläschchen Wein oder Branntwein in seiner Jagdtasche versehen, zieht er schon lange vor Tagesanbruch zwar in einem leichten Kleide, aber mit stark benagelten Schuhen in die höhern Gebirgsgegenden, wandert immer gegen den Wind, und versteckt sich augenblicklich, wenn er einige Gemsen erspäht hat, hinter einer Felsenwand. Erst, wann er die Hörner unterscheiden kann, drückt er die Büchse los. Ist er so unvorsichtig gewesen, eine Gemse bis auf die steilsten Klippen zu verfolgen; so bleibt ihm, will er anders dort oben nicht verhungern, nur ein Mittel übrig, nämlich, sich Hände und Füße aufzuschlitzen und das Blut in Menge ausfließen zu lassen. Ja, blos durch die anklebende, gerinnende Flüssigkeit hält er sich an den furchtbaren Felsenwänden fest. Der berühmte Gemsenjäger Heitz, ein Zimmermann aus Glarus, hat, und zwar aus bloßer Jagdlust, gegen neun Hundert Stück Gemsen erlegt, und fand endlich seinen Tod, als er einen Abgrund nicht gewahrte und in denselben hinabstürzte.

Jung eingefangene Gemsen lassen sich zähmen, und folgen dann ihrem Herrn, wie die treuesten Hunde. Offenbar sind sie, diese fertigen Springer, im ausgewachsenen Zustande schwer zu fesseln; nur eine Mauer von mindestens funfzehn Fuß Höhe kann sie von der Flucht ins hohe Gebirge abhalten.

Von den übrigen Antilopenarten, deren wir noch gegen funfzig kennen, sind am wichtigsten:

a) die Gazelle, A. Cervicapra. Sie ist kleiner, als ein Reh, überaus schlank und niedlich gebaut, und wird von den Arabern, in deren Lande sie eben so, wie in Syrien und dem nördlichen Afrika, in großen Heerden vorkommt, als ein Bild der Sanftheit und des guten Anstandes gepriesen. Schöne Augen nennt man daselbst Gazellenaugen. Gewohnt, sich immer leicht und zierlich zu bewegen, machen sie auch überall da, wo sie sich sehen lassen, einen höchst angenehmen Eindruck und ergötzen sogar in der Gefangenschaft Jeden durch ihre regelmäßigen Sprünge. Nähert sich einer Heerde Gazellen ein Mensch, so schließen sie sich anfangs dicht zusammen, zeigen nach allen Seiten hin ihre schwarzen, vor- und rückwärts gebogenen Hörner, ergreifen aber doch zuletzt schleunigst die Flucht. Von den reichen Syrern werden sie mit Falken, von den Arabern mit Hunden und der Unze gejagt. Wie das letztere Thier sie durch Beschleichen zu erhaschen sucht, so der abgerichtete Falk, indem er sich auf ihren Hals setzt und ihnen vermittels seiner scharfen Klauen die Schlagadern aufreißt. Das Fleisch der Gazellen ist im Winter mager, im Sommer hingegen fett und stets von einem guten Geschmakke.

b) das Gnu, A. Gnu Gmel. Es hat die Größe eines Esels und erscheint als eine wahre Zwittergestalt. Wie es sich dem Pferde durch seine starke, aufgerichtete Halsmähne, das zugerundete Hintertheil, die fleischigen Schultern und auch durch den mit einer Quaste von langen, weißen Haaren besetzten Schwanz bedeutend nähert, so dem Rinde durch seinen ochsenartigen, mit einer breiten Schnauze begabten Kopf und durch die rundlichen, nahe bei einander entspringenden Hörner. Diese sonderbar gestalteten Thiere halten sich in Heerden zusammen und bewohnen die Südspitze von Afrika. Sie sind außerordentlich wild und unbändig, entfliehen im schnellsten Galopp, machen, um sich nach ihren

Verfolgern umzusehen, in einiger Entfernung Halt, bükken gegen Jedermann ihren Kopf, fallen wol auch auf die Kniee und rutschen vermittels ihrer Hörner auf dem Boden dahin. Alle Versuche, sie zu zähmen, sind bis jetzt fruchtlos geblieben. Werden sie von einem Hottentotten der ihnen gewöhnlich an einem verborgenen Orte mit vergifteten Pfeilen auflauert, verwundet; so gehen sie entweder auf ihn los, oder stürzen sich, um ihren Qualen ein Ende zu machen, ins Wasser. Das Gnu heißt mit Recht das Sinnbild unbegrenzter Freiheit.

c) der Springbock, A. Euchore, ein Thier, das in ungeheuern Heerden am Vorgebirge der guten Hoffnung, besonders aber in der Nähe der Fischflüsse, lebt, eben so schlank, wie die Gazelle, der es auch so ziemlich an Größe gleicht, gebaut ist, und welches, wann es seine vier bis sechs Fuß hohen Hopse oder Sprünge macht, vermittels einer eigenen Hautfalte, die sich erweitern kann, das sonst braun gefärbte Kreuz augenblicklich in ein schönes, weißes verändert. Mehrjährige Dürre nöthigt die Springbökke nicht selten zu Wanderungen nach andern Gegenden hin. Bei diesen ihren Zügen versammeln sie sich zuweilen zu Hunderttausenden, fressen in dem Lande der Kaffern Alles so weg, daß auch kein Grashalm stehen bleibt, und verwehren Jedermann, weil von ihrer Furchtsamkeit jetzt auch nicht die geringste Spur vorhanden ist, den Durchgang. Sehr natürlich sind, wann sie endlich das Kap erreicht haben, die ersten fett, die mittlern mager, die hintern abgezehrt. Ihres sehr schmackhaften Fleisches wegen werden sie häufig gejagt.

62. Der Steinbock. Capra Ibex.

Der Steinbock wird gegen fünftehalb Fuß lang, drittehalb Fuß hoch und zwei Zentner schwer, ist daher viel größer, als die launische, muthwillige Hausziege, und hat, wie fast alle Thiere seiner Sippe, einen vertieften Nasenrükken, einen Bart am Unterkinn, der jedoch den Bewohnern unseres Erdtheils fehlt, und mondförmig gegen den Rükken hin gebogene, wie auch mit erhabenen Knoten versehene Hörner. Letztere erreichen bei ihm eine Länge von zwei bis drei Fuß und ein Gewicht von zwölf bis zwanzig Pfund. Sein Fell ist oben braungrau, unten schmutzigweiß und auf dem Rükken mit einem schwarzen Streifen gezeichnet. Schade, daß man dieses Thier, welches die unzugänglichen Klippen und Felsenspitzen der höchsten Alpen bewohnt, an vielen Ortern, namentlich in Italien, Frankreich und in der Schweiz, fast gänzlich ausgerottet hat; am häufigsten findet es sich noch auf den Schneegebirgen Savoyens, wo es von der Wuth der Jäger und den räuberischen Geiern mehr verschont geblieben ist. In Gesellschaften von acht bis zwölf Stück weidet es daselbst, nachdem es die nöthigen Wachen ausgestellt hat, die gewürzhaften Alpenkräuter ab, welche es sich im Winter, vorausgesetzt, daß es sich nicht mit Baumflechten und den Schößlingen der Birke und der Alpenweide begnügen lassen will, erst mühsam unter dem Schnee hervorsuchen muß; es springt ferner mit großer Leichtigkeit von Felsen zu Felsen, und stürzt sich wol auch, wenn es allzu sehr in die Enge getrieben wird, mit vorgehaltenen Hörnern in die tiefsten Schluchten hinab. Steinbökke zu erlegen, ist daher nicht minder, als die Jagd der Gemsen, ein kühnes, beschwerliches, höchst gefahrvolles Geschäft. Junge Steinbökke lassen sich zähmen, legen allmälig ihre Schüchternheit ab und befriedigen ihre Neigung zum Klettern durch Erklimmen von Mauern und Dächern.

Das Fleisch der Steinböcke schmeckt wie Hammelfleisch; das Fell derselben gleicht dem Bocksfell und hat noch immer einen hohen Werth; die Hörner kommen in die Hände der Drechsler, von denen sie zu mancherlei Dingen verarbeitet werden.

Wir schließen hier an:

a) die Hausziege, C. Hirca, welche, wie fast jedes andere Thier, das der Mensch gezähmt hat, in zahlreichen Spielarten vorkommt, und die in gebirgigen Gegenden, wo sie wakker umherklettern kann, am besten gedeiht. Unbeständigkeit, muthwillige Tükke und lebhafte Äußerung ihrer Leidenschaften sind die hervorstechenden Züge ihres Charakters. Auf den Alpen des mittlern Europa's, wo sie heerdenweis' lebt und während des Sommes sich ganz allein überlassen bleibt, zeigt sie sich in einem so hohen Grade zutraulich, daß sie jeden Wanderer meckernd begrüßt, sich in seine Nähe begiebt und ihn oft stundenweit bis zu den Gletschern begleitet. In den südlichen Gegenden vertritt sie die Stelle der Kuh. Zwar ist ihre Milch weniger schmackhaft, dabei aber außerordentlich gesund und in so mancher Krankheit eine heilsame Arznei. Die Haare werden zu Zeugen, die Felle zu Leder benutzt.

b) die Kaschmirziege, eine Varietät der Hausziege. Abgesehen von dem schönen Ebenmaße ihres Körpers, der Zierlichkeit ihrer Bewegungen und dem Mangel des unangenehmen Bocksgeruchs, erkennen wir sie noch an ihren glatten, spiralförmig gewundenen Hörnern, wie auch an ihrem langen, durch eine überraschende Feinheit ausgezeichneten Haare. Letzteres ist glänzend, seidenartig, nicht gelockt, und liefert, falls es vom Halse bis zum Bauche hin stand, den Stoff zu den kostbaren indischen Shawls, von denen gar mancher mit mehrern Hundert Thalern bezahlt wird. Die Stadt Kaschmir verfertigt jährlich gegen achtzig Tausend Stück. Der Versuch, das herrliche Thier in Europa einheimisch zu machen, scheint gelingen zu wollen; denn diejenigen Kaschmirziegen, welche vor einigen Jahren in Frankreich eingeführt worden sind, gedeihen dort gut, und haben sich auch bereits so stark vermehrt, daß man schon jetzt kleine Heerden derselben in die Alpen und Pyrenäen versetzen kann.

c) die angorische Ziege. Auch sie ist eine Spielart unserer Hausziege. Um mit eigenen Augen zu sehen, wie sie lebt, welche Größe, Gestalt und Farbe sie hat, wie namentlich ihr weißes, seidenartiges Haar in langen Lokken über den Körper herabwallt, dürfen wir die Mühe nicht scheuen, die Distrikte der beiden Städte Angora und Baibazar, wo sie in Menge gezogen wird, zu besuchen. Merket! nur sie giebt uns in ihren Haaren den Stoff zu dem bekannten Kämel- oder Kameelgarn.

63. Das kretische Schaf. Ovis strepsiceros.

Das Schaf bildet die dritte Sippe der hörnertragenden Wiederkäuer. Die Unterschiede zwischen ihm und der Ziege sind folgende:

Ziege.	Schaf.
Nasenrükken concav oder vertieft;	Nasenrükken convex oder erhaben;
Hörner aufwärts stehend und rückwärts gekrümmt;	Hörner rückwärts stehend und spiralförmig nach vorn gebogen;
Stammhaare herabhangend, seidenartig;	Stammhaare vorherrschend wollig;
Kinn meist mit einem Barte.	Kinn stets ohne Bart.

Unter der Menge Spielarten, welche wir bereits von ihm kennen gelernt haben, zeichnen wir uns:

a) das kretische oder hochhörnige Schaf, also dasjenige, von dem euch unsere Wandtafel eine Abbildung zeigt. Es trägt, wie wir sehen, gerade, aufrechte, wenigstens nach oben hin schraubenförmig gedrehte Hörner, lebt, was uns schon sein erster Beiname verräth, besonders auf Kreta, und ist jedenfalls, ungeachtet es noch immer Viele für eine selbstständige Art halten, blos eine Varietät unseres gemeinen Schafes. Seine grobe Wolle wird selten gesucht.

b) das spanische Schaf, welches wieder entweder zu den Churros, oder zu den Merinos gehört. Letztere haben kurze Beine (die Churros sind hochbeinig), einen breiten Kopf mit gebogener Nase, schwere, nach der Seite gewundene Hörner, und, was sie uns besonders lieb und werth macht, ein dichtes, weiches, elastisches, wellenförmig aussehendes Wollenkleid. Fast allein von ihnen stammen die edlen Schafe aller europäischen Länder ab. Erst im Jahr 1765 gelang es, einige Stähre dieser kostbaren Rasse nach Sachsen zu schaffen, und durch sie die Schafe zu Stolpen so zu veredeln, daß deren Wolle die Wolle der spanischen Merinos in wenigen Jahren an Feinheit noch übertraf. Die Spanier sind darin, daß sie ihren Schafen erlauben, nach andern Gegenden zu wandern, ungleich billiger, als die Engländer, welche, wenigstens früher, es ihren Widdern, deren einer zuweilen mit drei Hundert Thalern bezahlt wird, bei hoher Strafe verboten haben, Reisen ins Ausland zu machen. Die Veredelung geht übrigens nicht mit einem Male vor sich; erst bei der vierten oder fünften Nachkommenschaft hat der Ökonom die Freude, Lämmer zu sehen, bei denen selbst der Schwanz mit feiner Wolle bedeckt ist.

c) das fettsteißige Schaf. Es erreicht die Größe eines Esels, trägt halbmondförmige, einer Krone nicht unähnliche Hörner, wird in der Tartarei zu Hunderttausenden ausgeführt, und hat das Eigene, daß seine nackten, ganz aus Talg bestehenden Hinterkeulen wie zwei Halbkugeln unter dem kurzen Schwanze hervorgukken. Bei magerer Kost verschwinden jedoch diese vierzig bis funfzig Pfund schweren Fetthöcker wieder. Die Stimme des fettsteißigen Schafes gleicht dem Blöken eines Kalbes.

d) das fettschwänzige Schaf, welches sich wieder in das breit- und das langschwänzige theilt, und nicht blos seines Schwanzes wegen, der leicht gegen funfzig Pfund Fett liefern kann, merkwürdig ist, sondern auch seiner äußerst feinen Wolle halben, die in Kaschmir, wohin man sie besonders von Tibet aus schafft, zu Shwalen verarbeitet wird, deren einer selbst an Ort und Stelle ein Tausend bis funfzehn Hundert Thaler kostet. Gehört das in Rede stehende Schaf der Untergruppe der Langschwänze an; so sieht man sich wirklich genöthigt, den Schwanz, damit er sich nicht an der rauhen Erde verletze, auf ein Wägelchen zu legen.

e) das kurzschwänzige Schaf. Das nördliche Europa und Asien sind seine Heimath. Die grobe Wolle, welche den kleinen, kurz geschwänzten Körper bedeckt, wird nicht abgeschoren, sondern fällt Ende Mai, wann sich nämlich schon wieder ein neuer Pelz aus kurzen Härchen gebildet hat, von selbst ab. Ein solches Schaf ist unter andern das isländische. Die Erscheinung, daß sich bei dieser Spielart, welche während des Winters ihre Wohnung im Freien suchen muß und nicht selten ganz und gar eingeschneit wird, drei, ja selbst vier bis acht sehr unordentlich gebogene Hörner entwikkeln, fällt um so mehr auf, als sie

sich fast bei keinem Schafe wärmerer Gegenden wieder findet. Mit Rücksicht auf sie heißt es auch das vielhörnige Schaf.

f) das eigentliche deutsche Schaf, von dem wir wol Alle recht gut wissen, daß es kurzbeinig, selten bewaffnet und mit langer, ziemlich feiner, etwas schlaffer Wolle bedeckt ist. Ganz unvermischt treffen wir es von Jahr zu Jahr immer weniger an. Sehr abweichend von ihm erscheint das Heideschaf oder die Heideschnukke, das so manche dürftige Stelle des mittlern Europa's, namentlich aber die Lüneburger Heide, bewohnt. Es ist klein, hat Hörner, kurze, schwarze Beine, einen eben so gefärbten Kopf, sehr grobe, wenig brauchbare Wolle, und verdient kaum, neben den andern Spielarten aufgeführt zu werden.

Das Schaf ist scheu, schwächlich und dumm, aber auch sanft, folgsam, geduldig und unstreitig eines der nützlichsten Hausthiere. Nur sehr gut gefütterte Widder (so heißen die männlichen Schafe) werden, namentlich Kindern, durch ihr Stoßen gefährlich. Wo der Mensch auch leben möge, ob in warmen oder kalten Gegenden; überall leistet ihm das Schaf Gesellschaft und bietet ihm seine kostbaren Produkte dar. Für den Stammvater desselben erklären die berühmtesten Naturforschen den Muflon, O. Musimon, ein Thier, das so groß ist, wie eine kleine Hirschkuh, gegen zwei bis drei Hundert Pfund wiegt, mondförmig rück- und vorwärts gebogene Hörner hat, heerdenweis' auf den Gebirgen Korsika's und Sardiniens lebt (ehemals fand es sich auch in Spanien und Griechenland) und daselbst mit großer Geschicklichkeit von Klippe zu Klippe springt; andere wenden diese Ehre dem sibirischen Argali, Capra Ammon, zu, dessen äußerst schnelles, scheues, wildes Wesen aber wenig, ja gar nicht zu den Eigenschaften des Schafes paßt.

Das Drehen oder Segeln, eine der unzähligen Krankheiten, denen das gutmüthige Thier ausgesetzt ist, entsteht durch Wurmblasen, welche sich in den Hirnhöhlen, besonders aber in einer Seitenhöhle, erzeugen. Sitzt eine solche Blase in der vierten Hirnhöhle, so veranlaßt sie ein beständiges Indiehöhespringen. Trokkene, sonnige, an Hügeln sich hinziehende Weiden, ferner freie Luft und frisches Wasser befördern gar sehr das Gedeihen der Wollentheerden. Ein Schäfer, der seine ihm anvertrauten Thiere immer gesund erhalten will, hat auf Vieles zu achten; denn oft geht ihm eine ganze Heerde verloren, ohne daß er die Ursache zu diesem Unglück auch nur ahnt. Bei einem Sturme oder starken Gewitter z. B. drängen sich die Schafe, wie bekannt, schüchtern zusammen; vergebens bemüht er sich, sie von der Stelle zu bringen; trifft sie nun, was so leicht kommen kann, der Blitz, so werden offenbar viele derselben getödtet. Eben so übel steht es mit ihnen zur Zeit einer Feuersnoth. Wer wüßte z. B. nicht, daß sie, anstatt zu fliehen, geradezu in den brennenden Stall zurückkehren? So sehen wir denn überall die sprechendsten Beweise ihrer unbegrenzten Furchtsamkeit. Sie sind aber auch dankbar für die Pflege, die ihnen der Mensch angedeihen läßt. Nicht gesonnen, die mannigfaltigen Vortheile, welche sie uns gewähren, hier aufzuzählen, fordere ich euch blos auf, mir den Theil ihres Leibes zu nennen (denket dabei nicht allein an Wolle und Fleisch, sondern auch an das Fell, die Knochen, den Talg, die Gedärme, den Mist u. s. w.!), der keiner Anwendung fähig ist! —

64. Der Auerochs. Bos Urus.

Der Auerochs führt uns endlich zur vierten Sippe der hörnertragenden Wiederkäuer, nämlich zum Rinde, hin. Ein starker, gedrungener

Körperbau, eine Wamme an dem Halse und der Brust, eine breite, unbehaarte Nasenkuppe, ganz besonders aber glatte, runde oder kantige, halbmondförmig gebogene Hörner, die auch dem Weibchen nicht fehlen, macht sie uns kennbar. Wenigstens einige der Rinderarten gehören unstreitig den nützlichsten Hausthieren an.

Gelegenheit, bei der Jagd Muth und Kühnheit zu zeigen, bot den altdeutschen Helden vornehmlich auch der Auerochs dar; denn dieses kraftvolle Thier, das, weil es eine Länge von zehn und eine Höhe von sechs Fuß erreicht, nach dem Nashorn und Elephanten das größte Landthier ist, war noch lange Zeit nach Christi Geburt ein Bewohner des hercynischen Waldes. Jetzt lebt er nur noch in geringer Zahl in den sumpfigen Wäldern von Litthauen und Kaukasien. Herrlich ist derselbe am Vorderleibe mit krausen, dunkelbraunen, gegen einen Fuß langen Haaren geschmückt, welche an dem Kinn einen Bart und an der Wamme eine herabhangende Mähne bilden. Auf dem Rükken findet sich ein Buckel. Der unverhältnißmäßig große Kopf hat eine breite, gewölbte Stirn und lebhafte, trotzig und boshaft umherschauende Augen. Im belowejer Walde, der wol neun bis zehn Meilen im Durchmesser besitzt und von zahlreichen Sümpfen durchschnitten wird, nähren sich die Auerochsen, deren sich übrigens auch hier nur noch ungefähr fünf Hundert Stück vorfinden, vom Ruchgrase, weiden während des Sommers in den Niederungen, ziehen sich bei Beginn des Winters in die ihnen bekannten Heuschläge zurück, und verbergen sich das ganze Jahr hindurch dergestalt, daß man selbst in den benachbarten Städten kaum einige Nachrichten über ihren Aufenthaltsort erfahren kann. Letzteres hätten sie um so weniger nothwendig, als es bei schwerer Strafe verboten ist, sie zu schießen. So stark und unbändig, so wild und grimmig sie auch aussehen; so thun sie doch, wofern sie nur nicht gereizt werden, keinem Menschen etwas zu Leide; auch kann man ihnen ziemlich nahe kommen ehe sie die Flucht ergreifen. Die Leichtigkeit, mit welcher sie bei der bedeutenden Schwere ihres Körpers, ohne einzusinken, über die Sümpfe hinweglaufen, erregt Bewunderung. Von Bären und Wölfen überwältigt zu werden, wiederfährt nur alten Thieren, die aus Schwäche der Heerde nicht mehr folgen können; junge, kraftvolle Auerochsen bilden, wenngleich blos wenige bei einander sind, sofort, da sie Gefahr bemerken, einen Kreis und vertheidigen sich vermittels ihrer zwar kurzen, an der Wurzel aber fast einen Fuß dikken Hörner höchst muthvoll gegen ihre Verfolger.

Obgleich sich zwischen dem Auerochsen und unserm zahmen Rinde, besonders mit Rücksicht auf den Kopf, so manche Ähnlichkeit findet, so darf ersterer doch nicht für die Urform des letztern angesehen werden; denn schon die verschiedene Anzahl der Rippenpaare (der Auerochs hat vierzehn, das zahme Rind hingegen nur dreizehn) weist jene Annahme als entschieden unrichtig zurück.

65. Der Büffel. Bos Bubalus.

Den Büffel oder Meerochsen erkennen wir namentlich an den Hörnern und der Haut: erstere sind flach, scharfrandig, unten aus-, oben einwärts gekrümmt und zuweilen nicht weniger, als fünf bis sechs Fuß lang und zwanzig Pfund schwer; letztere wiegt wol einen Zentner, ist schwarzbraun oder rein schwarz und nur sparsam mit rauhen, borstigen Haaren bekleidet. Von dem zahmen Rinde unterscheidet sich der Büffel durch seine gewölbtere Stirn, den mehr dikken Kopf und durch seine

flachere, breitere Schnauze. Die heißen Gegenden Ost-Indiens, wo er entweder wild in feuchten Wäldern lebt, oder als nützliches Hausthier gezogen wird, sind seine ursprüngliche Heimath. In Italien, wohin ihn die Longobarden am Ende des sechsten Jahrhunderts gebracht haben, findet er sich gezähmt auf den pontinischen Sümpfen, nimmt mit dem schlechtesten Futter vorlieb, folgt seinem Hirten oder Führer, und zieht ohne sonderliche Anstrengung eine Last, die zwei Pferde kaum fortbewegen würden. Er erreicht aber auch selbst dort noch eine Höhe von fünf und eine Länge von acht Fuß und darüber. Zu lenken und zu bändigen versteht ihn allein der eiserne Ring, welchen man ihm durch die Scheidewand der Nase zieht und der mit einem Strick in Verbindung gesetzt wird. Weil er, namentlich beim Anblick der rothen Farbe, leicht in Wuth geräth; so bleibt er ungeachtet Dessen noch immer ein gefährliches Thier, das nicht allein Reisende verfolgt und angreift, sondern wol auch seinem eigenen Führer das Leben raubt. Hunger und Durst zu ertragen, ist seine Sache nicht; er läuft daher gar oft, selbst wenn er den Pflug zieht, nach seiner Krippe, oder irgend einem Gewässer, und läßt sich davon durch nichts abhalten. So wild und grimmig er sich einerseits zeigt, so schmutzig und unreinlich andererseits. Wenngleich der Koth im Sommer seine Haut fingersdick bedeckt (er versenkt sich nämlich zuweilen, um sich abzukühlen, in die Sümpfe); so fühlt er sich doch noch immer so wohl, daß er sich nur ungern striegeln, oder auf eine andere Weise reinigen läßt. Man hält ihn übrigens meist der Milchbenutzung wegen. Die Büffelmilch hat zwar einen geringen Bisamgeruch, ist aber sehr schmackhaft, giebt eine gute Butter und läßt sich auch in einen beliebten Käse umschaffen; das Büffelfleisch hingegen ist hart und wird in Italien nur von den armen Leuten gegessen. Das Leder, welches die Gerber aus der dikken Haut bereiten, taugt, weil es leicht Wasser zieht, zu Schuhen wenig.

Von denjenigen hörnertragenden Wiederkäuern, welche keine Stelle auf unserer Wandtafel erhalten haben, darf ich unmöglich übergehen:

a) das zahme Rind, B. Taurus, welches, abgesehen von dem Pferde und dem Schafe, mit Recht das nützlichste Hausthier genannt wird. Achtet nur bei ihm zuvörderst auf die flache oder vertiefte, mehr lange, als breite Stirn und auf die runden, fast kegelförmigen, nach außen gebogenen und an der Stirnkante entspringenden Hörner! Allein dadurch wird es uns klar, daß es weder von dem Auerochsen, noch von dem Zebu, welcher über der Schulter einen Fetthökker trägt und verschiedene Länder Asiens und Afrika's bewohnt, abstammen kann. Es sei daher lieber eine selbstständige Art.

Neuere Ökonomen verwenden die größeste Sorgfalt auf die Zucht des Rindes, ziehen dem Austreiben die Stallfütterung vor und fordern von einer guten Milchkuh feine Knochen, einen breiten Bauch, ein großes Euter und einen dünnen Schwanz. Klee, klein geschnitten und mit Heu oder Häcksel vermischt; ferner Kohl, Rüben, Luzerne, Kartoffeln und Gras, ihr in mäßigen Gaben täglich fünf bis sechs Mal gereicht, thun vortreffliche Dienste und bringen es wol dahin, daß man von einer Kuh täglich zwölf bis funfzehn Kannen Milch erhält. Nirgends ist die Kultur des Rindviehes so hoch gestiegen, als in Holland und der Schweiz. Wie hell und trokken sind aber auch dort die Ställe, wie frei von allen Insekten, wie trefflich mit den so nöthigen Licht- und Zuglöchern versehen! Um zu erfahren, wie weit die Ökonomen Deutschlands es bereits gebracht haben, dürfen wir nur die Berichte lesen, welche sie nach irgend einer Thierschau dem Publikum zur nähern Kenntnißnahme vorlegen. Auch

sie verkauften schon so manchen Mastochsen, der acht bis neun Fuß lang und sechzehn bis zwanzig Zentner schwer war.

Die schlimmsten Krankheiten, an denen unsere Kühe und Ochsen zuweilen heimgesucht werden, sind die Rinderpest, der Milzbrand und die Lungenseuche. Ganz besonders gefährlich ist der Milzbrand; denn er vernichtet oft ganze Heerden, und bringt selbst Menschen, die mit einem solchen Stück Vieh in Berührung kommen, einen jammervollen Tod.

b) den amerikanischen Bison, B. americanus Gmel., welcher sich die weiten Landstriche, die der Missisippi mit seinen Nebenflüssen durchströmt, zu seinen Lagerstätten erwählt hat. Ein schwächeres Hintertheil, kürzere Beine und ein dünner, selbst mit seiner Quaste kaum bis zur Mitte hinabreichender Schwanz unterscheiden ihn am besten von dem Auerochsen, mit dem er allerdings in vielen Stükken übereinstimmt. Recht auffallend erscheint die freie, krause, elastische Wolle an dem Kopfe, den Schultern und den vordern Theilen der Brust. Vorausgesetzt, daß er seine vollkommne Größe erreicht hat, mißt der Bison gegen zehn Fuß in die Länge und wiegt sechzehn Hundert bis zwei Tausend Pfund. So mag es denn offenbar nicht uninteressant sein, mit ansehen zu können, wann eine Heerde von zehn Tausend Stück und darüber am Morgen oder Abende auf die Weide zieht, oder während der Mittagshitze ihre grunzende Stimme in irgend einem Sumpfe ertönen läßt. Wehe übrigens dem Jäger, der einen Bison nur leicht verwundet! in voller Wuth stürzt derselbe auf ihn los, und macht ihn, findet er nicht noch zu rechter Zeit einen Zufluchtsort, fast einer Gallerte gleich. Die Amerikaner verarbeiten sein Fell zu Leder und bereiten sich aus seinem Fleische ein sehr schmackhaftes Gericht.

Achte Ordnung.

Vielhufer. Dickhäuter.

Die Vorder- und die Eckzähne, von denen letztere zuweilen ganz fehlen, sind an Zahl und Gestalt sehr verschieden; die blätterigen Backenzähne haben breite, höckerige Kauflächen; die drei, vier oder fünf Zehen an jedem Fuße sind mit Hufen versehen, welche, wenn ihre Zahl über drei hinausgeht, nicht immer alle auftreten; sämmtliche hieher gehörige Thiere zeichnen sich durch eine dikke, schwielig gewordene, fast kahle, oder mit Borsten besetzte Haut aus.

66. Das Schwein. Sus Scropha.

a. Das wilde Schwein.

Mit dem ritterlichen Volke der wilden Schweine ist vielleicht kein Land gesegneter, als Deutschland. Hier, wie auch anderwärts, haust es in Waldern und dichten Gebüschen, lebt heerdenweis' zu zwanzig bis vierzig Stück bei einander, frißt Eicheln, Buchekern, allerlei Wurzeln,

selbst Vögel, Eidechsen u. s. w. und vertheidigt sich gemeinschaftlich gegen seine Feinde. Das männliche Schwein, der Eber oder Keuler genannt, erhält durch die beiden scharfen, gebogenen Eckzähne in jeder Kinnlade, welche mit dem Alter an Größe zunehmen, oft über zwei Zoll hervorragen und den Rüssel oder das Gebrech fletschend aufsperren, nicht nur eine fürchterliche Gestalt, sondern es haut auch mit ihnen nach oben und den Seiten grimmig um sich und bringt so nicht selten Menschen und Hunde in große Lebensgefahr. Die Bache oder das weibliche Schwein hat kürzere Waffen, eigentlich blos Haken, und verwundet nach oben hin. Gerade dadurch aber wird sie einem Jäger, der sich auf die Erde wirft, gefährlicher, als der Eber, besonders wenn dieser das achte Jahr erreicht und seine mächtigen Hauer (so heißen vorzugsweise die untern Eckzähne; die obern werden das Gewehr oder Gewerft genannt) sich sehr den Augen zugekrümmt haben. Einen Eber erkennt der Jäger schon von Weitem an dem unter seinem Leibe befindlichen Haarbüschel. Die Borsten, welche in der Jägersprache unter dem Namen Federn vorkommen, haben feine Wolle zwischen sich, sind meistens dunkel-schwarzgrau, und kleben, weil sie oft am Tannenharze gerieben werden, so fest zusammen, daß sie kaum eine Kugel durchlassen. Ein ausgewachsenes wildes Schwein ist gegen fünf Fuß lang, drei Fuß hoch und zwei bis drei Zentner schwer.

Die Bache wirft sechs bis zwölf anfangs roth gefleckte, mit falben und schwarzen Streifen gezeichnete Junge, und zwar in einem Lager, das sie kesselartig aufgewühlt, und mit Laub, Moos und Reisern, welche Materialien sie vermittels ihrer Schnauze zusammenträgt, ausgefüttert hat. Schon nach acht Tagen verlassen die Frischlinge (so heißen bei den Jägern die Jungen) zuweilen auf kurze Zeit ihr Lager, werden aber ungeachtet Dessen erst in einem Alter von zwei Monaten zur Gesellschaft geführt. Sorgfältig achten sie bei ihren Ausgängen auf das Warnungszeichen der Mutter: grunzt nämlich dieselbe, so verbergen sie sich augenblicklich in einem Gebüsch, und kommen gewiß nicht eher wieder hervor, bis das Grunzen völlig aufgehört hat. Im Nothfall vertheidigt sie die alte Bache aufs fürchterlichste. Die Finne, dieser häßliche, erbsengroße, in einer Blase eingeschlossene Wurm, ist dem wilden Schweine fremd; so brauchen wir denn bei ihm auch nicht erst zu untersuchen, ob auf der Unterfläche der Zunge kleine Knoten, welche gewöhnlich mit der Finne zu gleicher Zeit erscheinen, sich angesetzt haben, oder nicht. Auf einigen großen Inseln Süd-Asiens leben die wilden Schweine in so vertrauter Gesellschaft mit den Affen, daß diese auf ihnen, wie die Menschen auf Pferden, Spazierritte machen. In Amerika wieder sind sie das Schrekken der Klapperschlangen; denn sie wissen sie so zu packen, daß die fürchterlichen Thiere gar nicht erst zum Bisse gelangen, und verzehren sie auch nachher, ohne daß ihnen das Gift nur im mindesten schadet. Ein Schwein ist daher in allen an Klapperschlangen reichen Gegenden der beste Reisegefährte. Sein Alter bringt es auf zwanzig bis dreißig Jahr.

Das Fleisch des wilden Schweins ist, besonders wenn es von Frischlingen kommt, sehr schmackhaft, und das Fell desselben dient zu Fußdekken und Kofferbeschlägen.

b. Das zahme Schwein.

Wer je ein zahmes und ein wildes Schwein bei einander gesehen hat, wird wissen, daß bei diesem der Kopf länger, der Rüssel stärker und jedes der beiden Ohren mehr aufrecht stehend ist, als bei jenem, und daß

sie auch in der Größe und Krümmung der vier Eckzähne verschieden sind. Das zahme Schwein lebt fast in allen Ländern der Erde, bildet unzählige Spielarten, verzehrt Alles, was ihm vorkommt, nützt uns hauptsächlich durch sein Fleisch, kann funfzehn Jahr alt werden, und erreicht zuweilen, vorausgesetzt, daß man es auf die beste Weise gemästet hat, ein Gewicht von acht bis neun Hundert Pfund.

Obgleich der Römer Plinius sagt, daß das Schwein ein über alle Maßen dummes Vieh sei, und daß seine Seele, wie er sich spaßhafter Weise ausdrückt, nur dazu diene, das Fleisch vor Fäulniß zu bewahren; so fehlt es uns doch nicht an Beispielen, daß es sich abrichten läßt und allerlei Kunststückchen erlernt. Als Ludwig der Elfte z. B. durch kein Mittel mehr heiter zu stimmen war, übte ein Mann eine Menge Ferkel ein, in zierlicher Kleidung mit Hut und Degen nach den Tönen eines Dudelsacks zu tanzen, auf jedes Kommandowort zu hören und dem mißmuthigen Könige ganz artige Komplimente zu machen. Noch schlauer zeigte sich zu derselben Zeit ein Organist. Dieser kam nämlich, nachdem er die sonderbaren Töne jener einercirten Thiere gehört und ihre Tanzkunst bewundert hatte, auf den sonderbaren Einfall, die grunzende Stimme von Orgelpfeifen nachahmen zu lassen. Und sehet, auch dieses Kunststückchen gelang. Die Pfeifen entzückten, weil sie das Grunzen der Schweine so natürlich darstellten, den König Ludwig so, daß er von seinem Sitze aufsprang und dem Organisten einen starken Gnadensold anwies. Selbst die Kunst des Lesens hat man bereits dem Schweine beizubringen gesucht. Denket euch zwei Alphabete großer Buchstaben auf den Boden gelegt! Zuvörderst wird nun Einer aus der Gesellschaft gebeten, das Wort, dessen Lautzeichen das Schwein neben einander legen soll, zu sagen. Hierauf wiederholt es der Herr dem scheinbar verständigen Thiere. Kaum ist Letzteres erfolgt, so geht es auch schon hin, die nöthigen Buchstaben vermittels der Zähne aufzuheben. Gewisse Winke seines Gebieters thun hier offenbar das Meiste. Wovon und wodurch weiß der Mensch nicht Nutzen zu ziehen! —

67. Der amerikanische Tapir. Tapirus americanus.

Der amerikanische Tapir ist ungefähr so groß, wie eine kleine Kuh, ähnelt gar sehr dem Schweine und nähert sich auch mit Rücksicht auf die Beschaffenheit seines Rüssels dem Elephanten. Wie dieser, bringt er vermittels desselben seine Speise zum Munde, erfaßt er die verschiedensten Dinge und untersucht wol auch der Leute Taschen. Die Haut ist dikker, als bei einem Stier, und mit kurzen, glatten, dunkelbraunen Haaren dicht bedeckt. Zwischen den Schultern erhebt sich eine Art von Kamm, der sich über den Nakken und Kopf fortzieht, sich erst zwischen den Augen endigt und seiner ganzen Länge nach eine Mähne von steifen Borsten darstellt. Die Weibchen sind heller gefärbt, auch etwas größer, als die Männchen.

Der Tapir bewohnt die dichten Wälder Süd-Amerika's, besonders Paraguay's, liebt jeden Ort, der ihn vor seinen Feinden verbirgt, schläft während der Tagesstunden, und kommt blos bei Nacht, um zu weiden, oder Wassermelonen zu stehlen, aus seinem Versteck hervor. Er ist übrigens nicht häufig und lebt gewöhnlich einzeln. Seinen Weg bahnt er sich durch das dichteste Gebüsch, schwimmt mit Leichtigkeit über See-en und Flüsse, und entgeht so nicht selten seinen Verfolgern, die er zeitig genug durch das scharfe Gesicht und seine Gehör wahrnimmt. An Gefräßigkeit übertrifft er noch das Schwein. Gezähmt, genießt er Alles,

was man ihm vorwirft: frisches und gekochtes Fleisch, Gemüse aller Art, Lappen von Seide, Leinwand und Wollenzeugen, ja sogar eine salpeterartige Erde; noch im wilden Zustande lebend, frißt er Früchte, Kräuter, das Zukkerrohr und besonders die Wassermelonen. Ungeachtet er schon in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft so kirr wird, daß sein Pfleger ihn kratzen, streicheln und allenthalben frei umherlaufen lassen kann; so gehorcht er doch Niemand, zeigt Keinem Anhänglichkeit, und muß mit Gewalt, wenn ihn sein Herr von einem Orte entfernen will, weggeschleppt werden. Als Hausthier ist er überhaupt mehr lästig, als nützlich. Die Jäger schießen ihn auf dem Anstande, verfolgen ihn mit Hunden, und holen ihn wol auch zuweilen, wenn sie ihn anders am frühen Morgen überraschen können, mit Pferden ein. Sein Fleisch wird von den freien Indianern gegessen, und seine Haut von ihnen zu Schilden benutzt.

68. Der Elephant. Elaphus.

Die Elephanten sind die Riesen der Landthiere und leben heerdenweis' in der heißen Zone Asiens und Afrika's. Ihr Körper ist plump, ein Dutzend Schuhe hoch, mindestens eben so lang und mit einer schwarzgrauen, runzeligen, wol einen Zoll dikken Haut, auf welcher nur hin und wieder einzele borstenartige Haare zum Vorschein kommen, bekleidet; ihre Beine sind hoch und dik, und sehen, weil der sehr kurze Fuß seiner mittels Haut und Fleisch in einen Strunk verwachsenen Zehen wegen mit der ganzen Sohle auftritt, abgestumpften Säulen ähnlich; der Schwanz ist mäßig lang und trägt am Ende einen borstigen Haarbüschel; aus dem Oberkiefer endlich ragen zwei mächtige, armsdikke, drei bis sechs Fuß lange, etwas nach vorn gebogene Stoßzähne hervor, die wol gegen einen Zentner schwer sind und uns mit dem berühmten, zu allerlei Bildhauer- und andern Kunstarbeiten dienenden Elfenbein beschenken. Das beste Elfenbein kommt aus Afrika. Am Vorgebirge der guten Hoffnung verkauft man das Pfund ungefähr zu einem Thaler; es ist mithin schon der Mühe werth, für ein Thier, dessen Hauer allein zwei Hundert Thaler einbringen können, etwas zu wagen. In Indien kostet ein Elephant drei bis sechs Tausend Thaler. Die großen Backenzähne, deren jede Kinnlade gewöhnlich nur zwei zählt, bestehen aus einer Menge senkrechter Platten, die aus Knochenmasse gebildet, mit Schmelz umgeben und vermittels einer gewissen Art Kitt mit einander verbunden sind. (Siehe das eigends abgebildete Elephantengebiß!)

Das Haupt-Werkzeug des Elephanten ist der Rüssel. Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, würde ihm, weil sein Hals im Verhältniß zur Höhe der Beine ausnehmend kurz ist und das große Gewicht des Kopfes und seiner Stoßzähne kaum tragen kann, unmöglich sein, hätte ihm der Schöpfer dieses höchst merkwürdige Organ nicht verliehen. Zahlreiche Längs- und Queermuskeln bewegen dasselbe nach jeder Richtung hin, verleihen ihm eine überraschende Stärke, und bewirken auch, daß es bis auf sechs Fuß verlängert und wieder bis auf zwei Fuß verkürzt werden kann. Die Spitze des Rüssels ist des Elephanten Hand und Nase zugleich. Nur mit ihrer Hülfe hebt er Münzen von der Erde auf, öffnet er fest verstopfte Flaschen, löst er selbst künstlich verschlungene Knoten u. s. w.; er empfindet ferner durch dieselbe jeden Gegenstand, und versteht es auch, ihn mit beiden Sinnen, nämlich mit dem Geruch und Gefühl, meisterhaft zu prüfen. Der Rüssel ist das Werkzeug, mit dem er das Laub der Bäume abbricht und zum Munde führt, das Wasser ein-

saugt, und, indem er ihn, gleich einer Posaune, in die Höhe richtet, einen trompetenartigen Ton ausstößt; er allein setzt ihn in den Stand, ohne eine besondere Anstrengung Menschen zu erdrükken, Pferde in die Luft z schleudern und Bäume aus dem Boden zu reißen.

Wir unterscheiden zwei Arten von Elephanten, den indischen und den afrikanischen: jener, der eine Höhe von funfzehn bis sechzehn Fuß und ein Gewicht von siebzig Zentnern erlangt, hat einen länglichen Kopf, eine verkürzte Stirn, an jedem der Hinterfüße vier Nägel und auf der Kaufläche der Backenzähne wellenförmige Queerbanden; bei diesem, dessen Höhe ungefähr acht bis zwölf Fuß beträgt, sind der Kopf und die Stirn gewölbt, die Ohren und die Stoßzähne länger, die Hinterfüße nicht vier-, sondern dreikauig und die Kauflächen der Backenzähne mit rautenförmigen Queerbanden versehen.

Die indischen Elephanten (E. indicus Cuv.) wohnen auf Ceylon, den Halbinseln des Ganges und auf den größern ostindischen Inseln; die afrikanischen hingegen (E. africanus Cuv.) haben die Länder vom Senegal bis zum Kap zu ihrer Heimath erwählt. Jene sowol, als auch diese, leben in Heerden von Hunderten bei einander, halten sich in dichten, feuchten, die Flußufer begrenzenden Wäldern auf, baden sich gern, und machen bei ihren Zügen, indem sie kleine Sträucher niedertreten und die dürren Äste der Bäume abbrechen, nicht selten ein schreckliches Gekrache. Ihre Wanderungen erfolgen fast immer in regelmäßiger Ordnung: es geht nämlich ein Paar der ältesten und größesten Elephanten voran; ihm folgen die jungen und die Weibchen; diesen wieder die alten Männchen, welche den Zug beschließen. Einzeln umherstreifende Elephanten sind in der Regel sehr wild und daher äußerst gefährlich; sie tödten z. B. das Vieh, greifen die Eingebornen an, werfen deren Hütten um und können allein durch Schießgewehre und Feuerbrände in die Wälder zurückgetrieben werden. Dagegen kann man sich, ohne Gefahr befürchten zu dürfen, solchen Elephanten nahen, die in Heerden leben. Im freien Zustande nähren sie sich von Gras, Wurzeln, Heidekraut, jungen Baumzweigen, und vorzugsweise, weil sie ihnen gar zu gut schmekken, von allerlei Früchten und Pflanzen, die mit einem recht süßen Safte angefüllt sind; gezähmt, fressen sie, was vielleicht schon Einige in wandernden Menagerien beobachtet haben, Obst, Brot, Rüben, Kartoffeln u. dgl., und verschmähen es auch nicht, eine Portion Branntwein zu sich zu nehmen.

Alle Elephanten legen bei dem Geschäft, das ihnen ihr Führer anweist, eine gewisse Klugheit an den Tag. Sehr sorgfältig prüfen sie z. B. mittels ihres Rüssels die Waaren, welche sie nach einem bestimmten Orte tragen und auf einander schichten sollen, ob sie nämlich so gut liegen, oder nicht, und heben wol auch einzelne Ballen wieder auf und bringen sie besser zurecht. Stoßen sie ferner mit dem Balken, den sie zu ziehen haben, an einen großen Stein, überhaupt an irgend ein Hinderniß; so sehen sie nach, woran es fehlt, umgehen nöthigen Falls den Stein, oder schieben die Last über ihren Fuß, den sie also, wie eine schräge Ebene, zu gebrauchen wissen. So ist denn auch der Elephant zu einem nützlichen Hausthiere geworden. Gar Viele bedienen sich seiner zum Reiten für mehrere Personen, oder, was wir bereits angedeutet haben, zur Fortschaffung großer Lasten, die er sich mittels des Rüssels auf seinen Rükken laden hilft. Zwei Tausend Pfund zu tragen, oder eine Last, welche sechs Pferde kaum fortbewegen würden, zu ziehen, übersteigt seine Kräfte keineswegs. Wären nur seine Fütterung und Bedienung nicht so kostbar! Jener Elephant, der vor einigen Jahren eine Reise nach

Paris gemacht hatte, verzehrte dort täglich einen Zentner Heu, achtzehn Pfund Brot, mehrere Büschel Rüben und einige Metzen Kartoffeln; dabei brauchte er täglich dreißig Eimer Wasser, ungerechnet dasjenige, mit welchem er sich die Haut bespritzte. Jeder einzelne Elephant erhält seinen Karnak oder Führer. Dieser sitzt ihm auf dem Nakken, und lenkt ihn zum Theil mit Worten, zum Theil mit einem spitzigen Eisen, mit dem er ihn zwischen die Ohren hackt.

Folgende Geschichten werden am besten zeigen, wie der Elephant sich in der Gefangenschaft folgsam und gelehrig beträgt, wie er Anhänglichkeit an seinen Wärter zeigt, erkenntlich für empfangene Wohlthaten, empfindlich gegen Strafen, üble Behandlung u. s. w., ist:

„Ein Elephant mordete seinen Führer. Da warf ihm dessen Wittwe aus Verzweiflung ihre Kinder vor. Was that nun wol das kluge Thier? Anfangs stutzte es; allein einige Minuten später hob es vermittels seines Rüssels den größern Knaben auf den Rücken, um anzudeuten, daß dieser künftig sein Führer sein solle." — „Ein anderer Elephant bekam am Fenster einer Schneider-Werkstätte einen Nadelstich in den Rüssel. Ruhig ging er hinweg. Wie er indeß zurückkam, bespritzte er den Schneider, als derselbe so eben sein Kunststückchen wiederholen wollte, mit einer bedeutenden Menge, offenbar eigends für ihn eingesogenen Mistjauche." — „Noch ein anderer Elephant war gewohnt, auf dem Markte umherzugehen und von den Höfkerweibern Kohl zu empfangen. Wie er Dies eines Tages gleichfalls thut, kehrt plötzlich seine ihm angeborne Wildheit zurück. Alle entfliehen. Und sehet, ein Kind, das bei dem Korbe einer Wohlthäterin des Elephanten sitzen geblieben war, wird von ihm aufgehoben, und, ohne im geringsten beschädigt worden zu sein, auf eine Hausbank in der Nachbarschaft gesetzt." —

Welche wunderlichen Gedanken über den Elephanten in den Köpfen der Menschen schon gelebt haben und in ihnen vielleicht noch heute leben; darüber muß ich euch nun auch noch etwas mittheilen. Höret! Die Alten glaubten, daß er den Mond anbete und sich nie zu ungerechten Handlungen mißbrauchen lasse. So erzählt ferner ein römischer Schriftsteller, daß einst ein Elephant, welcher zum Tanz abgerichtet werden sollte, seine Übungen bei Nacht wiederholt habe, um nämlich der Strafe, die er sich durch seine Ungeschicklichkeit zuzog, zu entgehen. Viele Indianer meinen, daß sie sich dem Elephanten verständlich machen und ihn durch Lob und Tadel regieren könnten. Allein weder ein menschlicher Verstand, noch ein sittliches Gefühl sind bei ihm zu finden; nur seine Größe und Stärke, die scharfen Sinne und vorzugsweise sein Rüssel haben ihm die Macht verliehen, mit welcher er die andern Thiere beherrscht.

Leute, welche sich wilder Elephanten bemächtigen wollen, stellen bald ein Treibjagen an, wobei sie gegen eine große Menge zu Felde ziehen, bald wieder schicken sie gezähmte Elephanten solchen, die, von der Heerde ausgestoßen, einzeln weiden, als Gesellschafter zu. Bei den Treibjagen suchen sie die Elephanten durch Lärmen, Schüsse, Raketen u. s. w. nach einem Platze hinzutreiben, der mit einem Graben und außer demselben noch mit einem Zaune von starken Pfählen umgeben ist. Dikkes Gebüsch verbirgt den Elephanten die nahe Gefahr. Sind sie alle dort angelangt; so wird der Eingang verrammelt, und dann einer nach dem andern, wobei man ihnen gutes Futter vorhält, in einen Gang gelockt, der von Pfählen umgeben ist, und zuletzt so schmal wird, daß sie sich nicht mehr umwenden können. Ganz am Ende desselben binden ihnen nun die Jäger starke Seile an die Füße und lassen sie endlich durch

gezähmte Weibchen in die Ställe führen. Leichter ist der Fang einzeln grasender Elephanten. Während nämlich mit diesen gezähmte Weibchen spielen, erhalten die Jäger Gelegenheit, ihnen Seile um die Füße zu werfen und sie an starke Baumstämme zu schließen.

Das Mammuth, E. primigenus Blumenb., ist ein vorweltlicher, von den jetzigen verschiedener Elephant; seine Knochen werden an der nördlichen Erdhälfte, besonders in Sibirien, häufig gefunden. —

69. Das Flußpferd. Hippopotamus amphibius.

Befändet ihr euch oberhalb der Wasserfälle Nubiens und Abyssiniens: so würdet vielleicht auch ihr zuweilen ausrufen: „welch ein Thier steigt dort aus jenem Flusse an das Land empor! wie ist doch sein schwärzlichgrauer Leib so plump, schwerfällig und blos hin und wieder mit einzelen Borsten versehen, die Schnauze so breit und aufgeschwollen und sein ungestalteter Kopf so groß und doch dabei mit so winzigen Augen und Ohren begabt! und ruht nicht die wol zwölf Fuß lange und zwanzig Zentner schwere Fleischmasse auf Beinen, die, Brükkenpfeilern gleich, zwar einen Umfang von drei Fuß und darüber haben, dabei aber so kurz sind, daß der Bauch beinahe den Boden berührt? wie heißt dieses Thier?“ Merket! eure Beschreibung paßt nur auf das Flußpferd, das Behemoth der Bibel. Gegenwärtig findet sich das schaudererregende Thier, welches die zwei Fuß langen und sechs Pfund schweren Eckzähne recht gut in seinem weit gespaltenen Rachen beherbergen kann, nur noch in der euch bereits bezeichneten Gegend; nicht also mehr auch in Ägypten, wo es früher mit den immer grinsenden Krokodilen in Frieden und Eintracht lebte.

Den größten Theil ihrer Lebenszeit bringen die Flußpferde im Wasser oder Schlamme zu. Wie sie bei Tage gewöhnlich in den Buchten und schilfreichen Plätzen der Flüsse versteckt liegen, und ihre Nase, blos um zu athmen, aus dem Wasser emporstrekken; so gehen sie während der Nacht heerdenweis' ans Land, besuchen oft meilenweit entfernte Weideplätze, besonders Mais-, Hirse-, Zukker- und Reißfelder, und richten dadurch, daß sie nicht allein sehr viel verzehren, sondern auch zertreten, großen Schaden an. Ihre gewöhnliche Speise indeß besteht glücklicher Weise blos in Schilf, Wurzeln und Gras Das Gewicht des Körpers und die Kürze der Beine hindert sie zwar, sich auf dem Lande schnell fortzubewegen; allein sie können denn doch auch hier ihren Lauf dermaßen beschleunigen, daß ihnen ein Mensch zu Fuß kaum zu folgen vermag. Leichter, als das Gehen, wird ihnen das Schwimmen und Untertauchen. Sie grasen z. B. auf dem Grunde des Nils nicht minder bequem, als unsere Schafe und Rinder auf Wiesen und Auen. In solchen Gegenden, wo sie von den Jägern häufig verfolgt werden, sind sie, wenn sie ans Land gehen wollen, äußerst scheu, sehen sich nach allen Seiten um, und unterlassen auch selten, vermittels ihres scharfen Geruches auszukundschaften, ob eine Gefahr für sie vorhanden sei, oder nicht. Weit weniger Furcht zeigen sie an andern Örtern, besonders aber im Wasser. Gereizt oder verwundet, lassen sie ihrem Jähzorn freien Lauf, greifen Böte an, beißen Stükke aus denselben und hauen wol auch einen Menschen mitten entzwei. Dabei brüllen sie fast wie ein Ochse, und heulen und grunzen auch mitunter.

Auf dem Lande fangen sie die Jäger in Fallgruben, und im Wasser drükken sie ihre Flinte in dem Augenblikke los, da die Ungeheuer, um Athem zu schöpfen, die Nase über die Oberfläche erheben. Das Fleisch

der Flußpferde ist gesund, sehr schmackhaft und theuer; dem Fette, das, wie Speck, oft handhoch unter der dikken Schwarte liegt, schreiben die Kolonisten am Kap mancherlei Heilkräfte zu, schmelzen dasselbe, und salzen es ein, wie Butter; die Haut dient zu Peitschenstielen (eine einzige Haut liefert drei bis fünf Hundert Stück) und undurchdringlichen Schilden; die großen Eckzähne endlich, welche, am Stahl gerieben, Funken geben, werden höher geschätzt, als Elfenbein.

70. Das Nashorn. Rhinoceros.

Zu dem riesigen Elephanten und dem ungeheuren Flußpferde gesellt sich, um gleichsam das Kleeblatt der Landthier-Kolosse voll zu machen, das mächtige Nashorn. Unsere Abbildung stellt euch das indische (Rh. indicus Cuv.) dar. Außer dem einfachen, drei Fuß langen Horne auf seiner Nase unterscheidet sich dasselbe von seinem Gattungsverwandten theils durch die langen Hautfalten, von denen zwei die Schultern und das Kreuz, wie Gürtel, umgeben und die mittlere, wie eine Wamme, herabhängt, theils durch die vier sehr ungleich großen Schneidezähne in jeder Kinnlade, für welche sich bei dem afrikanischen Rhinoceros (Rh. africanus Cuv.), das mit einer faltenlosen Haut und zwei hinter einander stehenden Nasenhörnern (nur das vordere erreicht eine bedeutende Länge) begabt ist, kein Platz mehr findet. Beide haben sieben hökkerige Backenzähne, einen Greifhaken an der Oberlippe und drei Hufe an jedem der Füße.

Ein ausgewachsenes indisches Nashorn mißt gegen zwölf Fuß in die Länge, sieben in die Höhe und wiegt mindestens fünf Tausend Pfund. Seine Haut ist bis auf die vereinzelten borstigen Haare an der Schwanzspitze, dem Rande der Ohren und der Wurzel des Horns ganz kahl, im Allgemeinen dunkel-graubraun und übertrifft an Dikke und Härte noch die Haut des Elephanten. Die Füße auch dieses unbehülflichen Kolosses sind, wie bei dem Flußpferde, kurz und dick. In seinem Vaterlande Indien, besonders auf der Halbinsel jenseit des Ganges, hält es sich gern an Flüssen und Sümpfen auf, wälzt sich in ihnen umher, nährt sich von Baumblättern und mancherlei Pflanzen, grunzt fast immer, wie ein Schwein, und hat überhaupt in seinem ganzen Wesen mit diesem Thiere viel Aehnlichkeit. Seines Jähzorns wegen wird es dem Menschen, namentlich, wenn er es reizt, sehr gefährlich; es stürzt sich z. B. wüthend auf ihn los, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß er ihm kaum zu Pferde entfliehen kann, rennt ihn um, zertritt ihn, und reißt ihm mit seinem gewaltigen Horne den Leib auf, so daß die Eingeweide herausfallen. Jenes Nashorn, welches im Jahre 1513 nach Portugal kam, verursachte in einem Anfalle von Wuth den Untergang des Schiffes, auf welchem es als ein dem Pabste bestimmtes Geschenk nach Rom gebracht werden sollte. Nur ein schnelles Seitabwärtslaufen rettet vor diesem Thiere, das in seinem Zorne weder hört, noch sieht. Versuche, es zu zähmen, sind zwar bis jetzt nicht gemacht worden; allein sein grimmiger Zorn und seine große Dummheit machen es wahrscheinlich, daß es wol nie sehr von seiner ihm angebornen Wildheit ablassen wird. Sein Alter bringt es auf zwei Hundert Jahre.

Wohl wissend, daß ein offener Kampf mit zu vielen Gefahren verbunden ist, beschleichen die Jäger das Nashorn, wann es schläft, kommen ihm oft bis auf zwanzig Schritt nahe und brennen dann eine Kugel auf seine Stirnhöhlen ab. Das Fleisch steht zwar an Wohlgeschmack dem Fleische des Flußpferdes nach, wird aber doch gegessen; aus der Haut,

die im getrockneten Zustande dem Horne an Härte nichts nachgiebt, macht man Schilde, Peitschenstiele und andere Dinge; das Horn auf der Nase endlich, welches bei allen Thieren faserig, und, wie eine Bürste, rauh erscheint, dient zur Verfertigung verschiedenartiger Trinkgefäße. Letztere sind bei denjenigen Indianern, welche befürchten, vergiftet zu werden, hoch angesehen; denn sie glauben, solche Becher besäßen die Eigenschaft, ein den Getränken beigemischtes Gift bemerklich zu machen.

Neunte Ordnung.

Robben.

Die Hinterfüße der Robben liegen am Ende des langgestreckten Körpers und sind zuweilen mit dem Schwanze gänzlich vereinigt; die Vorderfüße derselben besitzen noch Nägel und weichen überhaupt nur wenig von den Füßen anderer Thiere ab; wie die Bildung der Füße, zeigt auch der Bau aller übrigen Theile, daß die Robben bestimmt sind, ihren Aufenthalt vorzugsweise im Wasser zu nehmen.

Gesonnen, das Wichtigste über die Beschaffenheit des Auges, Ohres, der Nase u. s. w. in die Beschreibung der einzelnen Thiere aufzunehmen, sehe ich sofort die beiden Robben an, die eine Stelle auf der vor euch hängenden Wandtafel erhalten haben, nämlich den Seehund und das Wallroß, und theile euch über sie das Nöthige mit.

71. Der gemeine Seehund. Phoca Vitullina L.

Wenn das Thier, welches auf unserer Wandtafel den Namen Seehund führt, den runden, glatten Kopf, dessen gescheidte Physiognomie jene kluge Natur verräth, die sich in dem ganzen Wesen und Benehmen desselben wieder findet, aus dem Wasser hervorstreckt, und die Schiffe, diese schwimmenden Kunstgebäude, mit ihren Bewohnern beäugelt; wenn es ferner dem Lichte neugierig folgt, den Tönen der Musik sinnig lauscht, und sogar, wenn ihm ein Unglück zugestoßen, vielleicht eins seiner Jungen geraubt worden ist, Thränen vergießt: so konnten die Alten, welche die wunderbare Mannigfaltigkeit Dessen, was auf und in der Erde, im Meer und in allen Tiefen vorkommt, nicht in dem Grade kennen gelernt haben, wie wir, allerdings in Zweifel gerathen, ob jenes sonderbare Geschöpf zu den Thieren gehöre, oder eine der fabelhaften Nymphen oder Seejungfern sei, deren Bilder sich allzu sehr in ihrem Kopfe festgesetzt hatten. Schon seine auffallende Körpergestalt konnte bei ihnen solche und ähnliche Zweifel erzeugen. Der Leib des gemeinen Seehundes ist nämlich lang gestreckt, an Umfang von der Brust nach hinten hin abnehmend, und nach allen Seiten so beweglich, daß man ihn, gleich einem Schlauche, biegen kann; die Vorderfüße ferner stekken bis zur Wurzel, die Hinterfüße hingegen, welche scheinbar zu einer Art Schwanz verbunden sind, zwischen denen aber der kurze eigentliche Schwanz steht, fast bis

zur Ferse in einer Haut. Ganz ähnlich gestaltet sind der Seebär, der Seelöwe und der Meerelephant.

Der gemeine Seehund trägt einen kurzen, glatt anliegenden, unten silberweißen, oben aber gelblichgrauen, mehr oder weniger braun gefleckten Pelz, und wird an Größe, weil seine Länge höchstens fünf Fuß beträgt, von allen seinen Brüdern bei Weitem übertroffen. Auf dem Lande sich fortzubewegen, fällt ihm ungeachtet Dessen, daß er sich den Weg durch häufiges Ausspeien von Wasser schlüpfrig zu machen sucht, sehr schwer (verfolgt, krümmt er den Leib, schnellt sich dann fort und macht auf diese Weise recht ansehnliche Sprünge); desto rüstiger ist er im Wasser, wo ihn Alle mit Recht als einen geschickten Schwimmer und Untertaucher bewundern. Klappenartige Theile, vermittels derer er den äußern Gehörgang und die Nasenlöcher verschließen kann, leisten ihm beim Untertauchen vortreffliche Dienste. Gewohnt, Lachse, Heringe und andere Fische in Menge zu verzehren, wählt er gern die nördlichen Meere, welche an solchen Thieren keinen Mangel leiden, zu seinen Wohnplätzen, und hält mit der zahlreichen Familie, der er sich beigesellt hat, und welche zwar blos ein Männchen, aber gewöhnlich zwanzig bis dreißig Weibchen zählt, besonders dann, wann die Heringe während ihrer Laichzeit zu Millionen an den Küsten erscheinen, herrliche Schmause. Daß er auch den Hauptströmen Deutschlands zuweilen die Ehre seines Besuches gönnt, beweisen diejenigen Seehunde, welche man bei Dresden, Wittenberg, Magdeburg, Frankfurt an der Oder u. s. w. gesehen und gefangen hat. Überall macht er sich durch seine unverschämte Freßbegier verhaßt.

Musterhaft ist die Zucht und Ordnung eines Robben-Hausherrn. Wehe z. B. dem Weibchen, das sich sein Junges, gegen welches er, wie die Mutter, eine beinahe affenartige Zärtlichkeit offenbart, von einem listigen Jäger rauben läßt! er bestraft es gewiß eben so hart, als er ein junges Männlein belohnt, welches aus dem Kampfe, zu dem es von ihm ermuntert und angeleitet worden ist, als Sieger hervorgeht. Ja, ein solcher rauhhaariger Hausherr könnte für Manchen, der sich in Seide, Sammet oder feine Wolle kleidet, als ein nachahmungswürdiges Beispiel aufgestellt werden! Die Robben vertheidigen sich gegenseitig, kämpfen aber gar oft auch unter einander einen grimmigen Kampf. Auf das Land gehen sie nur, um des Schlafes, wobei sie schnarchen, zu pflegen, sich zu sonnen, oder wol auch, um einem Jäger Gesellschaft zu leisten, welchen sie der robbenähnlichen Gebehrden wegen, die er ihnen vormacht, für ihres Gleichen halten. So werden sie denn leicht beschlichen, erschlagen, oder vermittels einer kleinen Handharpune erstochen und festgehalten. Die meisten fallen im April, wann nämlich Schiffe in Menge auf ihren Fang auslaufen.

Wie die alten Deutschen gerade solche Trinkgefäße, die sie sich aus den Hörnern eines Auerochsen verfertigt hatten, hoch in Ehren hielten; so schätzen die Eskimo's, die Grönländer und andere Völker, denen der Seehund so große Vortheile gewährt, ihre warmen Winterkappen, zierlichen Jagdtaschen, wasserdichten Stiefeln u. s. w., die aus Seehunds-Fellen bereitet sind, mehr, als Alles, was ihnen ihre ärmliche Hütte sonst noch darbeut. Fast keinen Theil des in Rede stehenden Thiers lassen sie unbenutzt: der eingesalzene Speck und das Fleisch der Jungen ist ihnen ein eben so willkommenes Gericht, als uns ein Reh- oder Wildschweins-Braten; den Thran lieben sie als Labetrunk, wie auch als Mittel, sich die langen Nächte hell und ihren kalten Körper warm zu machen; durch das Fell erhalten sie beinahe ihre ganze Kleidung, aus den Knochen Nähnadeln, den Sehnen Zwirn u. s. w.; selbst die Barthorsten, welche,

gleich Eisenstangen, ekkig geschlagen sind, müssen ihnen, wie uns die Straußfedern, Putz abgeben, und werden nebenbei von den Seehunds-Fängern, wie die Bärte der Steinböcke von den Gemsenjägern, als Jagd-Trophäen getragen. Ist nach diesem Allen ein Schiff nicht glücklich zu preisen, das gegen fünf Tausend Stück Seehunde erbeutet, die ihm allein ein Hundert Tonnen Thran abwerfen? In welcher Menge die Seehunde vorkommen, zeigt der Umstand zur Genüge, daß zuweilen binnen wenigen Wochen gegen eine halbe Million getödtet werden.

„Einst bemerkte ein Pächter einen jungen, etwa drittehalb Fuß langen Seehund, erhaschte ihn und nahm ihn mit sich nach Hause. Als sich nun das neue Glied der Familie Suppe und Milch drei Tage lang hatte herrlich schmekken lassen, drang die Frau in ihren Mann, den unnützen Vielfresser wieder abzuschaffen. Der Pächter bewies sich gehorsam und gab dem Meere seinen Raub zurück. Kaum hat sich indeß der Seehund ein wenig von seinem Schrekken erholt, so steigt er auch schon wieder ans Land, und nöthigt den Pächter, sein voriges Experiment noch ein Mal anzustellen. Allein auch jetzt bemüht er sich, das Ufer zu erlangen, und ist äußerst glücklich, seinen Herrn, der sich absichtlich hinter einen Felsen versteckt hatte, aufzufinden. Eine so ausgezeichnete Anhänglichkeit rührte endlich den Pächter; er nahm das Thier zum zweiten Male mit nach Hause, zog ihm aber dennach später, nachdem er das Füttern satt geworden war, das Fell über die Ohren.

Aus der Sippe der Robben sind ferner von Wichtigkeit:

a) der Seebär, Ph. ursina. Er erreicht eine Länge von neun Fuß, ist in der Jugend pechschwarz und bewohnt fast das ganze Jahr hindurch die nördlichen Theile des stillen Oceans. So erbärmlich er auf dem Lande einherschleicht, so rüstig bewegt er sich in seinem Elemente, dem Wasser. Zwei deutsche Meilen während einer Stunde zu schwimmen, ist für ihn, dessen Hautlappen über die kleinen Krallen verlängert sind, eine Kleinigkeit. Die Seefahrer bewundern nicht minder die außerordentliche Zähigkeit seines Lebens. Blieb doch einst ein Seebär, dem der Schädel eingeschlagen und jedes Auge ausgestochen worden war, noch vierzehn Tage lebendig; freilich aber verharrte er wie eine Bildsäule, unbeweglich auf derselben Stelle. Im Kampfe brummt er wie ein Landbär; als Sieger zirpt er wiederholt, wie eine Grille; als Besiegter hingegen zischt er, gleich der Hauskatze.

b) der Seelöwe, Ph. jubata, ein Thier von achtzehn bis zwanzig Fuß Länge. Wie bei dem Seebären, finden wir auch bei ihm ein äußeres Ohr, eine über die Zehen hinaus in Lappen verlängerte Haut der Hinterfüße und in der obern Kinnlade vier mit einer doppelten Schneide versehene Vorderzähne. Sein Fell ist braun, schwarz oder rothgelb und an der Brust des Männchens mit einer löwenartigen Mähne geziert. Die Mutter bleibt, was wol Keiner erwartet, ganz gleichgültig, wenn sie ihr Junges im Schlaf todt gedrückt hat, oder es vor ihren Augen abschlachten sieht. Die nördlichen Theile des stillen Oceans sind auch des Seelöwen eigentliche Heimath. —

72. Das Wallroß. Trichecus Rosmarus.

Wie der Seehund, hat auch das Wallroß, welches eine Länge von zwölf bis achtzehn Fuß und ein Gewicht von eben so viel Zentnern erreicht, einen spindelförmigen Leib, ist aber, weil die Kleinheit des Kopfes zu der Dikke des Rumpfes, die an der Brust selbst einem Ochsen nichts

nachgiebt, übel paßt, bei Weitem nicht so hübsch, als jener. Als sehr eigenthümlich gebildet erscheinen zuvörderst seine beiden Hauer. Diese großen, nach innen gekrümmten Eckzähne des Oberkiefers werden funfzehn bis zwanzig Zoll lang und zusammen zehn bis zwanzig Pfund schwer, bestehen aus vortrefflicher Elfenbein-Masse, und dienen dem Thiere nicht blos als Vertheidigungswaffe, sondern helfen ihm auch auf dem Eise, indem es sie in dasselbe einschlägt und dann den plumpen Körper nachzieht, vortrefflich fort. Ob es sie auch gebrauche, die Muscheln und andere Schalthiere, welche nebst dem Seetang seine Hauptspeise ausmachen, von dem Sande und den Felsen loszukratzen, weiß man nicht genau, scheint aber wol der Fall zu sein. Die zahlreichen Schnurrhaare sind von der Dikke eines Strohhalms; das Maul ist kaum so groß, wie eine Faust, und die Haut, welche zuweilen allein vier Zentner wiegt, röthlichgrau und dermaßen dick und fest, daß gar nicht selten die Harpunen von ihr abglitschen.

Faul und gutmüthig, wie sie sind, lassen die Wallrosse Jeden, der sie nicht angreift, unangetastet; allein auf irgend eine Weise beleidigt, gerathen sie in Wuth, und setzen ihre Verfolger, namentlich bei einem Kampfe im Wasser, der größesten Gefahr aus. Gelingt es den Robbenfängern, sie auf dem Eise zu überfallen: so bringen sie zuvörderst ihre Jungen, indem sie diese ins Meer werfen, in Sicherheit; dann aber kehren sie, um das ihnen wiederfahrene Unrecht zu rächen, voll Ingrimm zurück, brüllen fürchterlich, knirschen mit den Hauern, schlagen vermittels derselben Löcher in die Schaluppen, und bieten alle ihre Kräfte auf, letztere, indem sie in großer Anzahl unter ihnen hinwegfahren, umzustürzen und ins Meer zu versenken. Zuweilen greifen sie wol auch ein Boot nur aus Muthwillen an und setzen die Menschen auf ihm großen Gefahren aus. Höret hierüber folgende Begebenheit!

„Einst wurden mehrere Leute derjenigen Schaluppen, welche jährlich nach Norden fahren, um mit den Eskimo's Handel zu treiben, von einer Schaar Wallrosse angefallen. Ungeachtet sie sich alle Mühe gaben, sie von sich entfernt zu halten; so sprang doch augenblicklich eins derselben, das zwar kleiner, aber verwegner, als die andern, war, auf das hintere Ende der Schaluppe, ließ sich dort ruhig nieder, guckte die Leute eine Zeitlang an und kehrte endlich zur Gesellschaft im Wasser zurück. Wenige Sekunden später erschien ein zweites, ungeheuer großes Wallroß und betrug sich auf dieselbe Weise. Als die Ruderer die unwillkommnen Gäste gar nicht los werden konnten, nahm endlich ein Bogenschütz sein Gewehr, das mit Schrot geladen war, und schoß, ihm die Mündung in den Nacken haltend, den Koloß todt. Das Thier sank nun unter, und alle seine Freunde folgten ihm nach. Unsere Schiffer indeß, wohl wissend, wie aufgebracht die Wallrosse über den Verlust eines ihrer Genossen sind, fuhren nun mit vollem Segel zu den andern Böten hin, und kamen bei diesen glücklicher Weise früher an, als die Thiere gleichsam daran dachten, auf sie einen Angriff in Menge zu machen."

Noch heutigen Tages lagern um Spitzbergen, in der Hudsonsbai und an vielen andern Örtern die Wallrosse zu Hunderten, ja zu Tausenden auf dem Eise. Gewöhnlich liegen sie, wie die Schweine, über einander geschichtet; schlafen so fest, als wären sie todt; schnarchen wakker, und verlassen sich auf die Wachen, welche sie ausgestellt haben. Ihre ärgsten Feinde sind weder die Eisbären, noch die Sägehaie, sondern allein die Fänger der grönländischen Wale. Wenn sie an einem schönen Tage haufenweis' am Strande ausruhen, sich sonnen, oder auch von der schrecklichen Plage der Seewanze zu befreien suchen: dann eben schleichen diese herbei, versperren ihnen den Weg nach dem Wasser hin, und stechen

vermittels ihrer Spieße alle nieder, die ihr Heil in der See zu erlangen hoffen. Auf die so eben bezeichnete Weise mordeten einst wenige Leute während einer einzigen Stunde über neun Hundert Stück. Da die Wallrosse gewohnt sind, über einander hinwegzukriechen; so bilden die getödteten gar bald einen hohen Damm, der den lebenden die Straße vollends versperrt. Am schwierigsten ist der Kampf mit diesen Thieren im Wasser. Wer weder einen Spieß, noch ein Feuergewehr besitzt, um sich gegen sie vertheidigen zu können, nehme nur Seesand in die Hand und werfe ihn den wüthenden Thieren ins Gesicht. Gerade dieses Mittel nöthigt sie zur schleunigsten Flucht.

Die Wallrosse werden hauptsächlich des Fells, Fettes und der beiden weißen Hauzähne wegen in Menge erlegt: ersteres liefert ein festes, fast unverwüstliches Leder; aus der Masse der letztern bereitet man Menschenzähne.

Zehnte Ordnung.

Fisch-Säugethiere.

Der Leib aller hieher gehörigen Thiere ist, was schon ihr Name besagt, mehr oder weniger fischartig gebildet; die Vorderfüße sind meist Flossen ohne wahrnehmbare Zehen und Nägel; die Hinterfüße verlaufen fast ganz mit dem wagerecht stehenden Schwanze.

I. Familie.

Sirenen.

Die Sirenen lassen uns an ihren Vorderfüßen noch Spuren von Nägeln bemerken; ihre Nasenlöcher ferner öffnen sich vorn an der etwas behaarten Schnauze; sie treten endlich mit Recht in die Mitte zwischen die Robben und die Wale oder eigentlichen Fisch-Säugethiere.

73. Der amerikanische Manati. Manatus americanus.

Der amerikanische Manati, ein Thier, von dem wir leider noch immer allzu wenig wissen, ist, wie jede andere Sirene, unter dem Namen See- oder Meerkuh bekannt. Seine Länge beträgt gegen zwanzig Fuß, sein Gewicht siebzig bis achtzig Zentner. Der Leib erscheint dem Wale ähnlich, spindelförmig, grau- oder schwarzbraun und blos hin und wieder mit Härchen bedeckt; jede der beiden Vorderflossen hat fünf Zehen mit vier flachen Nägeln (der Daumen ist nämlich nagellos); die Hinterflossen sind mit dem beinahe eiförmigen Schwanze verwachsen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der amerikanische Manati, der na-

mentlich am Orinokko, Silber- und Amazonenstrome gesellig lebt, von demjenigen Manati, welcher sich die afrikanischen Küsten innerhalb der heißen Zone zu seiner Heimath erwählt hat, ein verschiedenes Thier. Jener sowol, als auch dieser, steigt zuweilen mehrere Hundert Meilen weit die Flüsse hinauf und weidet fast ununterbrochen die Wassergewächse ab. Aus der Ferne betrachtet, mögen sie allerdings, wenn sie, auf die Vorderfüße sich stützend, mit halbem Körper am Ufer emporgukken, wie ein Mensch mit einem Fischleibe aussehen. Es glauben daher aber auch die Naturkundigen, daß eben sie diejenigen Wasserbewohner seien, welche zu der so oft wiederholten Sage von Seefrauen und Seemännern Veranlassung gegeben haben. Gleich den Robben, lauschen auch die Manati mit Vergnügen den lieblichen Tönen der Musik. Uibrigens giebt es gewiß noch gar Vieles im unergrundlichen, unübersehbaren Oceane, was sich den Blikken des Menschen gewöhnlich entzieht und sich nur zuweilen dem einen oder dem andern vorübersegelnden Schiffer zeigt.

Sehr merkwürdig ist die gegenseitige Anhänglichkeit der Manati. Trifft es sich z. B., daß ein solches Thier verwundet oder getödtet worden ist; so kommen die andern schleunigst herbei, und wenden alle Mühe an, entweder das Seil, welches mit der Harpune in Verbindung steht, zu zerreißen, oder den Spieß selbst, indem sie ihn mit ihrem Schwanze wakker schlagen, aus der Haut ihres unglücklichen Genossen zu bringen. Männliche Manati verlassen gefangene weibliche gewöhnlich gar nicht; es fehlt uns daher auch nicht an Beispielen, daß sie sich ruhig umbringen ließen, oder bei den Gerippen ihrer Gefährtinnen den Hungertod starben. Wenig um ihre Sicherheit bekümmert, gerathen die Manati, während sie am Ufer grasen, sehr leicht in die Hände ihrer Feinde, besonders, wenn diese, wie die Buschmänner, an den Ufern jener großen Flüsse eine Menge Gruben bereitet, in die Mitte derselben einen Baumpfahl gesetzt und sie zuletzt mit Gras, Laub und Zweigen bedeckt haben. Offenbar wird jedes in eine solche Grube stürzende Thier jämmerlich aufgespießt.

Das Fleisch der Manati beßtzt, eingesalzen, oder auch blos an der Sonne getrocknet, einen angenehmen Geschmack.

II. Familie.

Wale.

Die Vorderfüße der Wale sind vollkommen in Flossen umgewandelt; die Nasenlöcher öffnen sich am Scheitel, stellen dort ein oder zwei Spritzlöcher dar, und haben gewiß nur den Zweck, das mit der Nahrung zugleich eingenommene Wasser wieder auszustoßen.

A.

Bartenwale.

Die Bartenwale besitzen anstatt der eigentlichen Zähne viele an einander liegende, zu beiden Seiten des Oberkiefers befestigte Queerblätter, die eben Barten genannt werden; die Spritzlöcher sind gefasert und kommen nie in einer Mündung zusammen.

74. Der gemeine Wallfisch. Balaena Mysticetus L.

Nichts erregt wol bei dem Anblikke eines Wallfisches mehr Erstaunen, als die ungeheure Größe desselben. In früherer Zeit erreichte er (so lauten wenigstens die Nachrichten) eine Länge von zwei Hundert Fuß und ein Gewicht von drei Tausend Zentnern; jezt hingegen finden wir ihn kaum sechzig bis siebzig Fuß lang und ein bis zwei Tausend Zentner schwer. Ist er nicht aber auch bei dieser Beschaffenheit noch unserer Bewunderung werth? Wenn ihr seinen furchtbar großen Rachen, der gegen sechzehn Fuß in die Länge und zwölf Fuß in die Höhe mißt, je zu sehen bekommen solltet; so würdet ihr wahrscheinlich glauben, der Wallfisch sei im Stande, selbst Elephanten zu verschlingen. Und doch ist sein Schlund so überaus eng, daß kaum ein faustdikker Fisch, oder ein anderes Thier von der bezeichneten Stärke ihn, ohne anzustoßen, passieren kann. Gegen ein Tausend Stück Heringe mögen übrigens bei diesem Riesen des Weltmeers schwerlich zu einer Mahlzeit ausreichen. Damit er die kleinen Mollusken, in denen seine alltägliche Speise besteht, besser erhaschen könne, versah ihn der Schöpfer mit dünnen, neun bis funfzehn Fuß langen und an ihrer Basis acht bis zwölf Zoll breiten Queerblättern, oder den sogenannten Barten, deren er auf jeder Seite der obern Kinnlade etwa drei Hundert zählt. Alle Barten ohne Ausnahme sind hornartig und mit ihren scharfen Kanten nach innen und außen gerichtet; sie stehen ferner beinahe senkrecht, lassen je zwei einen Raum von einem Zoll zwischen sich, wiegen oft über zehn Zentner und liefern das einem Jeden sehr wohl bekannte Fischbein. In der Höhlung der untern Kinnlade sowol, als auch in demjenigen Gewölbe, das die beiden Bartenreihen bilden, liegt die mächtige Zunge, welche, weil sie von der Wurzel bis zur Spitze hin mit dem Fette der Kiefer zusammengewachsen ist, nicht ausgestreckt werden kann. Die Unterlippe hat, von vorn gesehen, die Gestalt eines großen, lateinischen U (U). Die Nasenlöcher, welche sich an der höchsten Stelle des horizontal liegenden Körpers befinden, sind acht Zoll weit, und, was bei einem Wasserthiere gar nöthig ist, mit kegelförmigen Klappen begabt. Glaubet übrigens nicht, daß aus ihnen, wie Einige noch immer erzählen, starke Wassersäulen baumhoch und mit einem gewaltigen Brausen emporsteigen; wisset vielmehr, daß gewöhnlich blos ein feuchter Dampf, der mit Schleim vermischt ist, ausgestoßen wird! Der fünf bis sechs Fuß lange, aber achtzehn bis zwanzig Fuß breite Schwanz dient dem Wallfisch als Waffe und Schwimm-Organ zugleich. Nur durch ihn ist er im Stande, Boote mit der sämmtlichen Mannschaft in die Luft zu schleudern, in einer Stunde fast eine deutsche Meile zurükzulegen, und auch, indem er sich entweder mit dem Kopfe, oder dem Schwanze bis zur Hälfte des Körpers hin über das Wasser erhebt, lustige Burzelbäume zu schlagen. Es giebt übrigens nicht nur schwarze, sondern auch graue, geschäkte, ja selbst weiße, oder blos auf der Brust und an der Kehle weiße Wale.

Der gemeine Wallfisch lebt in den Polarmeeren, besonders um Grönland, Spitzbergen und Nord-Amerika bis zur Behringsstraße hin; im südlichen Ocean reicht er bis ans indische Meer. In der Nähe von Neuholland, wo sie weniger verfolgt werden, spielen diese Kolosse häufig mit einander: bald stellen sie sich z. B. in eine gerade Linie und schikken aus ihren Spritzlöchern mehrere Ellen hohe Dampfstrahlen empor; bald wieder tauchen sie auf und unter, schwimmen immer einer hinter dem andern und suchen es sich gegenseitig an Schnelligkeit zuvorzuthun. Vor einem Ungewitter fliehen sie, und schlagen mit dem Schwanze dergestalt

auf das Wasser, daß es stäubt und einem die Ohren sausen. Gegen die große Kälte, welche in den Eismeeren herrscht, schützt sie die starke Schwarte und der einige Fuß tiefe Speck, welcher also außerdem, daß er sie leicht macht, auch ein trefflicher Wärmebehalter ist.

Um diese mächtigen Thiere zu fangen, steigen gewöhnlich zwei starke Männer in eine der sechs oder sieben Schaluppen, welche zu einem Wallfischfahrer gehören, und werfen ihre Harpunen, d. h. Pfeile, die zwei große Widerhaken besitzen und an einem über ein Hundert Klaftern langen Stricke befestigt sind, so lange auf sie, bis sich die unglücklichen Thiere erschöpft und fast verblutet haben. Erst jetzt tödten sie dieselben vollends mit Lanzen. Der Wallfisch taucht natürlich, sobald er sich verwundet fühlt, wüthend unter, und zieht das auf einer Rolle befindliche Seil oft so schnell nach sich, daß die Achse des genannten Werkzeuges in Brand geräth. Die Wilden an der Davidsstraße, denen die Wallfische ihr Ein und ihr Alles sind, sollen ihnen auf den Rücken springen und einen Zapfen in das eine der Spritzlöcher schlagen, dann mit ihnen zugleich in die Tiefe hinabfahren, und endlich, wann die Thiere, um zu athmen, wieder an die Oberfläche kommen, auch das andere Spritzloch verkeilen. Dies erscheint euch gewiß eben so unglaubhaft als jene wol auch aus der Luft gegriffene Erzählung, laut welcher die Schwarzen am Senegal, um das Krokodil umzubringen, ihren geharnischten Arm in den Rachen des grinsenden Thieres stekken.

Sobald der Wallfisch sich verblutet hat, nähert sich ihm der zwergige und an Geist ihm doch so weit überlegene Mensch, schneidet einige Löcher in den Schwanz, zieht ein Tau durch denselben und bringt ihn unter dem größesten Jubel Aller zum Schiffe hin. Nun geht sofort die Ernte an. Einige z. B. fahren auf einem Bote in den geöffneten Rachen, schneiden die Barten, und auch die speckreiche Zunge, deren Thran allein drei Tonnen füllt, heraus; Andere packen den Speck, wobei sie zuweilen bis an die Knöchel im Thrane umherwaten, in die schon bereit gesetzten Fässer u. s. w. Schließlich theile ich euch nur noch mit, daß man aus dem Spekke eines mittelmäßig großen Wallfisches gegen sechs Hundert Zentner Thran gewinnt, daß jede Rippe allein zwei Tonnen oder vierzig Zentner giebt, und daß die ganze Ausbeute mindestens zwei bis fünf Tausend Thaler einbringt. Das Fleisch eines jungen Wallfisches schmeckt, auf dem Roste gebraten, wie grobes Rindfleisch; das Fleisch eines alten aber ist selbst für den Gaumen eines Matrosen zu hart und wird entweder den Vögeln und andern Thieren, oder auch den ärmlichen Bewohnern des Nordens überlassen. Aus dem Fell bereitet man Sohlen, aus den Därmen Hemde, aus den Sehnen Bogensehnen u. s. w.

75. Der gemeine Finnfisch. Balaena Physalus L.

Der gemeine Finnfisch ist wol eben so groß, wie der grönländische Wall, und hat auch mit diesem einerlei Lebensart und gleiche Aufenthaltsörter; er unterscheidet sich aber auch wieder von ihm, und zwar zum Theil durch die drei bis vier Fuß hohe, blos aus Fett bestehende Rükkenfinne, zum Theil durch den schlankern Leib, welcher vielleicht kaum zehn Tonnen Thran zu liefern vermag. Seine Barten sind schlecht und werden wenig, ja gar nicht, benutzt. Die Wallfischfänger lieben ihn daher nicht; auch haben sie alle Ursache, sich vor ihm in Acht zu nehmen, weil er noch gefährlicher, als der Wallfisch, mit dem Schwanze tobt und rast.

B.

Pottwale.

Die Pottwale haben im Unterkiefer gerade, kegelförmige, in dutenartige Vertiefungen des Oberkiefers eingreifende Zähne; die Spritzlöcher vereinigen sich in einer gemeinschaftlichen, ganz vorn an der Schnauze befindlichen Mündung.

76. Der großköpfige Pottwall. Physeter macrocephalus L.

Der Pottfisch giebt an Größe, weil er noch jetzt gegen sechzig Fuß lang und zwanzig Fuß dick wird, dem grönländischen Wall wenig nach; ja er übertrifft ihn sogar noch mit Rücksicht auf seinen ungeheuern Kopf, der beinahe die Hälfte des ganzen Körpers ausmacht. Wer jedoch glaubt, er besitze auch eine ausgezeichnete Kraft im Fangen und Beißen, irrt sich sehr; denn die Größe jenes Theils entsteht blos durch eine aufliegende Höhle, die vermittels Knochen-Lamellen in mehrere Räume geschieden ist, und ein flüssiges, milchweißes, an der Luft sich verhärtendes Öl, das sogenannte Wallrath, einschließt. Es findet sich übrigens diese Masse auch noch in andern längs des Leibes sich verbreitenden Kanälen. Der große Werth, den unsere Vorfahren dem Wallrath beilegten, erkennen wir nicht mehr an; wir benutzen ihn fast allein zur Verfertigung gewisser Lichte, ganz besonders aber der weißen Wachskerzen. Eine andere merkwürdige Masse in dem Leibe des Pottwalls ist der Ambra, der weiß, grau oder schwärzlich aussieht, einen angenehmen, beinahe moschusartigen Geruch hat, und sich wahrscheinlich aus den vielen Sepien und Mollusken, die das Thier verzehrt, im Darmkanale ablagert.

Der Pottfisch lebt in den Meeren aller Klimata, vorzugsweise aber in den nördlichen Meeren. Angegriffen, vertheidigt er sich nicht, wie der eigentliche Wall, mit dem Schwanze; nein, er legt sich auf den Rücken, und beißt, so viel es ihm nur immer seine Zähne erlauben, fürchterlich um sich. Seine Wuth trifft hauptsächlich den berüchtigten Riesenhai. Dieses Ungeheuer, welches Jedermann unter dem Namen Menschenfresser kennt, so zu ängstigen, daß es sich seiner Nachstellungen wegen sogar aufs Land wirft, ist ihm eine Lust; wir dürfen es uns daher nicht befremden lassen, wenn er selbst todt noch von ihm gefürchtet wird. An Nützlichkeit steht der Pottwall dem grönländischen Wall nach.

Könnte nicht auch ein Pottwall, der, wie wir wissen, klafterlange Haie verschlingt, einst den Propheten Jonas drei Tage lang in seinem Leibe beherbergt haben? —

C.

Narwale.

Der Oberkiefer eines Narwals ist mit zwei langen, geraden, spiralförmig gewundenen Zähnen, von denen aber der eine gewöhnlich fehlt, bewaffnet (siehe den besonders abgebildeten Stoßzahn des Narwals!); die Spritzlöcher ferner haben eine gemeinschaftliche, mit einer Art Klappe versehene Öffnung.

77. Der gemeine Narwal. Monodon Monoceros L.

Das beste Kennzeichen des Narwals ist der unverhältnißmäßig große, bereits näher bezeichnete Stoßzahn. Diese schreckliche Waffe, welche selbst dem riesigen Wall Tod und Verderben bringen kann, sitzt im Zwischenkiefer fest, verdünnt sich kaum merklich und wird gar nicht selten zehn bis zwölf Fuß lang. Junge Narwale haben gewöhnlich zwei Stoßzähne. Aus demselben Grunde aber, nach welchem der eine Kern in der Haselnuß verkümmert, damit sich nämlich der andere um so vollkommener ausbilden könne, tritt wahrscheinlich derjenige Zahn des Narwals, welcher anfangs schon kleiner ist, als der zweite, immer mehr zurück, und fällt wol zuletzt, ohne also erst gewaltsam an Schiffen, oder in Kämpfen abgebrochen zu werden, von selbst aus.

Die Narwale messen, den Stoßzahn nicht gerechnet, zwanzig bis dreißig Fuß in die Länge, sind braun, weiß und schwarz marmorirt, und bilden jedenfalls jene berühmten See-Einhorne, über welche die Alten so viel mitzutheilen wissen. Ihre Heimath ist der nördliche Theil des atlantischen Oceans. Ja, dort liegen sie gesellig zu sechs bis zwölf Stück an den Wuhnen der Eisfelder, warten auf ihre Freunde, die grönländischen Wale, und nähren sich von Schollen, allerlei Schalthieren und Meergras. Wie bei den Walen, ist auch bei ihnen der Schwanz das vornehmste Schwimm-Organ. Wohl wissend, daß sie gleichsam die Lakaien der Wale sind, freuen sich die Schiffer nicht wenig über sie, da sie ja bei ihrem Anblick hoffen dürfen, nun auch recht bald ihre riesenhaften Gefährten zu treffen. Sie benutzen ihren Speck und verarbeiten die Stoßzähne wie Elfenbein.

Vor ungefähr zwei Jahrhunderten, als die Europäer noch nicht in dem hohen Grade, wie gegenwärtig, im Nordmeere bekannt waren, gab es nur wenige Narwal-Stoßzähne in Europa, welche daher auch für große Seltenheiten galten und ihren Besitzern ungeheure Summen kosteten. Der damals herrschende Aberglaube legte ihnen überdies wunderbare arzneiliche und verschiedene andere, geheime Kräfte bei. Kaiser und Könige ließen sich Stäbe aus ihnen verfertigen, und befahlen dann ihren Waffenträgern, sie ihnen überall nachzutragen. Die kostbarsten Bischofsstäbe waren gleichfalls aus solchen Zähnen gearbeitet. Jetzt indeß haben die Zähne des Narwals ihren eingebildeten Werth gänzlich verloren: denn Niemand glaubt mehr an ihre geheimen Kräfte; auch weiß Jeder, daß sie keineswegs dem fabelhaften Einhorne angehören.

D.

Delphine.

Bei den Delphinen ist sowol der Ober-, als auch der Unterkiefer mit einer Menge dünner, krummer, zugespitzter Zähne versehen (siehe das besonders gezeichnete Gebiß des Delphins!); die Spritzlöcher kommen in einer halbmondförmigen Öffnung zusammen.

78. Der gemeine Delphin. Delphinus Delphis L.

79. Der Braunfisch oder das Meerschwein. Delphinus Phocaena L.

Der gemeine Delphin oder der Trümmler hat einen fast rundlichen Leib, eine Länge von acht bis zehn Fuß und eine ziemlich

spitz sich verlängernde, mit einer breiten Binde bezeichnete Schnauze; der Braunfisch oder das Meerschwein hingegen ist spindelförmig, nur etwa fünf bis sechs Fuß lang und mit einer stumpfen, in einerlei Wölbung mit der Stirn zusammenfließenden Schnauze begabt: beide Thiere sind oben schwärzlich und unten weiß, tragen eine Rückenflosse und leben fast in allen Meeren der Erde; beide ferner erscheinen klug und gesellig, kühn und räuberisch, scherzen und spielen gern, schwimmen außerordentlich schnell, und folgen, blos um immer in der Nähe von Menschen zu sein, den Schiffen oft schaarenweis' nach. Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit lauschen sie den Tönen der Musik. So ist es denn klar, daß sie den grönländischen Walen, welche von dem Allen keine Ahnung haben, und ihre Riesenkräfte nur gebrauchen, um Nahrung zu gewinnen, sich zu vertheidigen und in unbeschränkter Freiheit den Ocean von Pol zu Pol zu durchwandern, eben so in geistiger Hinsicht vorausgeeilt sind, als sie ihnen an Größe des Leibes nachstehen. Die Alten zählten sie sogar zu ihren fabelhaften Gottheiten des Meers, und lassen Helden, welche boshafte Menschen ins Meer gestürzt hatten, von herbeieilenden Delphinen gerettet und auf deren Rücken unverletzt in irgend einen Hafen getragen werden.

Abgesehen davon, daß sie den Seereisenden durch ihre wellenförmigen, auf- und abgehenden Bewegungen ein unterhaltendes Schauspiel gewähren, nützen sie dem Menschen noch durch ihren Speck, dessentwegen sie namentlich zahlreichen Angriffen ausgesetzt sind.

Elfte Ordnung.

Flatterer oder Fledermäuse.

Die Flatterer besitzen in beiden Kinnladen zackige Backenzähne, jederseits einen Eckzahn und im Oberkiefer zwei bis vier, im Unterkiefer hingegen zwei bis sechs Vorderzähne; ihre Zehen an den Vorderfüßen sind, den Daumen ausgenommen, der ein kurzer, hakiger Nagel bleibt, fast bei allen wunderbar verlängert, und durch eine Haut, welche bis an die Hinterfüße und den Schwanz reicht, mit einander in Verbindung gesetzt.

Um nicht genöthigt zu sein, Manches wiederholt andeuten zu müssen, theile ich euch über die Flatterer noch Folgendes im Allgemeinen mit.

Die Haut, welche die Nase der Fledermäuse bedeckt, bildet sich bald zu einem Trichter oder Hufeisen, bald zu Blättern oder ihnen ähnlichen Gestalten aus und leistet uns namentlich bei der Unterscheidung einiger hieher gehörigen Arten wichtige Dienste. Nicht minder bemerkenswerth ist die eigentliche Flughaut. Wer je einen Flatterer mit Aufmerksamkeit angesehen hat, wird wissen, daß sie an der Achsel ihren Anfang nimmt und bis zur Schwanzspitze fortgeht, daß sie ferner höchst dünn, durchsichtig, und auch öfter nackt, als mit Haaren bewachsen, ist, und daß sie sich endlich eines Oles wegen, welches aus den Nasendrüsen abgesondert

und vermittels der Zehen in sie eingerieben wird, stets kalt und fettig anfühlt. Wir lenken drittens unsern Blick auf den überaus feinen Gefühlssinn, der seinen Sitz in den zahlreichen Nerven der Ohr-, Nasen- und Flatterhaut hat. Merket! nur mit seiner Hülfe wird es den in Rede stehenden Thieren möglich, selbst dann noch, wenn sie geblendet worden sind, mit einer erstaunenswerthen Geschicklichkeit umherzuflattern und die leiseste Annäherung irgend eines Dinges augenblicklich zu gewahren. An interessanten Versuchen hierüber fehlt es nicht. Noch nie gelang es uns z. B., eine blinde Fledermaus, welche sich aus Mattigkeit auf irgend einen Ort gesetzt hatte, zu greifen; immer entschlüpfte sie wieder, sobald ihr die Hand nahe gekommen war. Der Umstand, daß keine Fledermaus mehr fliegt, wenn ihr Kopf mit einer Papierdüte beschwert, oder mit leichten, feinen Zeugen umwikkelt wird, macht es wahrscheinlich, daß das feine Gefühl auf jenem Körpertheile seinen Glanzpunkt hat. — Wir wenden uns nun zur Beschreibung der einzelen, auf unserer Wandtafel abgebildeten Arten.

80. Der fliegende Maki. Galeopithecus volans Pall.

Der fliegende Maki, an dessen länglichem Kopfe die großen Augen, die stumpfe Schnauze und die kleinen, rundlichen Ohren vorzugsweise zu merken sind, ist mit den eigentlichen Fledermäusen nicht näher, als mit dem Flughörnchen verwandt, und könnte daher eben so gut zu diesen, wie zu jenen Thieren, gezählt werden. Der große Linné rechnete ihn sogar zu den Mokoko oder Halbaffen; wir haben ihn nach dem Vorgange neuerer Naturforscher, und zwar mit besonderer Rücksicht auf seine Häßlichkeit (sehet euch ja das Bild desselben an!), den Flatterthieren beigesellt. Die Flughaut, an der er sich am besten erkennen läßt, ist dünn und behaart; ferner, weil er keine verlängerte Zehen besitzt, blos zwischen dem Halse, den Füßen und dem Schwanze ausgebreitet; und dient ihm, wenn er seine weiten Sätze von Baum zu Baum macht, fast nur als Fallschirm. An Größe kommt er einer gewöhnlichen Hauskatze gleich. Auf den molukkischen und philippinischen Inseln, die er nämlich bewohnt, nährt er sich von Kerfen und Baumfrüchten, klettert er, wie eine Katze, und läuft eben so behend, wie diese, über den Boden hinweg. Sein Fell ist unten rostfarben, oben aber bräunlichgrau und mit dunklern Queerstreifen geziert; die schwarzen, parallelen Streifen, deren sich zwei an jeder Seite des Halses zeigen, lösen sich auf den Vorderfüßen in einzele Linien auf.

81. Die gemeine Fledermaus. Vespertilio murinus L.

Sobald die Luft an Sommerabenden anfängt, kühler zu werden, kommen besonders die gemeinen oder rattenartigen Fledermäuse, welche sich in Menge in unsere Städte und Dörfer einquartirt haben, aus ihren Schlupfwinkeln hervor, machen Jagd auf allerlei Kerfe und benaschen gelegentlich auch den Speck in den Schornsteinen und verschiedene Vorräthe in den Fleisch- und Speisekammern. Während des heißen Tages sitzen sie gesellig in den Firsten der Häuser und erquikken sich dort oben an der Wärme der Dachziegel. Ihr Körper kommt an Größe einer Hausmaus gleich, ist ohne besondere Hautansätze auf Nase und Ohren und trägt einen auf dem Bauche weißgrauen, auf dem Rükken und an den Seiten aber röthlichgrauen Pelz; die Ohren sind so lang, als der Kopf, und der Schwanz, welcher dem Leibe an Länge wenig nach-

steht, liegt von der Flughaut völlig eingeschlossen da. Letztere klaftert gegen einen Fuß und läuft in einen vorspringenden Winkel aus. Die häßliche Gestalt und die kleinen Diebereien, welche sie zuweilen an unsern Speisen begehen, sind es übrigens nicht allein, die sie uns unleidlich und verächtlich gemacht haben; auch ihr schnelles, uns gar oft einen Schreck verursachendes Hin- und Herflattern, besonders aber der bisamartige, unausstehliche Geruch, machen es, daß wir sie verabscheuen, und ihnen, wo wir nur wissen und können, aus dem Wege gehen. Nur als Vertilger vieler schädlichen Kerfe verdienen sie unsern Dank. Mit ihrem Kothe, der nämlich wie Schmetterlingspüppchen aussieht, Unkundige anzuführen, gereicht ihnen auch nicht zur Ehre. So thäten sie endlich ungleich besser, den ganzen Winter, wie die Murmelthiere, Siebenschläfer u. s. w., in Erstarrung zuzubringen, als an gelinden Tagen desselben vom Schlafe zu erwachen und ihre Räubereien aufs neue zu treiben.

82. Der Vampyr oder Blutsauger.

Phyllostoma Spectrum Geoffr.

Ungleich ärger, als ein gewöhnlicher Dieb, erscheint in gewisser Hinsicht der Vampyr: jener, der nur nach Geld und Gut trachtet, ist froh, wenn er bei seinen Räubereien Niemanden zu Gesichte bekommt; dieser hingegen sucht geradezu die Menschen auf, schleicht dann leise zu ihnen hin, und saugt ihnen, während sie schlafen, das Blut aus. Ganz auf dieselbe Weise bestiehlt er auch Vögel und Säugethiere. Damit keines derjenigen Geschöpfe, von dessen Blute er sich labt, aufwache, fächelt er ihm vermittels seiner Flügel, welche bei ihm mehr, als bei irgend einem andern Flatterer ausgebildet sind, eine angenehme Kühlung zu. Das Saug-Organ ist die rundliche, vorstreckbare, in harte, scharfe Wärzchen sich endigende Zunge. Wo es ihm ein Mal gut geschmeckt hat, kommt er gewiß die nächste Nacht wieder, und kümmert sich wenig darum, ob die Menschen, oder die Thiere des großen Blutverlusts wegen siech und elend werden, oder nicht. Wer von uns gönnt wol nun noch den Süd-Amerikanern dieses häßliche, wenigstens bei schwächlichen Personen Ohnmachten, Erschöpfungen und andere gefährliche Zufälle bewirkende Thier? —

Der Vampyr erreicht die Größe eines Eichkätzchens, klaftert bei ausgebreiteten Flügeln gegen zwei Fuß, ist im Allgemeinen grau oder schwarzbraun, im Gesicht und an den Seiten röthlich, und gehört, weil er auf der Nase einen aufgerichteten, trichterähnlichen Ansatz trägt, zu der Familie der Blattnasen, bei denen sich, wie uns sein Bild lehrt, nicht nur die Seitenhaut zu einem Fächer und die Vorderfüße zu Flügeln, sondern auch meist die Ohren zu doppelten Muscheln und die Nase zu blatt-, kamm- oder trottelartigen Auswüchsen gebildet haben. Sein Kopf ist lang, schmal, überhaupt dem Kopfe eines Fuchses nicht unähnlich.

Die Vampyre ziehen oft heerdenweis' von einer Gegend zur andern, laufen auf der Erde so schnell, als Ratten und Mäuse, und hängen bei Tage zu Hunderten an den Bäumen fest. Wie die fliegenden Hunde, die ihr sogleich näher kennen lernen sollt, werden auch sie gegessen und von manchen Leckermäulern sogar für eine Delikatesse gehalten.

83. Der fliegende Hund. Pteropus edulis Briss.

Der fliegende Hund ist die schönste der Fledermäuse. Wie wenig

er sich jedoch auf dieses Lob zu Gute thun darf, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf unsere Wandtafel; denn alle seine Verwandten sind dermaßen häßlich, daß es nur des hundeartig gebildeten Kopfes und des glänzendschwarzen, an den Seiten und auf dem Rükken aber röthlichgelben Haares bedurfte, um ihm die erste Stelle unter diesen mißgestalteten Thieren einräumen zu können. Sein Kopf mißt gegen drei, sein übriger Körper neun Zoll; seine Flughaut, welche zwischen den Schenkeln tief eingeschnitten ist, hat eine Weite von drei Fuß. Ost-Indien und China, vorzüglich aber die Inseln Java, Bourbon, Sumatra, die Philippinen und mehrere andere, sind mit fliegenden Hunden reichlich begabt. Dort schwärmen gegen Abend die in Rede stehenden Thiere in unzähliger Menge umher, fressen Blüthen, Baumfrüchte, auch wol zuweilen ein Stücklein Fleisch, und hängen sich bei Tage, den sie schlafend zubringen, klumpenweis' an Baumästen auf. Blut zu saugen, wie die Vampyre, fällt ihnen nicht ein; um so begieriger aber sind sie nach dem köstlichen Palmensafte, an dem sie sich zuweilen, wie man meint, ein Räuschchen trinken sollen. Gegen die Menschen beweisen sie sich stets zutraulich und lassen sich von ihnen gern und willig zähmen. Jener fliegende Hund, den man in einem Käfige lebendig nach Europa brachte, war jede Nacht in ununterbrochener Bewegung, wurde meist mit Bananen, den Früchten des Pisang, genährt, sog Fleisch, aber verschluckte es nicht, fiel über einen todten Papagei begierig her, und zeigte sich gegen seine Pfleger, die er wiederholt beleckte, erkenntlich und dankbar. Auch die fliegenden Hunde riechen sehr unangenehm.

84. Die große Hufeisennase.

Rhinolophus Ferrum equinum Geoffr.

Außer dem Borstenkreise, welcher auf zehn Wärzchen um den Trichter steht, in dessen Vertiefung die Nasenlöcher liegen, bemerken wir bei diesem Thiere vorzugsweise eine große Hautfalte, deren hufeisenförmige Gestalt ihm den Namen gegeben hat. Es ist, ungeachtet sie die große Hufeisennase heißt, kleiner, als die gemeine Fledermaus (es mißt nämlich nur etwas über zwei Zoll, hat aber einen eben so langen Schwanz), auf dem Rükken röthlich-, dem Bauche aber weißlichgrau und lebt in den Ländern des mittlern und des südlichen Europa's. Thüringen z. B. hat solcher Flatterer zur Genüge. Von der Vorsehung bestimmt, außer den gewöhnlichen Kerfen die Larven der Hafte, Schnaken u. s. w. zu erbeuten, schwebt sie, wie eine Schwalbe, gar nicht selten über stehendem Wasser und taucht ihren Kopf zu wiederholten Malen in dasselbe. Vermöge ihrer langen Flügel hebt sie sich mit Leichtigkeit von der Erde auf. Den Speck liebt sie nicht; auch muß sie, weil sie im Winter ziemlich oft umherflattert, der Wärme weniger bedürfen, als andere Fledermäuse. Ob sie das Tageslicht dadurch, daß sie das untere Augenlied vorzieht, zu schwächen verstehe, ist zwar noch zweifelhaft; allein der Umstand, daß sie häufig bei Tage umherfliegt, macht Dies mehr, als wahrscheinlich. Übrigens zischt sie viel, und stirbt, vermittels eines Besens von den Ziegeln heruntergeschlagen, nach wenigen Augenblikken.

Noch andere, auf unserer Wandtafel aber nicht abgebildete Flatterer sind:

a) die langohrige Fledermaus, **Vespertilio auritus**, ein Thier, das ganz Europa und Mittelasien zu seiner Heimath erwählt hat und bei uns in großer Menge die Felsenspalten und hohlen Baumstämme

bewohnt. Wir erkennen sie vorzugsweise an ihren fast durchsichtigen, anderthalb Zoll langen, an der Basis zusammengewachsenen Ohren. Das Fell ist unten hell-, oben schwarzgrau. Auf irgend eine Weise in ihrer Ruhe gestört, zwitschert sie fein, kriecht überall umher, richtet die Ohren in die Höhe und gewährt uns überhaupt in ihrem halbdunkeln Stübchen einen abenteuerlichen Anblick. Sie ist endlich dasjenige Säugethier, welches, weil es nur zur Größe der Hufeisennase heranwächst, verhältnißmäßig die längsten Ohren besitzt.

b) die graue Rusette, Pteropus griseus Briss. Als ein Gattungsverwandter des fliegenden Hundes hat auch ihr Kopf mit dem Kopfe unseres treuen, wachsamen Wächters viel Ähnlichkeit. Merket euch nur das Wenige, daß sie in Ost-Indien und auf den nahe gelegenen Inseln jenes großen Landes lebt, während des Tages in ganzen Schaaren an den Bäumen hängt, bei Nacht eine Menge Früchte verzehrt oder zerstört, vermittels eines Sackes an einer langen Stange gefangen wird, und daß ihr Fleisch eben so gut schmeckt, als ein Hasen- oder Rebhühnerbraten!

c) die Leiernase, Megaderma Lyra Geoffr. Schon ihr Name deutet die Form der Nasenhaut an. Dieser zusammengesetzte Ansatz sowol, als auch die großen, über dem Kopfe eine bedeutende Strecke weit zusammengewachsenen Ohren sind es nun, welche der Leiernase, die ebenfalls ein Bewohner Ost-Indiens ist, ein beinahe lächerliches Aussehen verleihen. Ihre gewöhnliche Speise besteht in Kerfen von der verschiedensten Beschaffenheit. Ungeachtet sie keinen Schwanz besitzt, spannt sich ihre Flughaut dennoch auch zwischen den Hinterschenkeln aus. Andere, ihr eigenthümliche Merkwürdigkeiten kennen wir nicht.

Wer die Absicht hat, sein Haus von Fledermäusen zu reinigen, schieße sie entweder in mondhellen Nächten mit der Flinte aus der Luft, oder suche sie bei Tage in ihren Schlupfwinkeln, wo sie leicht todt geschlagen werden können, fleißig auf. Zuweilen leistet wol auch ein großmaschiges Netz, oder eine Angel, an deren Haken ein Insekt befestigt worden ist, gute Dienste. Übrigens vergesse doch Keiner, daß die Fledermäuse zu den nützlichen Thieren gehören, und daß wir daher nur dann, wenn sie sich in allzu großer Menge bei uns einquartirt haben, berechtigt sind, mit Flinten und Angelhaken, mit Netzen, oder noch andern Werkzeugen gegen sie zu Felde zu ziehen!

Zwölfte Ordnung.

Beutelthiere.

Das Gebiß der Beutelthiere ist verschieden gebildet; das Weibchen trägt am Unterleibe einen Sack oder Beutel, in welchem die früh geborenen Jungen ihre Reife erhalten, und der jederseits vermittels einer Hautfalte geschlossen werden kann.

Ungeachtet sich bei den Beutelthieren viel Affenähnlichkeit findet (die

meisten haben unter andern an den Hinterfüßen eine deutliche Hand), so stehen sie doch auch wieder der Grenze zwischen Vögeln und Säugethieren sehr genähert. Zwar legen sie keine Eier; allein ihre Jungen sind, wann sie geboren werden, noch ohne alle Spur der äußern Glieder, und daher jeder Fortbewegung eben so unfähig, als die Eier des Vogels. Stets bleiben sie einige Wochen lang an den Zitzen des Beutels unverrückt hangen. Sind sie groß genug, den Beutel, ihre Wohnstätte, verlassen zu können; so laufen sie zwar zuweilen munter umher, kehren aber, um entweder zu trinken, auszuruhen, oder zu schlafen, noch lange Zeit auf dieselbe zurück. Und die Mutter nimmt sie jedes Mal sehr liebreich auf und vertheidigt sie nöthigen Falls gegen alle ihnen nachstellenden Feinde aufs beste.

Gegenwärtig leben die Beutelthiere fast nur in Amerika und auf Neuholland; allein früher gab es deren auch in Europa, wie die versteinerten Knochen beweisen, welche man in Frankreich und England aufgefunden hat.

85. Das große Känguru. Halmaturus giganteus Ill.

Wie es einem Thiere mit Hinterbeinen, welche wenigstens drei Mal so lang sind, als die lächerlich kurzen, kaum noch zum Gehen geeigneten Vorderpfötchen, und mit einem Rumpfe, dessen Umfang nach hinten hin eben so zu-, wie bei einem Seehunde abnimmt, möglich ist, sich schnell von einem Orte zum andern zu bewegen, könnten wir, wären nur Neuholland und Neu-Südwallis nicht gar so weit von uns entfernt, bei dem großen Känguru deutlich sehen, das in jenen Ländern zu dreißig bis vierzig Stück gesellig und unter eigenen Anführern bei einander sorgenlos lebt. Dieses sonderbar gestaltete Thier ist rehfarben oder bräunlichgelb, übertrifft, weil es fünf bis sechs Fuß lang wird, an Größe unser Schaf, und trägt einen außerordentlich muskulösen Stützschwanz, der an Länge den übrigen Leib ungefähr zur Hälfte erreicht. Seine vorzüglichste Waffe ist die durch Größe und einen langen, dreieckigen Nagel ausgezeichnete Mittelzehe der Hinterfüße. Auf allen Vieren stehend, berühren die Känguru, ungeachtet ihr Bürzel eine bedeutende Höhe hat, mit dem Kopfe und der Brust beinahe die Erde; gejagt, halten sie den Leib, indem sie sich des Schwanzes bedienen, föhlig und machen sechs bis zehn Fuß weite Sprünge. Nur bei völliger Ruhe sitzen sie auf den Hinterbeinen und dem Schwanze, wie auf einem Dreifuße (siehe die Abbildung!). Hunden, welche es wagen, sie anzugreifen, bringen sie vermittels ihres Schwanzes solche Schläge bei, daß ihnen die Lust, sie weiter zu verfolgen, früh genug vergeht; im Kampfe mit einander selbst, setzen sie sich blos auf den hinten ausgebogenen Schwanz, halten sich vermittels der Vorderpfötchen an der Brust fest und hauen sich gegenseitig die beiden stark bewaffneten Zehen der Hinterfüße in den Leib. Noch andere Feinde treiben sie gegen irgend einen festen Körper, z. B. gegen eine Mauer oder einen Baum, und reißen ihnen den Bauch auf. Sie sind übrigens sehr sanft und lassen sich streicheln, weiden, wie andere Säuger, auf vier Füßen, lecken, gleich Hunden, das Wasser und balgen sich in der Gefangenschaft oft Viertelstunden lang mit ihren Wärtern auf die listigste, gewandteste Weise.

Das Weibchen des Känguru trägt selten mehr, als ein Junges, im Beutel. Dieses ist anfangs völlig nackt und blos einen Zoll lang; es sieht ferner ganz so aus, wie ein neugebornes Thier, scheint neun Monate zu saugen und verläßt seine Wohnstätte erst spät zuweilen auf

einige Zeit. Bei Gefahren, wie auch, wenn es Durst bekommt, kehrt es sogleich in den Beutel zurück. Es mag übrigens gar interessant sein, mit anzusehen, wie das kleine Thier, wann die Mutter weidet, aus dem Beutel guckt und sich gelegentlich auch ein Pflänzlein sucht. Gras und Früchte sind der Känguru angenehmste Speise; in der Gefangenschaft scheinen sie besonders die Mohrrüben zu lieben. Der Weltumsegler Cook entdeckte das Känguru im Jahr 1779.

86. Der Philander oder die Aeneasratte.
Didelphys dorsigera.

Der Philander ist nicht größer, auch fast eben so gestaltet, wie eine gewöhnliche Ratte, bewohnt mehrere Gegenden Süd-Amerika's und gräbt sich als ein nächtliches Thier Höhlen in die Erde. Sein Kopf und Oberleib sind rothbraun, seine untern Theile gelblichweiß gefärbt. Der Beutel, dieses so charakteristische Kennzeichen der Thiere seiner Ordnung, ist bei ihm nur durch einen Hautrand angedeutet. Wenn die Jungen, deren ein Weibchen fünf bis sechs wirft, hinlänglich erwachsen sind; so verlassen sie nicht selten in Gesellschaft der Alten die Aufenthaltshöhle, springen voll Freude bald hierher, bald dorthin, besteigen aber sogleich, als sie Gefahr bemerken, den Rücken der Mutter wieder, und umwickeln deren langen, beschuppten Schwanz mit ihren Schwänzen so fest, daß sie nicht herabfallen können. Erst jetzt eilt das so merkwürdig beladene Thier mit seinen Lieblingen der Höhle zu. Die Nahrung des Philanders besteht in Vögeln, allerlei Kerfen und Baumfrüchten.

87. Der ostindische Kuskus. Balantia orientalis.

Der ostindische Kuskus erreicht die Größe einer Hauskatze, trägt einen dichten, grauen oder röthlichgelben Pelz und ist mit einem starken, beschuppten, die Länge des Leibes fast noch übertreffenden Schwanze versehen. Seine Heimath sind hauptsächlich die molukkischen Inseln. Gesonnen, eine saftige Baumfrucht, oder auch Kerfe, die er geschickt zu haschen weiß, zu verzehren, setzt er sich auf den hintern Theil seines Körpers, richtet sich in die Höhe und führt die Nahrung zwischen seinen Vorderpfötchen, die ungleich kleiner sind, als die fleischigen Hinterfüße, dem Munde zu. Auch ihm können wir es ansehen, wie gut ihm z. B. eine Pisangfrucht schmeckt. Große Kuskus sind sehr bösartig und offenbaren nicht selten eine bedeutende Stärke. Auf einem Baume sitzend, ist ein solcher Kerl wol vermögend, einen Menschen, der ihn am Schwanze gefaßt hat, in die Höhe zu ziehen, um ihn nachher, hämisch genug, gehörig wieder fallen zu lassen. Sonst fürchtet er den Menschen und meidet mit Freuden seine Gesellschaft. Durch die Annäherung desselben erschreckt, umschlingt er vermittels seines Wikkelschwanzes sogleich einen Ast, läßt sich aber doch, wenn man nur stehen bleibt und ihn ununterbrochen, also starr, ansieht, auf die Erde herab. Die Kunst, ihn so von den Bäumen zu gukken, sollen jedoch nur gewisse Leute besitzen (?). Die nackten Jungen hängen so fest an den Zitzen, daß, wenn sie abgerissen werden, Blut fließt, weshalb man auch gemeint hat, sie wüchsen aus den Zitzen, wie die Äpfel aus dem Stiel. Die Eingebornen essen die Kuskus ungeachtet des widerlichen Geruches, den auch diese Thiere nimmer los werden können.

88. Der langgeschwänzte Schweifbeutler. Dasyurus macrourus.

Der langgeschwänzte Schweifbeutler hat nicht nur die Größe und die Gestalt des Iltis, sondern ist auch eben so gefräßig, als dieses verrufene Raubthier. Wir finden ihn am häufigsten an der Ostküste von Neuholland. Sein Schwanz ist fast länger, als der Leib, aber wikkelt sich nicht; seine Hinterfüße sind Hände, welche anstatt des Daumens nur ein Knötchen besitzen. Wie uns schon die Abbildung auf unserer Wandtafel lehrt, erkennen wir dieses Thier hauptsächlich an den großen, weißlichen Flekken zu beiden Seiten des Körpers und auf dem Schwanze, welche dem dichten, hellbraunen Pelze ein gar stattliches Aussehen gewähren. Der langgeschwänzte Schweifbeutler ist übrigens bis jetzt nicht genauer, als jedes andere Thier des allzu weit entfernten Neuhollands, beobachtet worden, daher sich auch über seine Lebensart kaum etwas mit Sicherheit mittheilen läßt. So viel jedoch wissen wir, daß er stets auf der Erde lebt, sich von Aas und Insekten nährt und nicht selten die Vorrathskammern der Eingebornen besiehlt.

Noch andere, des Erwähnens werthe Beutelthiere sind:

a) die große Beutelratte, Didelphys marsupialis. Sie bewohnt Amerika, namentlich Brasilien und Cayenne, erreicht die Größe einer Hauskatze und ist mit einem gelblichbraunen Felle geschmückt. Bei den vielen Räubereien kommen ihr die funfzig Zähne in den Kinnladen sehr zu Statten. Während der Nacht schläft sie ruhig in einsamen Wäldern und Gebüschen; allein bei Tage ist sie ununterbrochen geschäftig, sich Eier, Kerfe, Vögel, Mäuse oder Baumfrüchte zu suchen, die Hühnerställe auszuwittern und die Bewohner derselben in Menge zu würgen. Allen ihren Schlachtopfern saugt sie nach Marderart das Blut aus, welches sie jeder andern Speise vorzieht. Ist sie so unglücklich, mit einer Laterne überrascht zu werden; so weiß sie nicht mehr, was sie zu thun hat, und fällt unfehlbar dem Tode anheim. Noch zweierlei macht sie uns merkwürdig: erstens besitzt sie wirklich eine so bedeutende Zähigkeit des Lebens, daß das Sprichwort: „eine Beutelratte hat neun Katzenleben," keineswegs aus der Luft gegriffen ist; und zweitens stellt sie sich beharrlich todt, so daß sie lieber auf sich schießen läßt, als auch nur ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Ungeachtet ihr Fleisch gegessen wird, hat sie doch bis jetzt Keiner gezähmt.

b) der kleine Flugbeutler, Petaurus pygmaeus Ill., ein graues, nur die Größe einer Maus erreichendes neuholländisches Thier. Sowol die Haut, welche sich zwischen seinen Schenkeln ausbreitet, als auch der Schwanz, dessen Haare, wie die Bärte einer Schreibfeder, in zwei Zeilen stehen, verleihen dem Thiere das Geschick, sich, gleich dem fliegenden Eichhörnchen, einige Augenblikke schwebend in der Luft zu erhalten und im Verhältniß zu seiner geringen Größe mächtige Sätze zu machen. Von seinem sonstigen Leben ist wenig, ja gar nichts, bekannt.

c) der Wombat, Phascolomys Wombat, welcher mit Rücksicht auf sein Gebiß den Nage-, hinsichtlich des Zitzensacks aber, den das Weibchen, wie gewöhnlich, am Bauche trägt, den Beutelthieren angehört. Er erreicht die Größe eines Dachses und hat ein graubraunes, mit groben, langen Haaren besetztes Fell. Schon der kurze Stummel, welcher die Stelle des Schwanzes vertritt, zeigt uns, daß der Wombat sein Lager unter der Erde aufschlägt; noch mehr jedoch ersehen wir Dies aus dem großen, platt gedrückten Kopfe, den kleinen, nackten Ohren, und aus den kurzen Füßen, die besonders dadurch, daß ihre Zehen kaum ge-

trennt und mit starken, schaufelartigen Krallen bewaffnet sind, zu wahren Grabfüßen werden.

Der Wombat ist sanft und gutmüthig, läßt sich leicht fangen und zähmen, wiegt höchstens zwanzig bis dreißig Pfund, und erfreut die Bewohner Neuhollands und Vandiemenslands, woselbst er seine unterirdischen Gänge bereitet und von allerlei grünen Pflanzen und deren Wurzeln lebt, gar sehr durch sein schmackhaftes Fleisch.

Dreizehnte Ordnung.

Vogel-Säugethiere.

Die Zähne fehlen entweder ganz, oder es sind nur einige faserige, im Zahnfleische sitzende Backenzähne vorhanden; die Kiefer sind lang, schnabelförmig und blos mit Haut überzogen; mehr jedoch, als dies Alles, unterscheidet die Vogel-Säugethiere von den übrigen Thieren ihrer Klasse der gänzliche Mangel, oder mindestens das Verborgensein der Säugebrüste.

89. Das braune Schnabelthier. Ornithorhynchus fuscus.

Das Schnabelthier, dieses höchst abenteuerliche Geschöpf, hat einen flachen, robbenartigen, in einen kurzen, platten Schwanz sich endigenden Leib, wird gegen anderthalb Fuß lang und zeichnet sich vor allen uns bekannten Säugethieren durch seine sonderbar gebildete Schnauze aus. Dieselbe ist nämlich wirklich wie ein Enkenschnabel gestaltet, ohne fleischige Lippen und von einer nervenreichen Haut bedeckt. Die fünf Zehen an den kurzen Füßen sind durch eine Schwimmhaut verbunden. Gleich einer Ente, wühlt auch das Schnabelthier vermittels seiner Schnauze beständig im Schlamme der Dümpfel und Teiche umher, taucht, wie jene, während es den Hinterleib emporhebt, zu wiederholten Malen unter, und kommt blos, wann es athmen will, über die Oberfläche des Wassers zurück. Ja, auf diese Weise sucht es überall in Neuholland, seinem Vaterlande, diejenigen Kerfe und Wasserthiere zu erhaschen, welche ihm der Schöpfer zur Nahrung angewiesen hat.

Das männliche Schnabelthier besitzt an der Ferse der Hinterfüße einen röhrigen Sporn, der mit einem Giftbläschen in Verbindung stehen, und dessen es sich als Vertheidigungswaffe bedienen soll. Nach der Beobachtung Einiger wirkt jede Verwundung durch ihn ganz so, wie ein Schlangenbiß, und bringt mindestens eine vorübergehende Raserei zuwege. Das Schnabelthier nähert sich auch rücksichtlich seiner innern Theile sehr den Vögeln. So steht es denn in allen Stükken als ein unseliges Mittelding da, von dem wir niemals recht erfahren werden, ob es Dieses oder Jenes ist. Alle solche Wesen aber, die so unentschieden in der Mitte zwischen rechts und links, oben und unten schweben, haben auch

draußen, nämlich in der freien Natur, den schlimmsten, gefährlichsten Charakter. Kein Vogel, kein anderer Säuger, nur das Schnabelthier ist giftig.

Das röthliche Schnabelthier, O. paradoxus Blumenb., dessen Haare nicht kraus und schwärzlich, sondern kurz und glatt, ferner unten silbergrau, oben aber rothbraun sind, übertrifft an Größe das vorige nur wenig, erinnert in vielfacher Beziehung an die Fischotter und hat mit seinem Gattungsverwandten Nahrung und Heimath gemein.



Register.

A.

Lateinisches Register.

	Seite.
Antilope Cervicapra	92
— Euchore	93
— Gnu	92
— Rupicapra	90
Arctomys Bobac	58
— citillus	—
— Marmotta Schreb.	56
Ateles Paniscus	14
Auchenia Llama Gmel.	81
Balaena Mysticetus	113
— Physalus	114
Balantia orientalis	123
Bos americanus	99
— Bubalus	97
— Taurus	98
— Urus	96
Bradypus tridactylus	68
Callithrix sciurea Erxl.	15
Camelopardalis Giraffa	83
Camelus Bactrianus	80
— Dromedarius	79
Canis aureus	22
— domesticus leporatus	17
— lagopus	23
— Lupus	19
— Vulpes	20
Castor Fiber	62
Capra Hirca	94
— Ibex	93
Cavia Cobaya	67
Cebus capucinus Geoffr.	15
Cercopithecus larvatus Briss.	12
Cervus Alces	89

	Seite.
Cervus Capreolus	85
— Dama	87
— Elaphus	85
— Tarandus	88
Colobus polycomos Ill.	12
Cricetus vulgaris Dum.	54
Cynocephalus Sphinx Briss.	11
Dasypus niger	70
Dasyurus macrourus	124
Delphinus Delphis	116
— Phocaena	—
Didelphis dorsigera	123
— marsupialis	124
Dipus Jaculus	57
Elaphus africanus Cuv.	103
— indicus Cuv.	—
— primigenus Blum.	105
Enhydris marina Licht.	39
Equus Asinus	76
— Caballus	73
— hemionus Pall.	77
— Quagga	—
Zebra	76
Erinaceus auritus	47
— europaeus	—
Felis Catus domesticus	31
— — ferus	—
— Leo	25
— Leopardus	30
— Lynx Temm.	25
— Onca	31
— Panthera	30
— Tigris	28

	Seite.
Felis Uncia Gmel.	32
Fiber cibethicus	63
Galeopithecus volans	118
Gulo borealis	41
— mellivorus	46
Halmaturus giganteus	122
Hapale leucocephalus Geoffr.	14
Herpetes Ichneumon Gmel.	33
Hippopotamus amphibius	105
Hyaena crocuta Gmel.	24
— striata Briss.	23
Hypudaeus aquaticus Ill.	53
— Lemmus	50
— oeconomus Ill.	53
Hystrix cristata	64
— prehensilis	65
Inuus sylvanus Geoff.	11
Lagomys alpinus Desm.	67
Lasiopyga nemaea Ill.	12
Lemur Catta	16
Lepus Cuniculus	65
— timidus	66
— variabilis	65
Lichanotus brevicaudatus Ill.	16
Lutra vulgaris	39
Manatus americanus	111
Manis brachyura Erxl.	72
— tetradactyla	—
Megaderma Lyra Geoffr.	121
Meles vulgaris	40
Mephitis Putorius Gmel.	38
Monodon Monoceros	116
Moschus moschiferus	82
— pygmaeus	83
Mus arvalis	58
— decumanus	57
— musculus	58
— Rattus	54
Mustela Erminea	34
— Foina	37
— Furo	38
— Martes	35
— Putorius	—
Mustela Zibellina	36
Myoxus avellanarius	61
— Glis Gmel.	59
Myrmecophaga jubata	71
Ornithorhynchus fuscus	123
— paradoxus	126
Ovis strepticeros	94
Petaurus pygmaeus Ill.	124
Phascolomys Wombat	—
Phoca jubata	109
— ursina	—
— Vitullina	107
Phyllostoma Spectrum	119
Physeter Macrocephalus	115
Pithecus Satyrus Geoffr.	9
Procyon Lotor	42
Pteromys volans Ill.	59
Pteropus edulis Briss.	119
— griseus Briss.	121
Rhinoceros africanus	106
— indicus	—
Rhinolophus Ferrum equinum Geoffr.	120
Sciurus vulgaris	60
Sorex araneus	49
— exilis	—
— fodiens	48
Stenops tardigradus Ill.	16
Stentor Seniculus	13
Stolichnus senegalensis	16
Sus Scropha	99
Talpa europaea	49
Tapirus americanus	101
Trichecus Rosmarus	109
Ursus americanus	46
— Arctos	43
— labiatus	47
— maritimus	45
Vespertilio auritus	120
— murinus	118
Viverra Civetta	33
— Genetta	—
— Zibetha	32

B.

Deutſches Regiſter.

	Seite.
Aeneasratte	123
Affe: Brüllaffe	13
— : Kapuzineraffe	15
— : Klammeraffe	14
— : Kleideraffe	12
— : Naſenaffe	—

	Seite.
Affe: Perückenaffe	12
— : Seidenaffe	14
— : Todtenkopfaffe	15
Ai	68
Ameisenfresser: gemähnter	71
Ameisenigel: stachliger	72
Argali: sibirischer	96
Auerochse	—
Bär: brauner	43
— : Eisbär	45
— : Lippenbär	47
— : Schnauzenbär	—
— : schwarzer	46
— : Waschbär	42
Baummarder	35
Beutelratte, große	124
Biber: gemeiner	62
— : Halbbiber	63
Bison: amerikanischer	99
Blutsauger	119
Bobak	58
Braunfisch	116
Brüllaffe: rother	13
Büffel	97
Dachs: gemeiner	40
— : Honigdachs	42
Damhirsch	87
Delphin: gemeiner	116
Dromedar	79
Dschiggetai	77
Edelhirsch	85
Edelmarder	35
Eichhörnchen: fliegendes	59
— : gemeines	60
Eisbär	45
Eisfuchs	23
Elennthier	89
Elephant: afrikanischer	103
— : indischer	—
Esel	76
Faulthier: dreizehiges	68
Finnfisch: gemeiner	114
Fischotter: gemeine	39
Fledermaus: gemeine	118
— : langohrige	120
Flugbeutler: kleiner	124
Flußpferd	105
Frettchen	38
Fuchs: Eisfuchs	23
— : gemeiner	20
Galago: senegalischer	16
Gazelle	92
Gemse	90

	Seite.
Genettkatze	33
Giraffe	83
Goldwolf	22
Gnu	92
Gürtelthier: schwarzes	70
Hamster: gemeiner	54
Hase: gemeiner	66
— : Pfeifhase	67
— : veränderlicher	65
Haselmaus: kleine	61
Hausratte	54
Hausziege	94
Hermelin	34
Hirsch: Damhirsch	87
— : Edelhirsch	85
Honigdachs	42
Hufeisennase: große	120
Hund: fliegender	119
— : Windhund	17
Hyäne: gefleckte	24
— : gestreifte	23
Ichneumon: ägyptischer	33
Igel: gemeiner	47
— : langohriger	—
Iltis	35
Indri: kurzschwänziger	16
Jaguar	31
Känguru: großes	122
Kameel: einhöckeriges	79
— : zweihöckeriges	80
Kameelparder	83
Kaninchen	65
Kapuzineraffe	15
Kaschmirziege	94
Katze: wilde	31
— : zahme	—
Klammeraffe: schwarzer	14
Kleideraffe	12
Kuskus: ostindischer	123
Lama	81
Leiernase	121
Lemming	50
Leopard	30
Löwe	25
Lori: fauler	16
Luchs	25
Maget: gemeiner	11
Maki: Eichhorn-	16
— : fliegender	118
Mammuth	105
Marder: Edelmarder	35
— : Steinmarder	37
Maulwurf	49

	Seite.
Maus: Feldmaus	58
— : Hausmaus	—
— : Springmaus	57
— : Waſſer-Spitzmaus	48
Manati: amerikaniſcher	111
Maulefel	77
Maulthier	—
Meerſchwein	116
Meerſchweinchen: gemeines	67
Mokoko	16
Moſchusthier: wahres	82
Muflon	96
Murmelthier: Alpen-	56
Narwal: gemeiner	116
Naſenaffe	12
Nashorn: afrikaniſches	106
— : indiſches	—
Nilpferd, ſ. Flußpferd	
Ondathra	63
Orang-Utang: afrikaniſcher	10
— : aſiatiſcher	9
Panther: ächter	30
Pavian: brauner	11
Perükkenaffe	12
Pfeifhaſe	67
Pferd: edles	73
Philander	123
Pottwall: großköpfiger	115
Quagga	77
Ratte: Hausratte	54
— : Wanderratte	57
— : Waſſerratte	52
Reh	85
Rennthier	88
Rhinoceros, ſ. Nashorn!	
Rind: zahmes	98
Robbe, ſ. Seehund!	
Ruſette: graue	121
Saimiri	15
Schaf: deutſches	96
— : fettſchwänziges	95
— : fettſteißiges	—
— : kretiſches	—
— : kurzſchwänziges	—
— : ſpaniſches	—
Schakal	22
Schnabelthier: braunes	125
— : röthliches	126
Schoberthier	67
Schuppenthier: kleines	72
Schweifbeutler: langgeſchwänzter	124
Schwein: wildes	99
— : zahmes	100
Seebär	109
Seehund: gemeiner	107
Seelöwe	109
Seeotter	39
Seidenaffe	14
Siebenſchläfer	59
Sparmaus	53
Spitzmaus: gemeine	49
— : ſibiriſche	—
— : Waſſer-Sp.	48
Springbock	93
Springmaus: ſibiriſche	57
Stachelſchwein: gemeines	64
— : wikkelſchwänz.	65
Steinbock	93
Steinmarder	37
Stinkthier	38
Tapir: amerikaniſcher	101
Tiger: königlicher	28
Todtenkopfäffchen	15
Trampelthier	80
Unze	32
Uiſiti: weißköpfiger	14
Vampyr	119
Vielfraß	41
Wallfiſch: gemeiner	113
Wallroß	109
Wanderratte	57
Waſchbär	42
Waſſerratte	52
Waſſer-Spitzmaus	48
Wieſel: Hermelin-W.	34
— : kleines	—
Windhund	17
Wolf	19
Wombat	124
Wühlmaus: ökonomiſche	53
Zebra	76
Zibethkatze: afrikaniſche	33
— : aſiatiſche	32
Ziege: angoriſche	94
— : Hausziege	—
— : Kaſchmirziege	—
Zieſel	58
Zobel	36
Zwerghirſchchen	83

Gedruckt bei F. Weidle in Berlin.